

Aber Herr Herzog!

Die
Liebesabenteuer des
Marschalls von Richelieu
Von ihm selbst erzählt


Eine chronique amoureuse aus
galanter Zeit.

Herausgegeben von
Friedrich Wencker



Berlin
Südende

Morawe & Scheffelt. Verlage



Digitized by the Internet Archive
in 2024

Minnen till den för
vård frändseft
6.9.32. Gy. Minnen.





Ohlenroth'sche Buchdruckerei Erfurt



LE MARÉCHAL DE RICHELIEU
à l'âge de 30 ans

Aber Herr Herzog!

Die Liebesabenteuer des Marschalls von Richelieu

Von ihm selbst erzählt

Eine chronique scandaleuse aus galanter Zeit

Herausgegeben von

FRIEDRICH WENCKER

Mit 10 Zeichnungen
von Franz Christophe
und einem Porträt nach
einem alten Kupfer

23.—32. Tausend

1 9 2 5

Morawe & Scheffelt / Verlag / Berlin-Südende

Aber Herr Herzog!

Die Liebesabenteuer des Fürstlichen von Richelieu

Von ihm selbst erzählt

Eine chronische Geschichte aus späterer Zeit

Herausgegeben von

FRIEDRICH WENCKER

Mit 12 farbigen
von Hand gezeichneten
und einem Holzschnitt
aus der Zeit

17-18. Jahrhunderte

Copyright 1925 by Morawe & Scheffelt Verlag, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Morawe & Scheffelt Verlag Berlin-Stände

Der Marschall von Richelieu erzählt seiner Freundin,
der Marquise von Mauconseil, die Geschichte
seiner Jugend

Schon lange, meine teure Freundin, haben Sie mich um eine getreue Geschichte der Abenteuer ersucht, die ich von meiner Vorstellung am Hof Ludwigs XIV. an bis zum ersten Augenblick unseres Bekanntwerdens erlebt habe. Aber Sie wissen recht gut, daß ich mehr als einen Band schreiben müßte, wenn ich Ihr Verlangen erfüllen soll. Doch da wir es einmal unter uns ausgemacht haben, so trägt auch meine Freundschaft keine weiteren Bedenken mehr. Und so ungern ich auch die Feder ergreife — obwohl ich Mitglied der Akademie bin — so gebe ich Ihnen doch mein Wort, daß Sie wöchentlich ein Dutzend Blätter aus meiner Lebensgeschichte erhalten sollen.

Ich habe alle Papiere aufgehoben, und es wird sich eine so große Zahl von Begebenheiten und Anekdoten darin finden, daß ich wohl schwerlich befürchten darf, Sie zu langweilen.

Ich hoffe lange zu leben, wenigstens hat man es mir prophezeit, und ich schenke einer Wahrsagung, die mir so sehr schmeichelt, gerne Glauben, weil ich dadurch immer noch mehr interessante Beiträge zur Geschichte meines Lebens zu erhalten gedenke. Bald bin ich fünfzig Jahre alt, ich habe also, wenn ich mich nicht täusche, noch die Hälfte meines Lebens vor mir. Denn mehrere Astrologen haben mir die Versicherung gegeben, daß ich ein Alter von hundert Jahren erreichen werde, wenn ich mich nur vor dem

Monat März in acht zu nehmen verstünde. So bleibt mir also Muße genug übrig, und ich fühle nicht die geringste Abnahme meiner moralischen oder physischen Kräfte.

Mein Freund Tingri und ich hatten uns gelobt, einander alle historischen und skandalösen Anekdoten, die sich unter unseren Augen zutragen würden, schriftlich mitzuteilen, und wir haben auch schon einen großen Vorrat gesammelt. Man kann aus ihnen ersehen, daß große Wirkungen meist kleinen Ursachen entspringen, namentlich bei Hofe, wo der, welcher sein Glück machen und sich behaupten will, vor allen Dingen Talent zur Intrigue besitzen muß.

Nach dieser Idee gedenken wir unsere Geschichte zu schreiben, und wie Tingri mir sagt, hat er schon einen großen Teil vollendet. Auch ich habe schon Hand ans Werk gelegt, aber für einen Berufsschriftsteller bin ich zu zerstreut, und die Geduld, endlose Bände mit meinen Memoiren zu füllen, wie dies Sully und Brantome gethan haben, und wie es in unserer Zeit wieder Mode geworden ist, würde ich niemals besitzen. Ich ziehe das ewig neue Vergnügen, einer Dame den Hof zu machen, der Langeweile vor, mich auf meinem Zimmer einzuschließen und mich in die Vergangenheit zu versenken, denn sie ist für mich weit weniger anziehend als die Gegenwart. Doch ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich mehr tun will, als ich versprochen habe, und daß Sie von meinem Lebenslauf soviel, als ich selbst weiß, erfahren sollen.

Hoffentlich schade ich mir aber dadurch nicht bei Ihnen. Wenn Sie mich so oft in der Liebe strafbar finden, wie selten ich es in der Freundschaft war, so sollten Sie mir eigentlich die Herzogin von *** ersetzen und dann selbst entscheiden, ob ich, aller Untreue ungeachtet, jemals aufgehört habe, Ihr Freund zu sein. Ich will vergessen, daß es eine große Arbeit ist, was ich, um Ihnen zu gefallen, unternehme, und ich hoffe es nach und nach doch zu Ende zu führen.

Da ich gegenwärtig mit Geschäften überhäuft bin, die mich ermüden und langweilen, so wird mir das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, eine angenehme Zerstreuung verschaffen. Und vor allem wird mich die Aussicht auf die Belohnung, die meiner dafür in Paris harrt, mit neuem Mut beleben.

Ich habe Ihnen schon geschrieben, daß ich zum Sammeln meiner Gedanken Zeit brauche, und daß ich mir aus Paris meine eigenhändigen Aufzeichnungen kommen lasse, die in einem Koffer liegen, den mir mein Bibliothekar Boquemare demnächst schicken wird, denn ich will mich lieber der Abenteuer meiner Jugend erinnern, als hier die Protestanten unterdrücken, obgleich ich fast Tag für Tag vom Hof den ausdrücklichen Befehl erhalte, sie mit aller Strenge zu bestrafen. Der kleine St. Florentin ist ihr grausamer Verfolger, und wollte ich ihm Gehör schenken, so würde das Blut in Strömen fließen. Ich bin zufrieden, wenn man mir gehorcht. Widersetzlichkeit kann mich sehr aufbringen, aber zum Glück für diese Leute bin ich nicht von dem Fanatismus eines Missionars besessen und keineswegs von den strengkatholischen Anschauungen meines Großheims, des Kardinals, befangen. Voltaire hat mich schon längst überzeugt, daß fast jede Art von Gottesdienst nur eine Grimasse, wahre Gottesverehrung dagegen heilsam, sanft und tröstend sei. Ich gebe den Dienern der Kirche die Schuld, aus unserem Glauben eine blutdürstende Religion gemacht zu haben, und es kümmert mich sehr wenig, auf welche Art die Leute zu Gott beten, wenn sie nur nicht die öffentliche Ruhe stören. St. Florentin, der nicht frömmer ist als ich, denkt die Bekehrung der Protestanten mit Rad und Galgen zu beschleunigen, und im Geist sehe ich schon den kleinen Mann sehr irreligiös mit dem Dolch in der Hand durch die ganze Languedoc rennen. Doch mag der Mann mit seinen engbrüstigen Begriffen herumirren und bekehren, soviel er will, — ich wende mich wieder der Erzählung dessen zu, was Sie von mir verlangt haben.

Meine Jugendjahre

Wie die alten Chroniken mit der Erschaffung der Welt, so will auch ich meine Geschichte mit meinem ersten Erdentag beginnen. Ich muß ein frühreifes Kind gewesen sein, denn die Natur hielt es nicht für nötig, mich im Mutterleib länger als sieben Monate zu bergen. Meine Mutter, die an heftigem Schnupfen litt und völlig erschöpft war, brachte mich am 13. März 1696 zur Welt. Mein Vater, der nur zwei Töchter hatte und auch nicht mehr jung war, betrachtete mich als ein Geschenk des Himmels, doch ich war so schwach, daß man wenig Hoffnung auf meine Lebenskraft setzte. Ich mußte förmlich in Baumwolle eingewickelt werden, und jeder Tag schien mein letzter zu sein, mein Vater war schon im voraus auf den Kummer gefaßt. Der alte Herzog liebte die Ärzte nicht. Er wollte seine vergeudete Jugendkraft wiedererlangen, aber da ihm die Wissenschaft nicht dazu verhelfen konnte, hielt er alle Arzeneien für zwecklos und hin-fällig. Man riet ihm, keinen Arzt an die Wiege seines Sohnes zu lassen, und er befolgte das natürlich sehr gern. So wurde ich der Pflege der Natur überlassen, und ich habe heute keinen Grund, dies zu bereuen.

Allmählich kräftigte sich mein schwacher Körper, und die Befürchtungen meiner Eltern schwanden immer mehr. Da brachte mich noch einmal ein Rückfall an den Rand des Grabes. Man

hatte mich schon aufgegeben, als ich plötzlich und unerwartet durch heftiges Erbrechen gerettet wurde. Der Kammerfrau meiner Mutter, übrigens einem sehr hübschen Mädchen, verdanke ich mein Leben. Aus Neugierde war sie an meine Wiege getreten, die bald mein Sarg werden sollte, betrachtete und befühlte mich. Da begann ich mich zu bewegen. Auf ihr Rufen eilte mein Vater herbei, und so wurde ich gerettet. Ich habe die wackere Frau, bei der sich zuerst meine Zuneigung zum weiblichen Geschlecht zeigte, nicht vergessen. Sie heiratete meinen Kastellan zu Schloß Fronsac und lebt heute noch glücklich und zufrieden als alte Matrone.

Von jener Zeit an war ich nicht mehr krank. Ich nahm zu, und schon nach wenigen Monaten war meine Gesundheit dermaßen gekräftigt, daß meine Eltern für die Zukunft außer Sorge sein konnten. In dem Umstand, daß ich bei Annäherung der Kammerfrau aus dem Starrkrampf erwachte, wollten meine Schmeichler eine Vorbedeutung des mächtigen Einflusses erkennen, den die Liebe auf mich ausüben sollte. Zu verwundern wäre es ja nicht, daß ein Mann wie ich, der soviel Stoff zum Gespräch gab, schon von der Wiege an von einem außerordentlichen Schicksal geleitet worden wäre.

Im Jahre 1699 wurde ich getauft, der König und die Herzogin von Bourgogne waren meine Paten. Auch Frau von Maintenon, die, als sie noch Madame Scarron hieß, meinen Vater oft besucht und ihm auch später die Freundschaft bewahrt hatte, übertrug diese auch auf den Sohn ihres Schützlings, ja, sie nannte mich sogar ihren lieben Sohn. Als ich vierzehn Jahre alt war, wurde ich zu Versailles dem König Ludwig XIV. sowie dem ganzen Hof vorgestellt. Der König empfing mich freundlich, denn er liebte den Namen Richelieu, den mein Großoheim mit soviel Ruhm geführt hatte, und er besaß Scharfsinn genug, um den Einfluß zu ermessen, den der Kardinal auf seine Regierung, deren Glanz er vorbereitete,

gehabt hatte. Als ich meine erste Schüchternheit überwunden hatte, warf ich einen Blick auf den großen König, den ich noch viel großartiger und erhabener fand, als ich ihn mir trotz seines Alters vorgestellt hatte. Nie haben meine Augen wieder eine so majestätische Erscheinung gesehen, und von allen Menschen, die ich kennen gelernt habe, schien er mir der zu sein, der zum Oberhaupt der französischen Nation hätte gewählt werden müssen, wenn ihn nicht schon seine Geburt auf den Thron erhoben hätte.

Die zahlreichen Beweise von Gunst, die mir am Hofe zuteil wurden, förderten frühzeitig die Entwicklung meines Charakters, der von Natur kühn und zu außergewöhnlichen Unternehmungen geneigt war. Schon mit vierzehn Jahren kannte ich die Allgewalt der Liebe, hatte ich schon Erfahrungen auf dem Gebiete der Galanterie. Selbst diejenigen Hofdamen, die sich am meisten dem Vergnügen hingaben, besaßen noch nicht jene Leichtigkeit, die man erst mit den Sitten der Regentschaft angenommen hat. Der König und Frau von Maintenon hielten noch auf einen gewissen feierlichen Ton im Reden und im ganzen Benehmen überhaupt, der den Höfling sehr leicht in bestimmten Schranken hielt. Man liebte in Versailles das Vergnügen, aber man konnte es nur mit der Vorsicht und der Zurückhaltung wie in einem Seminar genießen. Sobald der König oder seine Favoritin etwas von üblem Betragen eines Höflings erfuhren, war es gar nicht selten, daß ihm von seiten des Königs befohlen wurde, sich mit seiner Frau gut zu vertragen. Diese friedliche Inquisition, deren Herrschaft bis ins Innere der Familien drang, stiftete zwar äußerlich etwas Gutes, aber sie machte auch andererseits die Galanterie desto schlauer und vorsichtiger, schuf jene Heuchelei, die wenige Jahre darauf unter der Regentschaft die Maske abnahm. Jetzt, da kein Verbot mehr Beschränkungen auferlegte, da vielmehr das Beispiel des Regenten selbst Vergnügungen jeder Art das Wort redete, gebot nicht mehr die Etikette, Liebe zu seiner Frau zu heucheln.

Die Niederlagen Frankreichs im spanischen Erbfolgekrieg hatten das Greisenalter des Sonnenkönigs verbittert. Die Herzogin von Bourgogne, die der König wegen ihres ungeschminkten, kindlichen Wesens sehr liebte, suchte auf jede Weise den Kummer ihres Großvaters zu lindern. Durch Kindereien aller Art, durch Bälle und Feste suchte sie ihn zu zerstreuen und den König wie den Hof über das sinkende Ansehen Frankreichs hinwegzutäuschen. Es versteht sich von selbst, daß ich zu diesen Festlichkeiten als Patenkind der Herzogin jederzeit Zutritt hatte, außerdem aber gehörten ihre Gesellschaftsdamen größtenteils dem Hause Noailles an oder waren mit ihm verschwägert. Da aber mein Vater nach dem Tod meiner Mutter sich zum drittenmal verheiratet hatte, und zwar mit einer geborenen Noailles, der Witwe eines Parlamentsrates, dessen Vermögen die etwas heruntergekommenen Finanzen unserer Familie wieder auffrischen sollte, so hielten sich alle verpflichtet, mich als ihren neuen Verwandten besonders auszuzeichnen. Diese Umstände machten mich keck, ich gab dreiste Antworten, und alle Welt glaubte, ich hätte Verstand; ich wurde der Liebling der Mode, des Tages. Meine Antworten, mein ganzes Benehmen gefielen der Herzogin — und daraus entstanden die ersten Unruhen und Verwirrungen meines Lebens.

Sie können sich leicht denken, meine teure Freundin, daß ein Kind von meinem Alter außer sich vor Freude war, solchen Vergnügungen beiwohnen und, was noch mehr ist, daran teilnehmen zu dürfen. Die politischen Mißerfolge und Niederlagen jener Zeit gingen mich wenig an, ich dachte nur an mein Vergnügen und auf die Mittel, mir es so oft als möglich zu verschaffen.

Ich wurde oft zu den Bällen der Herzogin, die meist in Marly abgehalten wurden, zugezogen und auch zu den Tanzproben, bei denen der König anwesend war. Man versammelte sich dazu in einem Zimmer der Herzogin, wo nur wenige Personen vertrau-

lichen Zutritt hatten. Da ich nur mit der Etikette des väterlichen Hauses vertraut war, konnte ich nicht den hohen Grad von Ehrerbietung ermessen, den eine solche Gesellschaft beansprucht. Was ich hier jedoch tat oder sprach, wurde genau so aufgenommen wie in einem Privathause das ungezwungene Benehmen eines verzogenen Kindes, wenn es nur sonst ein artiges Kind ist. Mein keckes Auftreten hielt man nur für Kinderei, wiewohl es gar deutlich meinen Charakter offenbarte.

Meine Stiefmutter, die meinen Vater völlig beherrschte und seine Schulden abzutragen suchte, sorgte sehr kärglich für mein Vergnügen. Ich ging so dürftig, wie nur eben möglich, nach meinem Stand gekleidet, und beklagte ich mich darüber, so lachte sie und sagte, mein angenehmes Wesen würde das alles ersetzen. Doch ein solches Kompliment füllte meine Börse nicht und versetzte mich viel eher in eine recht üble Laune, die oft laut wurde. Einmal, als die anderen Tänzer so prächtig gekleidet waren, daß mein Anzug als sehr mittelmäßig, ja, fast ärmlich abstach, und verschiedene junge Herren mich damit aufzogen, zahlte ich es meiner Stiefmutter heim, indem ich antwortete, es wäre ein Stiefmutterkleid. Wer den Hof kennt, weiß am besten, wieviel Glück solche Bemerkungen haben können. Mehrere Tage lang lief meine Antwort als Bonmot von Mund zu Mund, und wenn jemand nicht gerade herrschaftlich gekleidet war, pflegte man scherzend zu sagen: «Voilà un habit de belle-mère».

Noch mehr Glück hatte ich mit einer anderen Anekdote. Die Herzogin von Bourgogne eröffnete einst den Ball mit dem Herzog von Berry und dem Herzog von Bourbon, denn als Prinzessin von Frankreich durfte sie nur mit Prinzen oder Herzögen tanzen. Nach dem ersten Menuett nahm sie den Herzog von Brissac. Es war üblich, daß der Tänzer gleich wieder mit seiner Dame tanzen mußte, dennoch ließ der Herzog von Brissac sie stehen und wählte eine andere Dame. Dieses Benehmen einer Prinzessin von Frankreich

gegenüber fiel unliebsam auf, und man machte seine Bemerkungen darüber, doch Brissac kümmerte sich nicht darum. Da bat ich die Herzogin von Bourgogne, indem ich ihr die Hand drückte: „Erlauben Sie mir, Madame, daß ich den Fehler meines Freundes Brissac wieder gutmache . . .“ Sie nahm meine Einladung an, und gerade diese Ungezwungenheit zwischen uns beiden, das gegenseitige Etikettenspiel, das man einem reifen Mann als Ungezogenheit ausgelegt hätte, rief allgemeinen Beifall hervor. Man bewunderte meine Geistesgegenwart, und der König selbst fand Gefallen daran; ein jeder wollte mich zum Essen bei sich haben, man stritt sich um dieses Vergnügen, und die Herzogin von Bourgogne tat es von der Zeit an nicht anders, als daß ich an einem jeden ihrer Feste teilnehmen mußte. Die Schüchternheit der ersten Tage hatte ich bald ganz abgelegt, und in kurzem war ich schon beherzt, denn ich sah, daß mir alles glückte.

Man sprach bei Hofe von nichts anderem mehr, als von meinen sinnreichen Einfällen und von meinem Geist, ich wurde zum Spielzeug der Gesellschaft, selbst der König lachte bisweilen über meine drolligen Scherze, und seine Gegenwart hatte bald gar keinen hemmenden Einfluß mehr auf mich. Ich wurde das verzogene Schoßkind aller Frauen. Frau von Maintenon fand mich allerliebste und sagte, ich fange bereits an, ein Mann zu werden.

Während ich nun auf die Erfüllung ihrer Weissagungen wartete, wurde ich gar verwegen und ausgelassen. Die Herzogin von Bourgogne überhäufte mich mit Güte, und obgleich sie Thronerbin war, sah ich in ihr doch nur das artige brünnette, anziehende Mädchen. Eine jede Dame sah mich gern, ich fand daher nichts Besonderes dahinter, daß eine große Prinzessin mich mit denselben Augen betrachtete, und in kurzer Zeit stand ich mit ihr auf vertrautem Fuß. Ich erhielt die Erlaubnis, ihr den Hof zu machen. Sehr oft ging ich nunmehr zu ihr, um mit ihr in ihrem Schlafzimmer einige Figuren aus den Tänzen zu wiederholen; man vertrieb sich die Zeit

mit kleinen Spielen, wobei ich mit meiner Verwegenheit glänzte. Man applaudierte, und ich bekam Mut zu Größerem.

Einst hatte ich mich, ehe die Prinzessin erschien, hinter ihren Bettgardinen versteckt, um zu hören, was man wohl über mich sagen würde. Es dauerte auch nicht lange, so war alles versammelt. „Es hat ihm beliebt, anderen Damen den Hof zu machen,“ sagten einige Tänzerinnen. Meine Mittänzer, die ein wenig eifersüchtig auf mich waren, murmelten ganz leise, daß das den Respekt vor der Herzogin vergessen heiße, allein sie entschuldigte mich. „In seinem Alter,“ sagte sie, „muß man schon ein wenig Nachsicht mit ihm haben. Auch andere Frauen, meine Damen, können dieses Kind sehr liebenswürdig finden, und es kann uns daher nicht wundernehmen, wenn man ihn uns vorenthält.“ Ich machte nun eine Bewegung, sodaß der Vorhang rauschte. Kaum wurde dies bemerkt, als die Damen schon erschranken und wissen wollten, wer sich wohl versteckt haben könnte. Aus Angst, ertappt zu werden bevor ich mich selbst gezeigt hätte, kroch ich unter das Bett. Der Vorhang bewegte sich aufs neue, und die Damen flohen auf und davon. Da trat Brissac herzu.

„Es ist ein Mann,“ rief er.

„Ein Mann, ein Mann!“ hallte es wider.

Zu meinem Glück erkannte er mich, als er sich bückte, dennsonst könnte dies Abenteuer gefährliche Folgen für mich gehabt haben. Brissac ergriff mich am Bein, zog mich unter dem Bett hervor.

„Es ist Fronsac,“ sagte er.

Man half ihm, mich hervorzuschaffen, und ich sah etwas beschämt und verwirrt aus.

Alle sahen sich verwundert an, aber niemand wagte zu reden.

Ich fiel der Herzogin von Bourgogne zu Füßen. Sie brach in lautes Lachen aus, und das flößte mir wieder Mut ein. Ich ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Ich bitte um Verzeihung, Madame,“ sagte ich, „ich wollte

nur wissen, was die Damen von mir denken, und ich bitte untertänigst, vergessen Sie diese Unbesonnenheit, daß ich erfahren wollte, in welchem Ruf ich stehe.“

„Alles,“ erwiderte die Prinzessin, „läßt sich wohl entschuldigen, nur nicht die Furcht, die Sie uns eingejagt haben.“

Dieser Vorfall, der deutlich genug zeigt, was für ein Wagehals ich war, hätte mich leicht eine Zeitlang in die Bastille bringen können, wo meine Vernunft vielleicht zur Reife gelangt wäre. Doch soviel ist sicher, daß ich die Tragweite meiner Handlungen nicht voraussah.

Von Tag zu Tag wurde ich mit der Herzogin von Bourgogne vertrauter. Einmal war ich sogar so verwegen, sie umarmen zu wollen, und ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn ich öfters Gelegenheit gehabt hätte, mit ihr allein zu sein. Ich hätte wohl alles gewagt und wäre entweder glücklich oder verloren gewesen.

Die Herzogin von Bourgogne war nicht gerade schön, aber sie besaß einen sehr hübschen Körperbau. Sie hatte eine aufgeworfene, österreichische Unterlippe, ein Erbteil der Verwandtschaft ihrer Familie, das bisweilen auch auf Seitenlinien übergeht. Ihr Haar war kastanienbraun, ihre Gesichtszüge unregelmäßig, aber voll Leben: rasch wie der Blitz flog ihr Auge umher. Sie hatte fast alle Zähne verloren, aber sie scherzte meist selbst darüber. Insgeheim war es ihr jedoch sehr peinlich, wenn man davon sprach. Ihre Haut war zart, ihr Busen nicht voll, aber doch schön. Dazu war sie gut gewachsen, ihre ganze Gestalt voll Würde, Anmut und Reiz. Frauen, die sich zierten, konnte sie ebensowenig leiden, wie allzu langes Verweilen bei der Toilette, sie verlor dabei die Geduld.

Ihr gütiges Entgegenkommen gegen mich erreichte in kurzem einen solchen Grad, daß es bei Hofe wie in der Hauptstadt Aufsehen erregte. Ich bekam dadurch einen gewissen ungezwungenen Ton gegen jedermann, was meinem Vater sehr mißfiel, denn er war spröde und einsilbig. Auf der einen Seite wurde ich durch den Beifall der Gesellschaft, die meine Torheiten stets billigte, zu neuen

losen Streichen verleitet, auf der andern Seite aber mußte ich von meinem Vater die ernstesten Verweise anhören.

Ich habe mit Vergnügen nach dem Tod meines Vaters verschiedene Briefe gelesen, die mir Aufschluß über mein damaliges Verhalten bei Hofe gaben. Ich war erst ein paar Monate in Versailles, als Frau von Maintenon meinem Vater, der selten dorthin kam, Nachricht von mir gab.

„Es freut mich,“ schrieb sie ihm am 8. Januar 1711, „Ihnen mitteilen zu können, daß sich der Herzog von Fronsac in Marly recht gut macht. Nicht leicht hat ein junger Mann einen so versprechenden Eintritt in die große Welt getan, er gefällt dem König und dem ganzen Hof. Was er tut, findet Beifall, er tanzt sehr schön, beim Spiel hat er Anstand, er reitet vortrefflich. Er ist artig, weder schüchtern noch dreist. Scherzt gern und ist ein angenehmer Gesellschafter. Kurz, es fehlt ihm an nichts; ich habe noch keinen Tadel über ihn gehört. Ich fühle jetzt, was ich Ihnen bin, denn ich freue mich innigst, wenn ich ihn loben höre und Ihnen ein solches Zeugnis von ihm geben kann. Sie werden es als aufrichtig annehmen, denn Sie wissen wohl, daß ich nicht zu schmeicheln pflege. Die Herzogin von Bourgogne zeigt sehr viel Aufmerksamkeit für Ihren Sohn. Gestern abend ließ ich ihn zu mir bitten und war aufs angenehmste über sein Betragen erstaunt. In der Tat, er ist ein Wunder. Genießen Sie dieses Glück, lieber Herzog, und seien Sie versichert, daß es Ihnen niemand mehr gönnt und wünscht als ich.“

Nie vergesse ich die gütige Sorgfalt der Frau von Maintenon, die mir Mutter und Lehrerin zugleich war. Mein Vater, der an Podagra und Schlagflüssen litt, hatte wenig Gewalt über mich, sie dagegen beherrschte mich unumschränkt. Ich spielte viel, verlor oft, dachte nur an Tändeleien, Frau von Maintenon, die mich nie aus den Augen verlor, rief mich wie ein Mentor durch Warnungen oder Gefälligkeiten zurück, selbst dann, wenn ich es

wirklich verdient hatte, von ihr vergessen zu werden. Cavoy hatte von ihr den Auftrag erhalten, mich zu beobachten und mir heimlich nachzugehen, um ihr dann Rechenschaft zu geben.

Sie sah es ungern, daß ich von Blume zu Blume flog, und sie, die immer nur von Tugend und Frömmigkeit sprach, ward allmählich des Verdachts müde, den meine mehr als zweideutige Aufführung erregte. Wenn es damit noch weitergehen sollte, beschloß sie, mir Einhalt zu gebieten. Sie liebte meine Familie und war besorgt, ich möchte mich einer Lebensart überlassen, die ihren Grundsätzen zuwider war. Zwar hatte ich die Stimme der Gesellschaft, bei der noch kein Verdacht einer Liebschaft mit der Herzogin von Bourgogne entstanden sein konnte, noch nicht gegen mich. Der Geist jener Zeit, der weder dem Mann noch der Frau eine Untreue verzieh, konnte mir noch nicht das Urteil sprechen.

Das Feuer meiner Jugend, das sich zu meinem Unglück leider nur wenig dämpfen ließ, nahm nun immer mehr zu. Bald galt ich als der Held der angenehmsten Abenteuer. Die Unbesonnenheit und Eifersucht einiger Damen bestätigten denen die Wahrheit, die sie zuerst nur mutmaßten.

Madame **, die sich erst kürzlich vermählt hatte, war eine der ersten, die mich in Ruf brachten; denn sie verfolgte mich überallhin. Eines Tages, just als sie in einer Stellung auf meinem Schoß saß, die meine Begierden entfachte, trat ihr Mann ins Zimmer. Sie schrie laut auf.

„Warum wollen Sie mich denn durchaus nicht umarmen?“ rief ich, ohne meine Geistesgegenwart zu verlieren. „Ich gebe nicht nach, und Sie müssen Ihre Schuld gerade in Gegenwart des Herrn Marquis abtragen. Wir haben nämlich gewettet, ich habe gewonnen. Der Verlierer muß bezahlen, das ist nicht mehr als billig.“

„Freilich müssen Sie das, meine teure Gemahlin,“ erwiderte der gute Ehemann. „Herr von Fronsac hat recht, ein Biedermann bezahlt seine Schulden.“

Die Frau tat noch immer, als ob sie nicht wollte, und verschaffte mir dadurch Zeit, meine Kleider wieder in Ordnung zu bringen. Schließlich umarmte ich die Frau mit Erlaubnis des Mannes, da man seiner Meinung nach eher nachgeben müsse, als sich sein Haar verwirren zu lassen. Ich gehorchte und ließ keine Spuren von dem, was vorgefallen war, zurück. Madame **, die nun beruhigt war, konnte sich des Lachens nicht enthalten, und ihr zufriedener Gemahl beglückwünschte sich selbst, daß er diesen Zwist beigelegt hatte.

„Ohne mich,“ rief er und umarmte nun auch seine Gemahlin, „würde es noch lange gedauert haben.“

„Solange, als es mir nur möglich gewesen wäre,“ erwiderte ich.

„Da, hören Sie, Madame. Sehen Sie,“ fuhr er fort, „wie verbunden Sie mir sein müssen! Ich kenne ihn, er ist ein Starrkopf, er hätte sein Wort gehalten, und ich bin daher von Herzen froh, daß ich Sie aus der Verlegenheit befreit habe.“

Teure Freundin, Sie können sich wohl denken, was in mir vorging. Ich war auf meine Geistesgegenwart furchtbar stolz, und Madame ** hatte mich dafür um so lieber. Sie konnte sich das Vergnügen nicht versagen, dieses Abenteuer einer Freundin zu erzählen. Diese verriet es wieder einer andern, und es trug mir viel Ehre ein. Solch unerschrockener Liebhaber war nach ihrer Meinung zum Bezaubern. Die Frauen wiesen auf mich als Vorbild und Muster hin, wenn sich jemand bei Liebeshändeln linkisch benommen hatte. Fronsac, hieß es, würde nicht so gehandelt haben. Es ist kaum glaublich, wie viele Gunstbezeugungen mir dieser Ruf verschaffte.

Inmitten dieses Strudels suchte mich die Herzogin von *** beständig zu machen. Schon lange und oft hatte ich ihr meine Liebe beteuert, aber sie war nicht zu überreden. Sie begegnete mir eines Tages gerade zu einer Zeit, da ich es am wenigsten erwartete, und dazu in einer Gesellschaft von Damen, die ihr alle Ursache gaben,

an meiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Dieser Umstand verzögerte den günstigen Augenblick, nach dem ich mich sehnte.

Sie warf mir meine Jugend, meine Unbesonnenheit vor, aber die schönen blauen Augen, die sich so schmachtend auf mich richteten, strafte ihren Mund Lügen.

Ich sah nur zu gut, daß ich geliebt wurde, und doch kam ich um keinen Schritt vorwärts. Die Herzogin besaß in der That eigene Grundsätze, und unter allen Frauen, über die ich in meiner Jugend gesiegt habe, hat sie mich die meiste Mühe gekostet. Sie schätzte ihren Gemahl, ohne ihn indes zu lieben, aber sie glaubte, eine Frau sei ihren Pflichten alles schuldig.

Da aber über kurz oder lang auch das vernünftigste Weib eine Torheit begehen muß, so ward ich der Stein des Anstoßes, woran der Himmel, der über die eiteln Entschlüsse der Menschen lacht, ihre romanhaften Tugendbegriffe zerschellen ließ.

Ihr Widerstand verdroß mich, und je mehr Hindernisse ich auf dem Weg zu ihr fand, desto eifriger suchte ich sie zu überwinden.

Auch sie hatte den Auftritt mit angesehen, der im Zimmer der Herzogin von Bourgogne sich abgespielt hatte, und glaubte wie alle andern, die dabei zugegen waren, daß die Leichtigkeit, womit die Prinzessin mir verziehen hatte, von einer geheimen Verbindung zwischen uns zeuge. Ich sah ein, daß sie sich vor dieser Nebenbuhlerin fürchtete, und ich tat alles, was ich nur konnte, um es ihr aus dem Sinn zu reden. Und doch befriedigte es mich nicht wenig, in solchem Ruf zu stehen — die Erbin des Thrones von Frankreich in meinen Fesseln . . . Dieser Gedanke machte mich stolz, und ich verteidigte mich auf eine Art, die sie nur um so mehr darin bestärkte, daß das Gerücht doch nicht allen Grundes entbehre. Zwar sagte ich nein, aber immerhin so, daß sie das Gegenteil annehmen konnte, und in meinem Herzen war ich fest überzeugt, daß, wenn auch die Herzogin von Bourgogne meinen Triumph bisher nicht vergrößert hatte, es doch nicht mehr fern sein könnte.

Dabei kam ich bei der Herzogin von *** jedoch nicht weiter. Ich tröstete mich über ihre Weigerung in den Armen der Madame **, oft trieb mich das Bedürfnis zu ihr, aber der Widerwille zwang mich häufig, früher fortzugehen, als ich eigentlich vorhatte.

Das Verlangen, ein neues Weib zu erobern, raubt dem, das man besitzt, alle Reize. Überdies ist man mit ihren Reizen schon bekannt, während die der andern erst der Gegenstand unserer Bewunderung werden, und ich muß gestehen, daß die Ungeduld, sie zu besitzen, fast immer eine Art Zauber über sie ausbreitet, den sie in Wirklichkeit gar nicht besitzt.

Eines Tages warf mir die Herzogin vor, daß man sich nicht auf mich verlassen könnte, und daß die Beteuerungen, die ich ihr gäbe, ebenso lauteten wie die, die ich allen andern Schönen vorsagte. Da fiel ich ihr zu Füßen und versicherte ihr, was mein Herz mir gegen sie eingäbe, wäre neu und völlig aufrichtig.

Sie lachte laut und meinte, unverschämter könnte man wohl nicht gut lügen. Anfangs geriet ich ein wenig aus der Fassung, erholte mich aber gleich wieder, ergriff ihre Hand, küßte sie, und indem ich eine Weile in dieser Stellung verharrte, rieb ich sie sanft an meinen Augenbrauen. Meine Haltung sowie das leise Streicheln ließ die Herzogin etwas erröten, ich dachte an die traurigsten Gegenstände, und meine Augen füllten sich allmählich mit Tränen. Nun erhob ich mich, um sie diese kostbaren Tränen, die mir über die Wangen rollten, sehen zu lassen.

„Ich sollte Sie nicht lieben?“ sagte ich rührend. „Da, sehen Sie Ihr Werk, sehen Sie die ersten Tränen, die mir die Liebe entlockt, diese Liebe, die Sie mir so schlecht vergelten, die mich unglücklich macht. Bis jetzt kannte ich nur Begierden, aber im Umgang mit Ihnen habe ich die Liebe kennen gelernt. Sie sind die einzige Frau, die ich aufrichtig liebe, und die einzige, die grausam gegen mich ist.“

So ungefähr sprach ich schluchzend auf sie ein, um meinen Worten mehr Gewicht zu verleihen.

Die Herzogin war erstaunt und gerührt, wollte kaum glauben, was sie mit eignen Augen sah. Ganz wie von selbst näherte sich ihre Wange der meinigen, fing die kostbaren Beweise meiner Zärtlichkeit auf. Sie seufzte, richtete ihre schönen Augen gen Himmel, dann auf mich, wandte sich zu mir in einem Ton, der ins Herz dringen mußte:

„Sie lieben mich, ich kann es nicht bezweifeln . . . ach, lieber Fronsac, wie gefährlich sind Sie!“

Sie ließ ihren Kopf wieder auf meine Schulter sinken, ich bedeckte ihren Mund mit den flammendsten Küssen, und der ihre vertauschte auch gar bald das Reden mit dieser süßen Beschäftigung . . .

Ich muß gestehen, dieser Augenblick war einer der köstlichsten meines Lebens.

Das Rasseln eines Wagens unterbrach uns. Sie befürchtete die Ankunft ihres Gemahls, und ich mußte mich aus dem Staub machen. Ich verfluchte den Lästigen und sagte zu mir selbst: Sie ist mein! . . .

Zu Hause habe ich dann meine Betrachtungen darüber angestellt, wie überzeugend in der Liebe doch das Weinen wirkt. Ich schätzte mich glücklich, daß ich diese Gabe benützt hatte, und bei mehr als einer Gelegenheit habe ich mich ihrer wieder erinnert und von ihr sorgfältig Gebrauch gemacht. Besitzt man erst mal eine Fertigkeit darin, so weint man sehr leicht, und es gibt Frauen, bei denen dieses Talent Wunder wirkt . . .

Ich war also mit mir zufrieden, und verliebter als je in die Herzogin, suchte ich nach einem günstigen Augenblick, sie wiederzusehen, doch er schien sich immer mehr von mir zu entfernen, und ich fand immer nur eine Menge Hindernisse.

Endlich wurde ihr Gemahl, der eine angesehene Stelle bei

Hof bekleidete, in besonderer Angelegenheit nach der Languedoc gesandt, und die Herzogin, die der Ruhe sehr zugetan war, erhielt von der Herzogin von Bourgogne die Erlaubnis, eine Zeitlang auf ihr Landgut zu gehen, das sie in der Gegend von Nantes besaß.

Dies hören und fast dahin fliegen, war für mich das Werk eines Augenblicks.

Die Herzogin befand sich schon seit einigen Tagen dort, ein paar sehr liebenswürdige Damen leisteten ihr Gesellschaft, und ich war der dritte Mann unter ihnen.

Man nahm mich sehr freundlich und gut auf, nur die Herzogin erröthete und vermied jede Gelegenheit, mit mir allein zu sein. Diese Frau kämpfte eben mit sich selbst, und während sie meine Geduld aufs Äußerste trieb, bewirkte sie doch, daß ich insgeheim lachen mußte, da ich sah, wie ihre Tugend in Gefahr war, von der Liebe besiegt zu werden. Mir war nur zu klar, daß die Liebe den Sieg davontragen würde, und ich bereitete mich auf eine vollkommene Entschädigung für einen so langen Angriff vor.

Endlich kam dieser schöne, himmlische Tag . . .

Wir waren seit meiner Ankunft stets darauf bedacht gewesen, den Frohsinn wieder zu beleben, und ich hatte das schmachttende Wesen, womit ich die Gesellschaft von vornherein für mich einnahm, abgelegt; jeder Tag brachte fast immer neue Kinderspiele und man suchte sein Vergnügen darin, einander mutwillige Streiche zu spielen.

Da mich die meisten Damen schon kannten, waren sie alle aus Furcht vor einer Überraschung auf ihrer Hut. Deshalb hielten sie auch unter dem Vorsitz der Herzogin eine Versammlung ab, wie sie mir das wiedervergelten wollten, was ich ihnen angetan hatte.

Sie beschlossen, die Scheidewand eines Zimmers, das an das

meinige stieß, wegzunehmen und so zu stellen, daß man sie ohne große Mühe umstoßen konnte. Man hatte sie außerdem an verschiedenen Stellen durchbohrt und Bindfäden durchgezogen, woran irgendein Möbel befestigt wurde, das durch Anziehen der Fäden im andern Zimmer in Bewegung gesetzt werden konnte.

Es kam nur noch darauf an, mich in das andere Zimmer zu betten, ohne daß ich die Ursache dieses Umzuges erraten könnte.

Da es Abend war, nahm man die Vorhänge meines Bettes weg, schüttete Wasser hinein, brannte in meinem Zimmer ein Bündel Leinwand an und verbreitete das Gerücht, mein Bedienter hätte, als er nach dem Mittagessen Wasser holen wollte, aus Unvorsichtigkeit die Bettvorhänge angesteckt.

Einige Vertraute schlugen Lärm. Ich eilte in mein Zimmer, der Rauch kam mir schon entgegen, und mein Bett schwamm förmlich in Wasser.

Nachdem man zuerst noch viel Aufhebens mit dem Glück gemacht hatte, daß dieser Zufall, der bei minder guten Vorkehrmitteln leicht das ganze Schloß in Asche hätte legen können, von keinen weiteren Folgen gewesen wäre, entschied man sich dahin, daß ich unmöglich in dem Zimmer schlafen könnte, und ließ meine Sachen in das Kabinett bringen, das bereits hergerichtet war, um sich an meinen Streichen zu rächen, die ich den Damen gespielt hatte.

Sie wünschten mir Glück, daß ich bei dem Brand nichts eingeüßt hatte, es glänzte auf ihren Gesichtern schon die Freude, aber ich schrieb ihr lustiges Gebaren der Teilnahme zu, die sie meiner Einbildung nach an mir nahmen.

Nicht im entferntesten dachte ich etwa daran, daß sie sich über einen geplanten Spaß schon im voraus freuen könnten. Ich gestehe es, ich hegte nicht das geringste Mißtrauen, und sagte sogar der Herzogin, die lächelte, einige Höflichkeiten darüber, daß alles so gut abgelaufen war.

Wir speisten vergnügt zu Abend, aber kaum war die Gesellschaft im Garten, als man auch schon vom Zubettegehen sprach.

Man schützte vor, daß der Brand in meinem Schlafzimmer, wenngleich ohne üble Folgen, trotzdem im ersten Augenblick ihnen einen solchen Schrecken eingejagt hätte, daß sie noch die Spuren davon empfänden. Man klagte über Kopfweg, Müdigkeit, und statt der Gewohnheit gemäß sich noch zum Spiel zu setzen, verließ man schon um elf Uhr den Saal, der sonst nie vor ein oder zwei Uhr leer ward.

Da ich nicht wußte, was ich anfangen sollte, begab ich mich auf mein Zimmer.

Nachdem ich eine Zeitlang gelesen hatte, löschte ich mein Licht aus und beschäftigte mich in Gedanken mit meiner lieben Herzogin. Ich wollte ihr Schloß nicht eher verlassen, als bis ich zuverlässige Proben ihrer Zärtlichkeit erhalten hätte, und nahm mir vor, keine Gelegenheit, die sich irgendwie böte, vergehen zu lassen.

Unter solchen Gedanken, die meine Einbildungskraft gar angenehm beschäftigten, schlief ich ein.

Aber bald wurde ich wieder von einem Geräusch geweckt, das ich plötzlich vernahm.

Ein Stuhl, der am Fenster stand, rückte langsam auf mein Bett zu.

Ich setzte mich aufrecht, das Geräusch dauerte fort.

„Wer da?“ fragte ich.

Niemand antwortete, aber just im selben Augenblick fiel eine Wasserkanne krachend zu Boden.

Ich wußte nicht, was das bedeuten sollte, sprang aus dem Bett, und indem ich das Zimmer verlassen wollte, stieß ich mit der Wange an einen Bindfaden, der in Unordnung geraten war. Ich folgte ihm mit der Hand und erkannte bald, was für einen Zweck er hatte.

Nun legte ich mich wieder ins Bett und verhielt mich ruhig.

Da erscholl auf einmal von der anderen Seite her lautes Gelächter, und zu gleicher Zeit fühlte ich mich mit Wasser bespritzt.

Um mich davor zu schützen, verschob ich mein Bett, zog die Vorhänge zwischen der Mauer und mir zu, lachte die Schauspieler aus und riet ihnen, eine neue List zu erfinden.

Mit einem Schlag war alles mäuschenstill.

Da beginnt aufs neue ein Geräusch, Hammerschläge kündigen eine Zerstörung an, ich warte auf das Aufhören des Lärmes, als plötzlich die Scheidewand in Trümmer fällt, wie eine Kulisse in der Oper.

Stellen Sie sich nun mein Erstaunen vor, als ich acht oder zehn Damen in Nachtgewändern, mit Teeschalen voll Wasser in den Händen, im Kreis um mein Bett stehen sehe, die mir unter dem Vorwand, es sei zu warm und man müsse sich etwas erfrischen, dieses Wasser über den Leib schütten . . .

Ich hüllte mich ganz und gar in meine Betttücher ein.

„Seht da, er fürchtet sich! Nun gut, er hat uns so manchen Streich gespielt, wir müssen es endlich einmal wettmachen,“ hörte ich sie kichern.

Und wieder folgte eine Wasserdusche.

„Nein, nein,“ schrie eine andere dazwischen, „wir wollen ihn in seinem Bett festbinden, und morgen früh muß er uns gute Worte geben, wenn er heraus will.“

Meine Lage war äußerst unbequem. Da fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, Rache an ihnen zu nehmen.

Leise zog ich mein Hemd aus, sprang mit einem Satz aus dem Bett und stand nun vor ihnen wie der gute Vater Adam vor seinem Falle in Eden.

Bei diesem Anblick brachen sie in lautes Schreien aus. Das Erscheinen des Teufels würde eine Schar Nonnen auf dem



Rückweg von der Beichte gewiß nicht so rasch in die Flucht geschlagen haben, als das meinige diese Damen wegfogte; jede wollte die erste sein.

Die meisten Lichter erloschen auf der Flucht, die ich noch dadurch beschleunigte, daß ich rief, diejenige, welche ich einholen würde, müßte mit in mein Bett.

Mein Bett aber war naß, und ich hielt es für billig, eines der Damen zu benützen. Sie hatten sich in den Saal geflüchtet, und ich erreichte eine geheime Treppe, die ich wenig kannte, die mich aber auf einem kleinen Umweg, wovon ich keine Ahnung hatte, geradeaus ins Schlafzimmer der Herzogin führte.

Niemand war dort, alles war hinausgelaufen, um mir eins mitzuspielen. Ich besann mich nicht lange, sondern begab mich ins Bett, ohne indes eine Spur davon zu hinterlassen. Hier verbarg ich mich bis über den Kopf zwischen dem Bett selbst und dem Seitenbrett, so daß es unmöglich war, auch nur den geringsten Verdacht zu schöpfen. Ich war nicht sehr stark, und ich möchte den gekannt haben, der es gemerkt hätte, daß sich ein Mann in dem Bett befände.

Das Herz schlug mir vor Ungeduld und Verlangen.

Wenige Augenblicke später kam auch die Herzogin herein, und ich hörte sie noch zur Kammerzofe sagen: „Es war mehr als Leichtsinn, was Herr von Fronsac tat.“

Doch gestand sie, daß man mich etwas übel behandelt hätte; während dieser Unterhaltung legte sie ihr Nachtgewand an.

Unbemerkt hob ich die Oberdecke auf, sah hin und wieder nach der Herzogin, die es sich ganz bequem machte, da sie mit ihrer Zofe allein zu sein glaubte.

Meine erhitzte Phantasie verklärte alles, was ich sah. Die geringste Bewegung riß mich mehr hin als alles, was ich noch je erfahren hatte. Ich war über alle Vorstellung trunken und küßte in Ermanglung des Besseren die Betttücher.

Die Herzogin meinte, es laufe ihr etwas über den Leib. Ihre Kammerzofe suchte danach und versetzte sie dadurch in den nämlichen Zustand, in dem ich wenige Minuten vorher in meinem Zimmer den Damen erschienen war.

Mit den Augen verschlang ich, was ich schon hätte fühlen und genießen mögen.

Venus, die die Maler so schön aus den Wellen steigen lassen, wäre mir vielleicht nicht so reizend erschienen.

Die Herzogin schien mir himmlisch zu sein, und mein Herz schlug so heftig, daß ich fürchtete, ohnmächtig zu werden.

Endlich legte sie sich ins Bett. Ich wagte nicht zu atmen, still zusammengeduckt lag ich in meinem Winkel, nahm sehr wenig Platz ein und hätte mich schließlich noch mehr eingeschränkt.

Sie verlangte ein Buch. Ich litt unaussprechlich.

Die Kammerzofe ging hinaus, schloß die Tür ab und ließ mich allein mit dem, was mir das Liebste auf der Welt war.

Ich kämpfte zwischen der Begierde, mich ihr zu nähern, und der Furcht, sie zu erschrecken. Indes erstickte ich beinahe unter der Oberdecke, die ich wieder über mich gezogen hatte.

Soviel ich merkte, las meine Herzogin; jetzt hörte ich sie seufzen und nun meinen Namen nennen.

Ich wagte leise meinen Kopf unter der Decke hervorstrecken, unter der ich es nicht mehr aushalten konnte.

Die Herzogin war zu vertieft, sie merkte gar nichts, las in einem fort. Einige Minuten später legte sie das Buch auf den Nachttisch.

„Nein, man kann so nicht lieben,“ seufzte sie.

Ihr Gesicht war von mir weg der anderen Seite zugewandt.

„Ach,“ begann sie wieder, „so sind die Männer also nur zu unserem Unglück geschaffen . . .“

Eine Pause.

„Ein Kind könnte ich lieben . . .“

Wieder eine Pause.

„Wenigstens soll er es doch um meiner eigenen Ruhe willen nie erfahren . . .“

Ich wollte warten, bis sie das Wachlicht ausgelöscht hatte, aber ich konnte es nicht länger aushalten.

Ich fuhr schnell auf sie zu.

Ein Schrei, den ich dadurch unterdrückte, daß ich ihr den Mund zuhielt, war das erste Zeichen ihres Schreckens.

„Ich bin es,“ sagte ich, „schreien Sie nicht. Es ist Fronsac, der Sie anbetet, der sich jetzt an Ihrer Seite befindet.“

Sie wollte klingeln, ich hielt ihr die Hand fest. Sie fing an zu weinen, bat mich, fortzugehen.

Eine glühende Umarmung war meine Antwort.

Die Verzweiflung brachte sie außer sich, ich sah den Augenblick kommen, wo ich sie doch verlassen mußte. Alle Schimpfwörter wurden bei dieser Gelegenheit an mich verschwendet, aber trotz ihres Widerstandes war ich doch bald so zudringlich, daß sie befürchten mußte, durch allzu lautes Schreien ihre Ehre aufs Spiel zu setzen.

Amor blieb Sieger, und meine Schwüre wirkten mehr denn je.

Köstliche Nacht, deren Andenken mir noch nach mehr als dreißig Jahren so großes Vergnügen gewährt! . . . Eine tugendhafte Frau, die sich verirrt, ist weit süßer als jedes andere Weib.

Die Herzogin überließ sich nun mit desto weniger Zurückhaltung der Liebe, die sie zu mir hegte, und die sie so lange gewaltsam unterdrückt hatte. Ich liebte sie in diesem Augenblick so sehr, daß sie mich für aufrichtig hielt.

Sie war ganz Liebe, und nach ein paar Seufzern und einiger Reue über ihre sterbende Tugend gab sie sich mir völlig hin. Wie ich, schmeckte auch sie zum erstenmal die Süßigkeiten, die allein eine große, befriedigte Leidenschaft gewähren kann, und vier Stunden verstrichen, ehe wir Zeit gewannen, uns zu sagen, daß wir uns liebten.

Endlich trat Überlegung an die Stelle der Trunkenheit.

Die Herzogin besann sich, daß wir eingeschlossen waren, und daß der Zustand, in dem ich mich befand, es notwendig machte, daß ich mich vor Tagesanbruch in mein Zimmer verfüge.

Einsicht wich der Furcht, Tränen mischten sich dazwischen, meine Herzogin hielt sich für verloren.

Ich selbst wußte auch nicht, wie ich mich aus der Patsche ziehen sollte, und die Unruhe hatte mich um allen Genuß gebracht. Ich wollte nachsehen, ob ich nicht zum Fenster hinausspringen könnte, aber in meinem Adamskostüm wagte ich nicht, diesen Ausweg zu nehmen. Auch die Herzogin war ganz verlegen und beschwor mich, ihren guten Namen nicht zu schädigen und ein so gefährliches Mittel zu ergreifen. Dazu konnte ich mir auch noch Verletzungen zuziehen, ein Gedanke, der das Maß zärtlicher Besorgnisse meiner Geliebten vollends überfließen ließ.

Schließlich gab mir Gott, der die Liebenden beschützt, eine List ein, die uns aus der Verlegenheit half.

Stolz kehrte ich zum Bett der Herzogin zurück. Sie wollte noch immer schier in Tränen zerfließen und rief: „Was habe ich getan!“

Ich sprach ihr Mut ein. Sagte, mein guter Geist würde uns bald helfen. Die Liebe verbannte allmählich ihre Furcht, und noch einmal vergaßen wir den Augenblick der Angst. Sie war so bezaubernd für mich, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie zu verlassen. Wir sagten uns immer wieder, daß es endlich Zeit sei, gescheit zu werden, und doch waren wir im selben Augenblick auch schon wieder bereit, uns aufs neue zu vergessen.

Endlich siegte doch die Vernunft über uns. Die Herzogin befolgte meinen Rat, klingelte der Kammerzofe.

Indes ließ ich die Zwischenzeit nicht ungenützt verstreichen. Ich versiegelte den Schwur ewiger Treue mit einem Kuß auf ihre Lippen, und es war damals wirklich mein fester Vorsatz, zu

halten, was ich versprach. Aber der Mensch ist zu schwach, sein gegebenes Wort in dem Augenblick einzulösen, wo seine verwirrten Sinne ihn an der Erkenntnis der Wichtigkeit seines Schrittes hindern.

Die Kammerzofe kam, war ganz erschrocken und bestürzt, daß man ihr schon so früh geklingelt hatte, denn es war noch nicht fünf Uhr. Unserer Verabredung gemäß klagte die Herzogin über heftige Leibschmerzen und verlangte lauwarmes, stark gezuckertes Wasser. Sie hatte von der eben erst ausgestandenen Angst her noch ein so mattes und leidendes Aussehen, daß die Zofe getäuscht war und ihre Herrin sehr angegriffen fand.

Während dieser Komödie lag ich an demselben Ort versteckt, wo ich so ungeduldig darauf gewartet hatte, daß die Herzogin sich legen sollte, nur mit dem Unterschied, daß ich jetzt weit ruhiger war. Meine zitternde Hand drückte mehr oder weniger kräftig die Gegenstände, die ihr in den Weg kamen, zum Zeichen des Beifalls über das, was die Herzogin sprach oder tat. Die Kammerzofe wollte ihr mit Gewalt zur Linderung der Schmerzen den Leib reiben, aber sie ging darauf, wie man sich leicht denken kann, nicht ein, sondern hieß sie immer wieder fortgehen und das Wasser holen, das sie so notwendig brauchte.

Mir war die übertriebene Sorgfalt des Mädchens unausstehlich. „Sicher haben Sie sich gestern abend etwas erkältet, und daran ist nur der Streich schuld, den man dem Herzog von Fronsac spielen wollte,“ meinte sie.

Ich gab ihr recht und drückte meine Herzogin so stark, daß sie eine Bewegung machte, die mir ihre Ungeduld zu erkennen gab.

Endlich ging die Zofe, um das Wasser zu wärmen. Die Herzogin rief ihr noch nach, sie möchte die Tür nur offen lassen, um desto geschwinder fertig zu werden. Das gute Mädchen eilte jammernd fort, um den Befehl der Herrin zu vollziehen.

Kaum war sie draußen, als ich auch schon mein Versteck

verließ und auf den Zehen zur Thür schlich, um zu horchen, ob alles sicher wäre. Sobald ich Gewißheit hatte, ungesehen hinausgehen zu können, begab ich mich wieder nach der geheimen Treppe, die mich den Abend vorher so glücklich ins Schlafzimmer der Herzogin geführt hatte, und eilte mit der Schnelligkeit eines Menschen, der nicht gesehen sein will, hinauf. Als ich in den Gang kam, der nach meinem Zimmer führte, zwang mich das Geräusch einer Thür, die geöffnet wurde, in eine Kammer zu flüchten, in der Holz aufbewahrt wurde. Zu allem Unglück war sie dermaßen voll, daß ich fast gar keinen Platz darin hatte und mir dazu noch einen Splitter in den Fuß stieß, was mir heftige Schmerzen verursachte.

Schuld an diesem verdrießlichen Zwischenfall war ein langer Bengel von einem Bedienten, der sein Lager neben dem Zimmer seines Herrn hatte und beizeiten aufgestanden war, um am Gangfenster gemächlich eine Pfeife Tabak zu schmauchen; wenigstens bemerkte ich das daran, daß er Feuer schlug. Ich wurde ungeduldig und wünschte ihn von ganzem Herzen zum Teufel.

Fast hätte ich mein Glück verflucht, so wehe tat mir mein Fuß. Um mein Übel vollständig zu machen, wurde ich von den Ästen des Holzes gemartert, die mir bei jeder Bewegung, die ich machte, den Leib zu zerritzen drohten.

Eine Viertelstunde verharrte ich in dieser peinlichen Lage, der unangenehmsten meines ganzen Lebens. Da ich es nicht länger in solch trauriger Stellung aushalten konnte, beschloß ich, mich aus der verfluchten Holzkammer herauszuwagen, koste es, was es wollte, und würde ich auch dabei entdeckt.

Leise schlich ich hinaus, das Glück war mir günstig, mein ewiger Pfeifenraucher stand ans Fenster gelehnt und kehrte mir den Rücken zu. Ich ging an ihm vorüber, ohne daß er mich hörte, und begab mich sogleich in mein Bett, das einer von den Leuten im Hause nach meiner Flucht wieder gemacht hatte, denn mein Bedienter, der weit von mir entfernt lag und von dem, was gegen mich

unternommen worden war, nichts wußte, hatte auch nicht das geringste gehört.

Vor Müdigkeit schlief ich bald ein, und es war schon elf Uhr vorbei, als ich erwachte. Man war so gefällig gewesen, mich schlafen zu lassen, und obgleich schon zum Frühstück geläutet worden war, hatte man mich doch nicht geweckt, um mich wegen meiner Faulheit zu verspotten.

Ich fand schon alle Damen versammelt. Zuerst erhielt ich einen Verweis wegen meiner gestrigen Schamlosigkeit. Ich erwiderte, wenn man nicht der Stärkste wäre, müßte man der Verschlagenste sein.

Man verzieh mir bald darauf, besiegelte es mit einer allgemeinen Umarmung und fragte mich, wie ich die Nacht zugebracht hätte.

„Köstlich,“ antwortete ich ihnen. „Sie wissen nur nicht, meine Damen, was für ein großes Glück Sie mir verschafft haben, indem Sie mir meinen Schlaf rauben wollten und mich zur Flucht vor einer Wasserflut nötigten, die Sie über mich ausgossen.“

Nun log ich ihnen vor, ich hätte mich in den Garten geflüchtet, wäre beinahe schon unterwegs eingeschlafen und hätte dort so bezaubernde Träume gehabt, daß selbst die Wirklichkeit ihnen nachstehen müßte. Mein Abenteuer mit der Herzogin kleidete ich so geschickt in den Rahmen einer Allegorie, daß niemand außer uns beiden ihren Sinn verstehen konnte.

Sie lachten alle herzlich darüber, und auch die Herzogin suchte es ihnen nachzutun, errötete aber dabei einmal über das andere. Ihr Urteil lautete schließlich dahin, daß ich ein ganz angenehmer Erzähler sei, und daß ich zur Strafe für meinen Leichtsinn vom letzten Abend ihnen jeden Morgen eine Geschichte eigener Erfindung erzählen sollte, denn sie hielten alles, was ich ihnen sagte, für ein frei erdichtetes Märchen. Ich versicherte, es wäre die reine Wahrheit, was ich erzählt hatte, und es sei nicht so leicht, alle Tage so interessante Sachen aufzutischen. „Und denken Sie nur nicht,“

fuhr ich fort und sah mit schmerzlichem Blick auf meinen Fuß, „daß mein Glück so ungetrübt geblieben ist. Als ich mich nach dem Traum, der mich noch lange hätte erquicken sollen, von diesem himmlischen Ort entfernte, wäre ich beinahe zum Krüppel geworden.“

Wirklich hinkte ich auch ein wenig zur Bestätigung meines Unfalls. Eine jede beklagte mich und machte sich Vorwürfe darüber, daß sie Ursache zu meiner Flucht in den Garten gegeben hatte.

Ich bat sie herzlich, mich nicht zu bedauern, und trat dann zur Herzogin.

„Solange ich lebe,“ rief ich pathetisch, „will ich nie vergessen, wie gut ich bei Ihnen bewirtet wurde. Man hat mir einen Streich spielen wollen, und man hat mir in Wirklichkeit einen Dienst erwiesen.“

Ihr Erröten würde sie verraten haben, wenn man auch nur den geringsten Verdacht über meine neuen Beziehungen zu ihr hätte hegen können. In Liebesaffären benimmt sich ein honettes Weib so linkisch, daß man leicht den Gegenstand seiner Zuneigung erkennt. Die Herzogin riß sich dadurch aus ihrer Verwirrung, daß sie mit mir über meinen Fuß sprach, und ich sah, daß sie wirklich über mein Mißgeschick beunruhigt war.

Ich fühlte solche Zufriedenheit mit mir selbst, mein Herz war so voll von meinem Abenteuer, die Herzogin schien mir eine so wichtige Eroberung zu sein, daß ich mein Glück aller Welt hätte erzählen mögen. Ich war stolz auf ihren Besitz, und ich muß gestehen, daß mir das Geheimnis, das mir die Ehre zu verschweigen gebot, das Herz bedrückte. Reden durfte ich nicht, aber ich hätte gern alle Einzelheiten der nächtlichen Begebenheit erraten lassen wollen. Zog man mich mit meiner blassen Farbe auf, so antwortete ich lachend, nach so intensiver Tätigkeit könnte man unmöglich anders als etwas ermattet aussehen.

Die Damen pflichteten mir bei und gingen bald darauf hinaus, um sich umzukleiden.

Am Abend wünschte ich von der Liebe der Herzogin zu erhalten, was ich dem Zufall und dem Wagnis zu verdanken hatte.

Allein sie hielt mir diese verfluchte Kammerzofe entgegen, die den Schlüssel zum Schlafzimmer bei sich trüge, und ich mußte die Nacht wohl oder übel auf meinem Zimmer zubringen.

Es verdroß mich nicht gerade sehr, denn ich sah ein, daß mir Ruhe weit ersprißlicher war.

Am andern Morgen nahm ich, sobald es Tag geworden, den fatalen Schlüssel, den die Zofe am Abend im Besitz hatte, und froh über meinen kleinen Raub warf ich mich auf den Sattel und ritt nach Nantes zu einem Schlosser, bei dem ich einen Nachschlüssel machen ließ.

Mit einem Louisdor, den ich dafür versprach, ermunterte ich seinen Fleiß und blieb so lange bei ihm, bis er damit fertig war. Stolz auf meine Findigkeit, die mir den Zugang zum Schlafzimmer der Herzogin öffnete, eilte ich sogleich wieder zu ihr zurück und war schon da, ehe man meine Abwesenheit wahrnehmen konnte.

Es war indes doch eine ganze Weile vergangen, so daß die ewige und bedächtige Kammerzofe den Verlust des Schlüssels bemerkt hatte. Man suchte ihn allenthalben, als ich zurückkam, und ich benützte die Gelegenheit, ihn auf den Lehnstuhl der Herzogin zu legen, als ich ihr gerade guten Morgen wünschte.

Man fragte jedermann nach dem Schlüssel, endlich fand ihn einer auf dem Stuhl, auf den ich ihn unbemerkt hatte fallen lassen, und nun war die Ruhe wiederhergestellt.

Am Abend nahmen die Vergnügungen im Salon ihren gewohnten Gang, und ich übertraf mich noch im Ersinnen von Torheiten. Die Stunde der Ruhe kam, und ich hütete mich wohl, mit der Herzogin ein Wort allein zu sprechen. Selbst meine Augen

sagten nichts, nichts an mir verriet das Verlangen nach neuen Gunstbezeugungen.

Sie war zurückhaltend, aber trotz aller Mühe, die sie sich gab, heiter zu scheinen, las ich auf ihrem Gesicht doch einen Zug von Kränkung, den meine verstellte Gleichgültigkeit hervorgerufen hatte.

Ich verließ sie sehr kalt und erwartete auf meinem Zimmer den Augenblick, da meine Schäferstunde schlagen würde.

Endlich kam sie. Als ich glaubte, daß alles ruhig wäre, suchte ich wieder die Treppe zu erreichen, die ich damals ohne eine geheime Absicht hinuntergestiegen war, und probierte leise den Schlüssel.

Er öffnete mir die Tür, nach der mein Herz verlangte. Die Herzogin hatte kein Licht mehr, schlief aber noch nicht. Sie glaubte, es wäre die Kammerzofe, die hereinkomme.

„Was wollen Sie, Mademoiselle Vincent? Haben Sie etwas vergessen?“ fragte sie ahnungslos.

Ohne zu antworten, stürzte ich auf ihr Bett zu und umarmte sie. Es kostete mir nicht wenig Mühe, mich ihr erkennen zu geben, ohne sie wieder so zu erschrecken wie beim erstenmal. Anfangs war sie ganz erstaunt, mich in ihrem Schlafzimmer zu sehen, war sogar etwas ungehalten, da sie meinte, ich hätte Mademoiselle Vincent, die allein den Schlüssel besaß, bestochen. Sie fürchtete das Gerede ihrer Leute zu werden. Dies nötigte mich, ihr zu erzählen, wie ich in den Besitz des so sorgsam gehüteten Schlüssels gelangt sei.

„Welch ein Kopf!“ rief sie ganz erstaunt. „Mein Freund, für einen Jüngling verstehen Sie sich schon sehr gut auf solche Händel. Sie müssen es einmal weit darin bringen, und ich werde nicht die einzige bleiben, die zu bedauern ist.“

Ich unterbrach diese schöne Weissagung, und es dauerte auch gar nicht lange, so war der Friede wiederhergestellt — ein Weib, das liebt, glaubt nur zu gern, was ihrer Leidenschaft schmeichelt.

Acht Tage verflossen gleich köstlich, und ich machte allabendlich mit der Bewilligung der Herzogin Gebrauch von meinem Schlüssel. Mit Tagesanbruch verließ ich sie, und es begegnete mir während dieser Zeit auch nicht ein unangenehmer Zwischenfall auf den Gängen oder der Treppe, der unser Liebesgeheimnis verraten konnte.

Die Herzogin war mir völlig ergeben und liebte mich aufrichtig. Ich habe ihr viel Kummer gemacht, und noch heute muß ich mit Bedauern daran denken, aber zum Unglück verlor ich, wenn ich mich von ihr entfernte, auch die Erinnerung an meine Schwüre. Hätte ich mich länger auf dem Lande aufgehalten, so glaube ich wohl, daß ich ihr auch die spätere Zeit hindurch treu geblieben wäre, aber der Anblick neuer Frauen schadete auch ihr, sobald ich sie nicht mehr sah.

Ich kehrte nach Paris zurück, und meine Herzogin ward oft vergessen. Wir trennten uns unter den schönsten gegenseitigen Versprechen—sie hielt die ihrigen besser als ich, und das hatte viele Vorwürfe zur Folge, die mir endlich lästig fielen. Sobald sie aufhörte, Ansprüche an mich zu stellen, wurde ich ihr treuer Freund. Viel habe ich ihr zu verdanken, sie gab mir manchen trefflichen Rat, und leider zu früh habe ich sie verloren.

Kaum war ich in Paris, als ich mich schon wieder neuen Vergnügungen überließ und dem Strom folgte, der mich und andere junge Leute meines Alters mit fortriß. Die Herzogin von Bourgogne, die ich vergessen hatte, schien mir wieder liebenswürdiger als je, ihre Gefälligkeiten gaben mir Mut zu neuen verwegenen Streichen, und ich sann auf Mittel, die mich wohl an sichersten zu meinem Ziel bringen könnten.

Eine Heirat wider Willen und ihre Folgen

Gerade zu dieser Zeit deutete mir mein nicht sehr zärtlich gesinnter Vater an, daß ich mich durchaus verheiraten müßte. Beunruhigt durch einige Gerüchte, die auf meine Rechnung von Mund zu Mund gingen, entschloß er sich mit Hilfe der Frau von Maintenon und meiner Stiefmutter, meinen Liebesabenteuern ein Ende zu machen. Er glaubte, wenn er mir eine Frau gäbe, sollte mich das bestimmen, auf andere zu verzichten; aber er hoffte vergebens, daß das Fräulein von Noailles, die Tochter seiner Gemahlin, mich zu einem ordentlichen Leben zurückbringen werde.

Die Gardinenpredigten meines Vaters über meine Aufführung schienen mir um so weniger angebracht, da die seinige selbst nicht gerade sehr musterhaft gewesen war. Es fehlt nie an Leuten, die uns über die Torheiten unserer Eltern unterrichten, und ich kannte deren eine ganze Menge, die meinem Vater zu keiner Ehre gereichten.

Er beklagte sich, daß ich ihn ganz beiseite setzte, aber er handelte meinen Plänen immer unaufhörlich entgegen, und das war nicht das Mittel, das mich zu ihm hingezogen hätte. Wollen die Aiten gesucht sein, so müssen sie sich beliebt machen; Trübsinn und schlechte Laune vertreiben die Jugend.

Er machte seine Sache auch so gut, daß er mir eine unüberwindliche Abneigung gegen das Fräulein von Noailles beibrachte,

und ich schwor, von ihr keine Erben zu bekommen. Diesen Schwur habe ich von allen Eiden am gewissenhaftesten gehalten.

Selbst Frau von Maintenon, die ich verehrte, ermahnte mich, meine Aufführung zu ändern. Sie stellte mir vor, daß ich mir die Ungnade des Königs zuziehen würde, der großes Mißfallen bezeige, wenn man sich in den Ruf so ausgelassener Sitten brächte. Wegen meiner Jugend könnte man mir wohl etwas Leichtsinn verzeihen und hingehen lassen, aber ich würde bald in unhaltbare Zügellosigkeit ausarten und meinem Vater viel Kummer bereiten. Die erste Pflicht eines Sohnes aber sei: zu gehorchen.

Der Himmel war auch auf ihrer Seite, und um diesen himmlischen Zorn zu besänftigen, vor allem aber den Zorn des Königs, den ich weit mehr fürchtete, gab ich Frau von Maintenon mein Wort und versprach ihr zu tun, was man von mir verlange.

Schon lange war meine Vermählung zu meiner Eltern, nicht zu meiner Freude beschlossen. Ich schrieb der Herzogin von **, daß man mich verheiraten wollte und teilte ihr meinen ganzen Kummer mit. Bei dieser Gelegenheit zeigte sie mir, welch vortreffliches Herz sie besaß, denn sie bewog mich, meines Vaters Willen zu erfüllen und bat mich, so mit meiner Frau zu leben, wie es sich für einen Gatten gebühre.

Ich antwortete ihr, mein Entschluß wäre gefaßt und nichts sollte ihn umstoßen. Ich wollte gehorchen, aber nur vor dem Staat ein Ehemann werden. Mein Herz gehöre ihr, und meine Frau sollte die Hand hinnehmen, die ich ihr zu geben gezwungen wäre.

Erst am Tage vor der Hochzeit erlangte oder, besser gesagt, erzwang man meine Einwilligung durch all die Mittel, die man bei einem Knaben anzuwenden pflegt. Und so wurde ich denn, trotzdem mir eine andere weit lieber war, im Februar 1711 mit Fräulein von Noailles vermählt.

Noch am selben Abend feierte ich die Brautnacht bei der neuen Frau von Fronsac. Das ganze Haus hatte sein Fest, aber sie, soviel

ich wenigstens wahrnehmen konnte, keinen Mann. Vor meinen Eltern und den Gästen tat ich alles, was man von mir erwartete, aber erst als wir allein waren, hielt ich, was ich mir gelobt hatte. So jung und unschuldig Frau von Fronsac auch war, so wußte sie doch wohl, daß es in der Ehe noch etwas mehr gäbe. Sie schien aber sehr erstaunt zu sein, als ich selbst einige Tage nach der Vermählung mich noch nicht rührte, und immer noch so wenig neugierig war als das erstemal. Die melancholische Miene, die sie annahm, machte sie nicht im geringsten anziehender. Ohne Zweifel hatte sie sich darüber beklagt, denn Mutter und Tochter pflogen Vertraulichkeiten miteinander, die mir nichts Gutes bedeuteten.

Allein meine Stiefmutter schlug, nachdem sie mir ihre bittere Unzufriedenheit darüber bezeugt hatte, einen ganz entgegengesetzten Weg ein. Sie überhäufte mich mit Freundschaft, kam mir in allem zuvor und machte mir schier den Hof um ihrer Tochter willen. Mich freute es ungemein, sie für ihre Knickereien gegen mich und für ihre Heiratspläne, die sie, ohne mich zu befragen, ausgeheckt hatte, bestraft zu sehen. Ich tat, als ob ich sie gern empfangen wollte, schien geneigt zu sein, ihre Wünsche zu erfüllen und belustigte mich an ihrer Leichtgläubigkeit, die ich jeden Augenblick täuschte.

Ich hatte die Herzogin von * * über einer Gräfin vergessen, aber beide waren verlassen, wenn ich die Herzogin von Bourgogne besuchte. Diese Prinzessin, die doch lange nicht so willig war, hatte Begierden in mir erweckt, über die ich nicht mehr Herr bleiben konnte. Ihr Besitz schien mir unentbehrlich, es fehlte mir etwas, und ich beschloß, alles zu versuchen, um zu meinem Ziel zu gelangen. Immer waren meine Augen auf sie gerichtet, ich suchte jede Gelegenheit, ihre Hand zu berühren, und bisweilen schienen mir ihre Blicke zu sagen, daß es ihr viel Vergnügen mache, mich zu sehen.

Die große Nachgiebigkeit gegen den Willen meines Vaters, des Königs und der Frau von Maintenon einerseits und dann meine Gleichgültigkeit gegen die Seufzer einer Frau, die mich anbetete, dies alles machte mich freilich darauf aufmerksam, daß eine gewisse Beweglichkeit und wieder auch eine gewisse Unbeugsamkeit in mir läge, die ich zu meinem eigenen Vorteil genau kennen lernen mußte. Nur war ich noch zu jung, als daß ich über die beiden entgegengesetzten Entdeckungen in meinem Charakter hätte nachdenken wollen.

Unterdessen zog sich das Gewitter über meinem Haupte zusammen. Mein häufiges Erscheinen bei Hofe, wohin ich nur um der Herzogin von Bourgogne willen kam, vermehrte mehr und mehr den Verdacht, den man gegen uns hegte. Die Prinzessin sprach nur günstig von mir, und die Bosheit vergiftete alles, was sie tat. Ihre unschuldigsten Reden waren für sie schon Liebesbeweise, und ich muß gestehen, daß die meinigen sehr dazu dienten, sie in dem Glauben an das, was nicht war, zu bestärken.

Ich setzte auch nach meiner Verheiratung meine frühere Lebensart in Paris und Versailles fort, schwärmte von einer Eroberung zur andern, wollte mich zu einem Grad erheben, den ich schlechterdings nicht überschreiten konnte. Der König hielt mich für glücklich, und als er diese sich rasch verbreitenden Gerüchte erfuhr, fand er sie wenig glaubhaft. Doch war er der Ansicht, um seiner Ehre willen eine Person bestrafen zu müssen, die fähig war, die öffentliche Meinung in einer kitzlichen Sache zu bestärken, die den guten Ruf seiner Enkelin in Gefahr brachte. Frau von Maintenon, der meine ganze Familie mein Betragen gegen meine Frau geklagt hatte, tobte, und mein Vater schrieb ihr, ich sei nicht wert, geliebt zu werden, wenn ich nicht die Tugend liebte.

Auf Anstiften meiner Verwandten schilderte sie dem König

mein Benehmen. Er beschloß, mich auf einige Zeit mit Verbannung zu bestrafen, und diese Abgeschiedenheit von der Welt sollte ich in der Bastille finden.

Unterdessen gab ich mich bald dem Genuß, bald der Hoffnung ganz ruhig hin und sah die Herzogin von Bourgogne immer im Begriff, sich mir zu ergeben, ohne daß es indes zwischen uns zu einer Erklärung kam. Ich glaubte, doch ohne hinreichenden Grund, von ihr geliebt zu werden, und diese Täuschung machte mich so blind, daß dies Phantom meiner Einbildungskraft für mich Wirklichkeit annahm. Da es mir bei allen Frauen bisher so leicht geworden war, so bestärkte mich das in meinem Glauben, und ich hoffte von Tag zu Tag, triumphieren zu können.

Doch just um diese Zeit wußte man eine Neuigkeit, die zwar allen ernsthafteren Grundes entbehrte, aber doch hinreichend war, mich um die Gunst des Königs und der Frau von Maintenon, vor allem aber um die Gunst meiner gütigen Herzogin von Bourgogne zu bringen. Es entstand nämlich das Gerücht, da ich meine Frau nicht lieben könnte, so wäre die Herzogin die einzige, die ich meines Herzens und meiner Wünsche für würdig erachtete. Ein Dritter hätte uns bei einem einsamen Tête-à-tête zu ungewöhnlicher Stunde überrascht, und ich wäre vor Schreck und Bestürzung unter das Bett gekrochen.

Ein paar Tage später fügte man noch hinzu, ich hätte, was übrigens auch wahr war, ein reichbesetztes Miniaturporträt der Prinzessin fallen lassen.

Mein Vater, der die möglichen Folgen solcher Gerüchte mit mehr Ängstlichkeit voraussah als ich, wurde darüber so aufgebracht, daß er sich tätlich an mir vergriff. Er ließ auch bei Frau von Maintenon und besonders bei dem König nicht eher nach, bis dieser den Befehl unterschrieb, der mich am 22. April 1711 zum erstenmal in die Bastille brachte.

Ich habe später erfahren, der König, Frau von Maintenon

und mein Vater hätten sehr ernsthaft über meine Aufführung beratschlagt, und drei Hauptgründe hätten sie bewogen, mich in die Bastille zu stecken. Zunächst sollten die Spötter, die die Herzogin von Bourgogne nicht verschonten, zum Schweigen gebracht werden, dann sollte ich von jeglichem Verkehr abgeschnitten werden, und schließlich wollte man mich auf diesem Wege zwingen, meine Frau zu lieben.

Ludwig XIV., dem man solche Bestrafungen viel zum Vorwurf gemacht hat, war von Natur aus gut. Ich kann aus Erfahrung versichern, daß Züchtigungen dieser Art seinem Herzen wie seinem Charakter peinlich waren. Er liebte meinen festen Ton, meine treffenden Antworten, er liebte auch den Namen und das Haus Richelieu, denn in der Politik meines Großheims lag der Grund zu seiner glänzenden Regierung. Ich weiß bestimmt, daß es ihm wehe tat, einem jungen Menschen von meinem Alter die Freiheit rauben zu müssen. Aber ich darf auch nicht verhehlen, daß seine Neigung zur Milde beständig seinen Grundsätzen vom Umfang seiner Macht untergeordnet blieb. Stets stand die Bastille offen, wenn ein Untertan den Gehorsam verletzt hatte, den der Monarch für seine Ideen und seinen Willen von ihm fordern zu können glaubte.

Ludwig XIV. war fromm geworden, wer nicht ebenfalls fromm war, mußte ihm mißfallen. Mir wollte er das Gräßliche der Gefangenschaft wenigstens dadurch mildern, daß er einen braven Geistlichen zu suchen befahl, der sich freiwillig mit mir einsperren ließe und mir als Ratgeber dienen könnte. Der Abbé von Saint Rémi brachte mir das Opfer, dessen Größe ich nie vergessen werde. Ich arbeitete mit ihm an einer Übersetzung des Virgil, die er nachher herausgegeben hat.

Der plötzliche Übergang vom Hof in den Kerker rief in mir eine solche Veränderung hervor, wie sie wohl nur wenig Menschen erfahren werden. Ein paar Tage lang war ich so nieder-

geschlagen, daß ich es nicht beschreiben kann. In meinem Kopf ging alles durcheinander, und ich konnte schlechterdings den Beweggrund zu solch harter Behandlung nicht erraten.

Aus dem Schoße des Vergnügens und der Liebe kam ich mit einem Male in eine finstere Einöde, mit Wünschen, mit dem Bedürfnis zu lieben und zu genießen, von dem sich der freie Mensch kaum einen Begriff machen kann. An das angenehmste Leben gewöhnt, knirschte ich mit den Zähnen, wenn ich sah, daß ich in einem dunklen Zimmer hausen mußte, das von allen Seiten mit Gittern abgeschlossen war, und das ich nur zwei Stunden am Tag verlassen durfte, um frische Luft zu schöpfen.

Allein mit meinen Betrachtungen sagte ich zu mir selbst: Der König kann allerdings feste Schlösser und Bastillen besitzen, um staatsgefährliche Bürger lebendig zu begraben, daß er aber Verirrungen der Liebe mit Gefangenschaft bestrafen sollte, — an den Gedanken konnte ich mich nimmermehr gewöhnen. So zu strafen fand ich grausam und sogar ungerecht, denn bei den Verbrechen der Liebe berücksichtigen die Gesetze das jugendliche Alter, und ich war damals doch nicht viel älter als fünfzehn Jahre.

Und doch mußte ich mich unterwerfen, Klagen oder Widersezlichkeiten hätten meine Lage nur verschlimmert, die Ausöhnung mit dem König, der Frau von Maintenon und meinem Vater nur verzögert. Ich gab mir daher das Ansehen ungetrübter Heiterkeit, um dadurch womöglich den Polizeileutnant und meine übrigen Aufseher zu gewinnen. Wenn ich mit ihnen sprach, so geschah es nur in der Sprache der Verliebten. Ich spottete ihrer doppelten eisernen Türen, ihrer ungeheuren Riegel, die wohl den Verbrecher einsperren, aber nicht die Liebe bändigen könnten.

Unaufhörlich fragte ich diese düsteren Menschen nach den artigen Mädchen und Frauen am Hofe und in der Stadt. Allein

es ist in der Bastille genau so wie in der andern Welt: hat man erst einmal die hölzerne Brücke hinter sich, so ist aller Verkehr abgeschnitten. Der Gouverneur durfte auch nicht das kleinste Billett an mich gelangen lassen, ich hatte mit keiner Seele Gemeinschaft und war inmitten von Paris für alle meine Bekannten tot.

Ich verfiel in trübe Gedanken, und die Rückerinnerung an meinen ehemaligen Zeitvertreib machte mir den Aufenthalt im Kerker, wo ich schmachtete, noch verhaßter. Ich suchte den Kerkermeister, der mir das Essen brachte, zu bestechen. Aber er würdigte mich nicht mal einer Antwort und warf einen verächtlichen Blick auf mich. In anderer Lage würde ich den Schuft bestraft haben, da ich mich aber in mein Schicksal zu ergeben suchte, hielt ich es für keine Erniedrigung, ihn zu bitten. Hundert Louisdor versprach ich ihm, wenn er meine Briefe bestellen und mir die Antworten darauf bringen wollte — er drohte mir, es dem Gouverneur zu sagen, und ich mußte also meinen Plan aufgeben.

Was mich am meisten ermüdete, war das ewige Einerlei, das in diesem Kerker herrscht. Unzählige Male brachte mich die Unbeugsamkeit der Aufseher zur Verzweiflung. Fragte ich etwas, so erfolgte entweder gar keine oder aber eine verkehrte Antwort. Sprach jemand mit mir, vom Gouverneur Bernaville bis herunter zum geringsten Wärter, wenn er überhaupt mit mir reden durfte, so bestand alles in verfänglichen Fragen, um mir Aussagen zu entlocken, die man weiter geben und zu seinem Vorteil drehen und deuten konnte.

Mir meine Lage erträglicher zu machen, davon war man weit entfernt. Menschen dieser Art sind nur gewohnt, andere zu quälen. Ich bestrafte sie daher, ohne daß sie es merkten, für ihre Zudringlichkeit dadurch, daß ich immer die Sprache der Galanterie, von der sie nichts verstanden, mit ihnen redete.

Ich verschluckte meinen Verdruß, legte mich beizeiten nieder

um die Dauer des Tages zu verkürzen und gewöhnte mir dabei das lange Schlafen an, eine Gewohnheit, die ich heute noch beibehalte, und die mir sehr nötig ist.

Auch lernte ich in diesem Gefängnis das Ungestüme meines Charakters mäßigen. Ich gewöhnte mich allmählich an unbedingten Gehorsam, an pünktliche Beobachtung gewisser Einrichtungen und Vorschriften, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung in solchem Hause dienen. Mit der Zeit habe ich auch gemerkt, daß in meinen Charakter weniger Flüchtigkeit und in meine Handlungen mehr Überlegung gekommen war. Die Erinnerung an die Bastille machte sogar meiner Einbildungskraft gewisse Situationen erträglicher, die wohl weit nachhaltiger und empfindlicher auf mich gewirkt haben würden, hätte ich diese Prüfung nicht durchgemacht.

Wahrscheinlich würden diese düsteren Bilder, diese finsternen Menschen, kurz, das ganze Innere der Bastille überhaupt meinem Charakter, der damals mehr auf Genuß als auf Denken gestimmt war, eine andere Richtung gegeben haben, wenn ich nicht einen freiwilligen Gesellschafter in meinem Leiden gehabt hätte. Meine Erziehung war sehr vernachlässigt worden, denn Leute von unserem Stand wissen immer genug. Es blieb nun dem Abbé Saint Rémi, dessen Gesellschaft ich übrigens auch der Frau von Maintenon verdankte, vorbehalten, diese Lücke durch Unterricht bei mir auszufüllen. Seine Bereitwilligkeit, mit mir und ebensoviel zu leiden wie ich selbst, rührte mich und band mich fester an ihn. Das Studieren wurde mir nach und nach ein Vergnügen, und ich gewann dabei mehr als je zuvor. Über dem Arbeiten legte sich der Sturm meiner Sinne, und ich war so glücklich, wie man es nur zwischen vier Mauern sein kann.

Am meisten unterhielt ich mich in Gedanken mit der Herzogin von **. Ich hätte ihr so gern geschrieben und meinen jämmerlichen Zustand recht lebhaft geschildert. Ich liebte sie

noch wie an dem Tag, da ich mich in ihrem Bett versteckte; die Gefangenschaft riß mich zur Melancholie und Zärtlichkeit hin. In der Ferne kam mir die Treue als etwas Bezauberndes vor, und ich hätte mich glücklich geschätzt, wenn ich mit ihr in einer Wüste, ohne eine andere Frau, aber frei, hätte leben dürfen. Die Freiheit wäre mir um diesen Preis nicht zu teuer gewesen, und mit meinem Blut wollte ich es unterzeichnen, fortan nur eine Frau zu halten.

Dann und wann beschäftigte ich mich auch mit der Herzogin von Bourgogne und erheiterte mir dadurch einige Augenblicke meiner Einsamkeit. Zuweilen bildete ich mir ein, daß sie meine Begnadigung vom König erbäte, der mich hatte einsperren lassen, und nie öffnete sich die Thür meines Gefängnisses, ohne daß mein Herz diese süße Hoffnung empfand. Mit jedem Tage überzeugte ich mich mehr, daß ich geliebt wurde, aber ich fing an, meine Liebe als eine Verwegenheit zu betrachten, und ich verdamnte selbst meine Kindereien. Ein Monat in dieser Einöde hatte mir schon die Augen geöffnet, und ohne ein bißchen zu erröten, konnte ich nicht an die Vergangenheit denken.

Sie sehen aus allem, was ich Ihnen von der Herzogin von Bourgogne sage, daß die Gefälligkeit, die sie mir bezeugte, nichts als große Nachsicht gegen mich war. Mit Etikette und Ehrfurchtsbezeugungen zum Überdruß umgeben, weidete sie sich an den Antworten eines jungen Mannes, der sich vor nichts fürchtete. Meine Ungezwungenheit, mein freier Ton schienen ihr neu. Sie hatte von Natur aus einen frohen Sinn und ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, sich zu zerstreuen, sie war gut und sah bei weitem nicht voraus, daß ein Kind, denn so nannte sie mich, ihrem guten Ruf schaden könnte. Aus dieser Vertraulichkeit mit mir schloß man gleich auf eine Befangenheit ihres Herzens. Ich selbst glaubte daran, und hätte ich wieder einmal um sie sein können, so würde ich ihren Rang vergessen und nur das liebenswürdige Weib in ihr gesehen haben.

Doch ich muß ihrem Andenken die schuldige Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nie ihr Liebhaber war. Ich wäre es freilich sehr gern gewesen und hätte auch neue Versuche unternommen, wäre ich nicht durch jenen fatalen Befehl vom Hofe weggerissen worden. Nie habe ich ihr tief genug ins Herz sehen können, ob es auch wirklich für mich sprach, aber so viel ist gewiß, daß sie nie aus eigenem Antrieb einen Schritt tat, der ihre Liebe zu mir hätte bestätigen können.

Nach der Meinung des Hofes und der Stadt war allerdings viel mehr vorgefallen, und aufrichtig gesagt, habe ich es beiden nie recht auszureden versucht. Selbst nach ihrem Tod, der bald darauf erfolgte, fand ich es gar nicht übel, da sie einmal doch nicht mehr war, jeden bei dem, was er in diesem Punkt glauben wollte, zu lassen; ja, ich besaß sogar die Eitelkeit, einigen Freunden Dinge zu erzählen, die niemals vorgefallen waren. Diese Eitelkeit vertritt oft die Stelle des Genusses: man rühmt sich einer Eroberung, die man nie gemacht hat, wenn sie nur ein günstiges Licht auf einen werfen kann. Man ist stolz darauf, brüstet sich damit, als ob dieser eingebildete Ruhm etwas zum Vergnügen beitragen oder es gar ersetzen könnte. Er befriedigt nur die Eigenliebe und tritt in die Reihe der übrigen konventionellen Vergnügen.

Trotz der ernsten Betrachtungen, die ich über mich anstellte, schmerzte es mich doch, daß ich mir diesen neuen Triumph wünschte, es verdroß mich, daß ich meine Strafe nicht ganz verdient hatte, denn ich geriet auf die Idee, meine allzu große Schüchternheit bei der Herzogin von Bourgogne trage Schuld an meinem Gefängnis, und wird man einmal bestraft, so ist es wenigstens auch ein Trost, es verdient zu haben.

Eines Tages, als ich in düsteres Sinnen versunken dasaß, öffnete man mein Gefängnis zu einer Stunde, wo weder Zeit zum Spaziergehen noch zum Essen war. Da ich nie die Hoff-

nung aufgab, so glaubte ich, es wäre eine angenehme Neuigkeit, die man mir hinterbringen wollte.

Ich sah einen Frauenrock, ein Anblick, der mich vor Vergnügen zittern machte, denn seit Monaten hatte ich ihn nicht gehabt.

Ich springe auf, ihr entgegenzugehen, sie wirft sich in meine Arme und — — — es ist meine Frau, meine Frau, die ich nie geliebt hatte, und die mich trotzdem in meinem Gefängnis besuchte.

Der gute Engel, der vom Himmel herabstieg, um den heiligen Petrus zu befreien, strahlte nicht so schön, als er ihm die Fesseln abnahm. Ich gestehe, daß ich beim ersten Anblick zu träumen glaubte, daß ich geblendet war wie jemand, der aus finsternem Keller kommt und gleich in das Sonnenlicht schaut.

Aber die angenehme Täuschung war bald dahin.

Ich faßte meine Frau an der Hand und bat sie ehrerbietig, sich zu setzen. Ich tat sehr aufgeräumt und fragte sie lachend, welche Gottheit ihr geholfen hätte, in den Orkus der Toten herabzusteigen.

Sie sagte mir, der König hätte ihr aufgetragen, mich zu fragen, ob ich künftig ruhiger leben und mich besser aufführen wollte, wenn ich freikäme.

„Ei, das hätte ich mir doch nicht träumen lassen, daß ich mit der Gesandtin eines großen Königs rede,“ antwortete ich ihr und verdoppelte meine Hochachtung und Ehrfurcht gegen sie.

Das war es aber gar nicht, was meine Frau von mir erwartete. Man war auf den Gedanken gekommen, daß meine Jugend und das harte Entbehren mich schon zwingen würden, sie als echter Ehemann zu empfangen, wenn ich aus dem Gefängnis käme. Und von dieser Aussöhnung sollte meine Freiheit abhängen.

Ich erfuhr das freilich erst später, aber ich gestehe, daß, wäre ich vorher davon unterrichtet gewesen, mein Verlangen nach



Freiheit mich wohl zu einem Bruch meines Eides hätte veranlassen können. Nur kam es mir vor, als ob man nicht den richtigen Weg eingeschlagen hätte, mich wieder zur Pflicht zurückzuführen, die ich um keinen Preis der Welt erfüllen wollte. Es machte mir Vergnügen, dem Kampfe der Sinne, die sich in mir empörten, nach so langer Enthaltung zu widerstehen, und ich beschloß, Frau von Fronsac wie eine Dame, der ich Hochachtung schuldig war, zu behandeln. Ich las in ihren Augen, daß sie das nicht befriedigte, und ihr Verdruß darüber war deutlich wahrzunehmen. Nach so langer Entbehrung glaubte sie, daß Liebkosungen vielleicht mehr Eindruck auf einen Gemahl machen würden, der so lange auf sie hatte verzichten müssen.

Sie trat zu mir, ergriff meine Hand und sagte in rührendstem Ton, sie beklage meine Gefangenschaft.

„Als ich davon erfuhr,“ erzählte sie mir, „war ich ganz untröstlich, und wenn meine Bitten nur einige Kraft gehabt hätten, so hätten Sie bald wieder die Freiheit oder doch wenigstens so viel Bequemlichkeit erlangt, daß Ihnen die Gefangenschaft weit erträglicher hätte werden müssen. Aber der König war unerbittlich und würde Sie, wenn er nicht Rücksicht auf Ihre Jugend genommen hätte, noch viel härter bestraft haben. Seine Ungnade ging so weit, daß er nicht mal ein Wort über Sie hören wollte, und er war nicht eher wieder für Sie zu gewinnen, als bis man ihm in Ihrem Namen versprochen hatte, daß Sie künftighin ein gesittetes Leben führen würden. Er verlangte aber Proben Ihrer Sinnesänderung, und diese ersten Beweise sollen in einem einträglichen Leben mit Ihrer Familie bestehen, die Sie über alles liebt.“

Bei diesen Worten warf sie einen noch zärtlicheren Blick auf mich, Tränen flossen über ihre Wangen, sie ließ den Kopf auf die Brust sinken, und wiederholte Seufzer zeugten von der heftigen Erschütterung ihrer Seele.

Durch eine unwillkürliche Bewegung schloß ich sie in meine Arme, ich empfing einige mit Tränen reich benetzte Küsse, und meine Sinne stritten für sie mit vielem Erfolg.

Ich war meiner nicht mehr mächtig; seit langem hatte ich nur Männer um mich gesehen, und Frau von Fronsac war, obgleich meine Frau, doch immerhin ein Weib. Der Geschlechtstrieb wird durch Enthaltbarkeit nur noch dringender und ungestümer, meine Phantasie war erhitzt, ich dachte schon nicht mehr an meinen Vorsatz, als Frau von Fronsac, die den Augenblick ihres Sieges herannahen sah, auf einmal ausrief:

„Ach, mein Geliebter, hätten Sie mich doch immer so behandelt, so wären Sie gewiß jetzt nicht hier!“

Diese Worte waren ein Talisman, der alles bannte. Meine Einbildungskraft kühlte sich ab, ich sah jetzt weiter nichts als meine Frau vor mir und schämte mich, ihr nachzugeben. Ich fuhr von ihr mit einem Schreck auf, wie man ihn empfindet, wenn man in einen Abgrund stürzt. Ich war beschämt, daß ich mich der Gefahr ausgesetzt hatte, in einem Augenblick die Frucht meines so lange gehaltenen Eides zu verlieren. Meine Eigenliebe war beleidigt, denn sie beherrscht uns in der Tat in allen Lagen.

Das Erstaunen meiner Frau läßt sich nicht beschreiben. Sie konnte die Ursache nicht erraten, der sie dieses plötzliche Auffahren zuzuschreiben hatte, sie sah den Erfolg ihrer listigen Anschläge vereitelt, und ich muß gestehen, daß sie bei mir alle Kunst eines Weibes anwandte, das einen Mann besiegen will. Sie war eine Frau von Tugend, von Ehre, wußte nichts von den Schleichwegen, die so viele Frauen einschlagen, welche im Strudel der Welt zu leben gewohnt sind, und zu ihrem Ziel gelangen wollen. Was sie wußte, hatte sie von der Natur erhalten. Fast könnte man sagen, das Weib werde mit einer reichen Aussaat von List und Verschlagenheit geboren, die später aufgeht. Das einfältigste besitzt soviel Feinheit wie jedes andere,

wenn nur das Herz oder die Eigenliebe dabei auf dem Spiel steht.

Frau von Fronsac saß wie versteinert auf ihrem Stuhl, sie dachte nicht mal daran, ihre Kleider wieder in Ordnung zu bringen.

Ich meinerseits machte mir Vorwürfe, daß ich es so weit hatte kommen lassen, und vergrub den Kopf in meinen Händen, ohne ein Wort zu reden. Nach langem Schweigen ging ich wieder auf sie zu und versicherte ihr, daß ich ihre mir erwiesene Teilnahme anerkenne und sie nie vergessen werde.

Aufs neue flossen ihr die Tränen von den Wangen. Ich sagte ihr, sie möchte sich doch nicht so sehr ihrem Schmerz überlassen, meine Gefangenschaft hätte ihre Grenzen, der König würde meiner Unschuld Gerechtigkeit widerfahren lassen und ein paar kleine Unbesonnenheiten nicht mit langer Haft bestrafen. Ich wäre ja unschuldig — sie runzelte die Stirn — und hoffte bestimmt auf baldige Freilassung.

„Ich wünsche es,“ rief sie und schwieg dann. Aber ihre Blicke sprachen für sie, sie schienen mir zu sagen: „Das ist alles, was Sie zu Ihrer Befreiung tun wollen . . .?“

Ihr stummes Spiel dauerte einige Zeit, endlich siegte aber der Stolz über die Liebe, sie stand auf, sagte mir traurig Lebewohl.

Ich begleitete sie ehrerbietig bis an die Tür und brüstete mich insgeheim damit, daß ich sie so entlassen hatte, wie sie hereingekommen war.

Als ich allein war, mußte ich über diese Szene lachen. Ich war mit mir zufriedener, als wenn ich die Gunstbezeugungen einiger neuer Frauen genossen hätte.

Warum? Weil ich stolz darauf war, daß ich mich meiner Frau nicht hatte hingeben wollen.

Doch ich muß zugeben, daß es unter den Frauen, die mir gefällig waren, mehr als eine gab, die nicht besser war als sie.

Frau von Fronsac war jung und konnte eine bessere Behandlung verlangen. Ich war hart gegen sie und vernachlässigte sie so sehr, daß sie nichts von mir hatte außer dem Namen meiner Gemahlin. Vielleicht bin ich der einzige Gefangene der Bastille gewesen, dessen Strafe von guter oder schlechter Behandlung seiner Frau abhing, und es ist gar lustig, daß man zur Aussöhnung mit meiner Gattin einen Ort ausgesucht hatte, der sie allem Anschein nach hätte bewirken müssen, in Wirklichkeit aber doch nicht herbeiführte.

Aber es gehörte auch ein Charakter wie der meinige dazu, so ausgeklügelte Pläne zu vereiteln, und noch in diesem Augenblicke denke ich mit Vergnügen daran, daß ich eines so festen Entschlusses fähig gewesen bin.

Frau von Fronsac aber meldete dem König und der Frau von Maintenon, denen sie Rechenschaft von ihrer Mission ablegen mußte, daß sie nichts erreicht hätte. Die Folge davon war, daß ich in meiner dunklen Einsamkeit bleiben mußte, daß man mich von neuem der innerlichen Glut preisgab, die ein fühlendes, für die Liebe geschaffenes Herz heimzusuchen pflegt.

Ich wurde jetzt noch viel strenger gehalten als bisher. Auf den Gesichtern der Leute, die zu mir kamen, schien die Unzufriedenheit über mich geschrieben zu stehen. Meine Wärter sahen noch viel wilder aus, und der Abbé selbst gab mir zu verstehen, der König wäre noch viel erbitterter auf mich gewesen.

Um die Langeweile und die Grillen zu verscheuchen, die mich dann und wann quälten, suchte ich wieder mein altes Mittel, die Arbeit, hervor, übersetzte aus römischen Schriftstellern und erstaunte nicht wenig, als ich fand, daß ich beinahe ein Gelehrter war. So viel ist gewiß, daß eine etwas längere Haft mir das Arbeiten zur Gewohnheit gemacht hätte, denn vor meiner Einsperrung in die Bastille konnte ich keine Viertelstunde bei einem Buch aushalten, ich dachte an weiter nichts als an Vergnügen und an Weiber.

Diese Zeit der Gefangenschaft war sehr heilsam für mich, insbesondere für meinen Gesandtschaftsposten am Wiener Hofe, wo ich einen sehr weitläufigen Briefwechsel führte und das Arbeiten nicht scheuen durfte.

Meine wissenschaftlichen Studien wurden von einer schweren Krankheit unterbrochen, deren Opfer ich zu werden fürchtete. Nach einem sehr heftigen Fieber traten nach ein paar Tagen die Blattern auf. Ich rang mit dem Tod, und man zweifelte an meinem Aufkommen. Ich habe meine Genesung nur einem Aderlaß zu verdanken, den man bei Auftreten der Blattern auf Rat des Herrn Delécaliere vornahm, obwohl sich die Mehrzahl der Ärzte, die zugegen waren, dem widersetzte.

Frau von Fronsac erhielt wieder die Erlaubnis, sich von Zeit zu Zeit nach meinem Befinden zu erkundigen und nach mir umzusehen, allein sie tat es mit weit weniger Herzlichkeit als bei ihrem ersten Besuche.

Die Jugend siegte bald über die Krankheit, die mich niedergeworfen hatte, und ich erlangte meine frühere Gesundheit wieder. Man beratschlagte von neuem bei der Frau von Main-tenon über mein künftiges Geschick, und es wurde beschlossen, mich zur Armee zu schicken, um mich von allen früheren Verbindungen loszureißen. Nach der Erfahrung, die man mit mir gemacht hatte, war es ganz richtig geurteilt, daß mein gutes Einvernehmen mit der Frau von Fronsac nur das Werk der Zeit sein konnte. Man sah ein, daß man einen stolzen Charakter wie den meinigen nicht gerade vor den Kopf stoßen und eher Nachgiebigkeit als Widerstand zeigen müsse.

Man baute auf die Zukunft, aber die Zukunft vereitelte solche schmeichelhaften Hoffnungen.

Vierzehn Monate mußte ich in der Bastille ausharren und leiden, bis der König wieder an mich dachte und meiner Beharrlichkeit den Sieg zugestand. Die Gesellschaft war zum Teil gerührt,

zum Teil unzufrieden, daß ich, noch so jung, schon vergessen sein sollte.

Die Damen in der Stadt und am Hofe erhoben ihre Stimmen ziemlich laut, am lautesten aber die, welche aus Erfahrung wußten, was eigentlich in der Bastille meine ärgste Marter sein mußte.

Diese letzteren sprachen sich auch so freimütig aus, daß der König, die Favoritin und mein Vater sich endlich erweichen ließen, mich nicht mehr länger zu quälen.

Sie beschlossen, mich dem Leben wiederzugeben und mich zur Armee unter Noailles nach Spanien oder zu Villars zu schicken, der damals in Flandern stand.

Es war nämlich damals so üblich, jeden Gefangenen, der die Bastille verließ, aus dem Vaterlande zu entfernen und ihn erst allmählich wieder an den Gebrauch seiner Sinne zu gewöhnen. Bei mir hatte man außerdem, wie ich schon andeutete, noch besondere Beweggründe, um mich von Paris und seinen Vergnügungen fernzuhalten.

Licht und Freiheit waren mir so fremd geworden wie dem Vogel, der nach langer Gefangenschaft aus dem Käfig entflohen ist; nach und nach gewöhnte ich mich wieder daran.

Freiheit schien mir die größte Wohltat zu sein. Ich wollte nicht glauben, daß ich die Gegenstände, die ich jetzt sah, schon früher einmal erblickt hatte. Sie kamen mir ganz neu, völlig fremd vor.

Ich war trunken vor Freude, und selbst der Befehl, Paris zu verlassen und zur Armee des Marschalls Villars abzugehen, konnte sie nicht mindern.

Mein Vater empfing mich verdrießlich, hielt mir Strafpredigten, die in seinem Mund keinen Wert für mich hatten, und ich verließ Paris, im Innern froh, daß ich nunmehr mein eigener Herr war und eine neue Laufbahn vor mir hatte.

Immer wieder die Herzogin!

Ich hatte der Herzogin von * * * geschrieben. Ihre Antwort überzeugte mich von ihrer Unruhe und Zuneigung. Sie war krank gewesen und verzweifelt, daß sie mich vor meiner Abreise nicht erst umarmen konnte. Ich selbst war darüber untröstlich, aber alles lag schon in Bereitschaft, der Befehl des Königs erlaubte mir keinen längeren Aufenthalt in Paris, und ich war gezwungen, abzureisen, ohne dieses Bedürfnis meines Herzens zu befriedigen.

Denn während meiner Gefangenschaft lernte ich, der Herzogin die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und meine Vernunft lehrte mich, wie weit ihr die anderen Frauen nachstanden, die ich kennen gelernt hatte.

Als ich zwei Meilen von Paris entfernt die Pferde wechseln wollte, übergab mir ein Bauer, der mich am Posthause erwartete, ein Billett.

Es kam von der Herzogin, die mir nur dies schrieb: „Ich wohne im Hotel zum Jäger.“

Ich lief nicht, ich flog dorthin, denn ich hatte mir ein solches Glück nicht versprochen. Wir sahen uns und stürzten einander in die Arme. So standen wir geraume Zeit da, ehe wir ein Wort hervorbrachten.

Ich fand sie sehr abgemagert. Nachdem wir uns vom ersten Taumel erholt hatten, erzählte sie mir, sie hätte der Begierde,

mich zu sehen, nicht widerstehen können. Obgleich sie von ihrer Krankheit noch nicht völlig hergestellt wäre, hätte sie doch in ihrer Liebe Kraft genug gefunden, durch die kleine Gartentür das Haus zu verlassen und sich selbst einen Wagen zu mieten. Sie hätte sich niemand anvertrauen wollen und sähe die Unruhe voraus, die zu Hause herrschen würde, wenn sie nicht da wäre. Da aber ihr Gemahl auf einige Tage nach Versailles sei, würde sie schon Mittel ausfindig machen, allen Verdacht zu beseitigen. Sie hatte sich nach meiner Abreise erkundigt und war eine Stunde vor meiner Ankunft eingetroffen.

So sehr die Herzogin mich auch liebte, fürchtete sie doch ihren guten Ruf zu verlieren, und deshalb hatte sie sich auch trotz ihrer Schüchternheit auf den Weg gemacht.

Ich fühlte den ganzen Wert dessen, was sie für mich tat, und konnte ihr nicht genug für diesen ersten auffallenden Beweis ihrer Zuneigung danken.

Bald aber schwelgte ich in einem weit süßeren Gefühl.

Wir hatten uns seit langem nicht mehr gesehen, die Bastille war eine unübersteigbare Mauer zwischen uns gewesen. Jetzt fühlte ich das Bedürfnis, glücklich zu werden, denn ich wurde ja angeboten. Nichts sollte sich meinen Begierden widersetzen, und doch fand ich bei der Herzogin einen ganz unerwarteten Widerstand.

„Eine Frau, die Ihnen soviel Liebe erwiesen hat wie ich,“ sagte sie, „eine Frau, die die Grundsätze der Tugend, die sie für unerschütterlich hielt, der Neigung aufopfern konnte, die sie zu Ihnen hinzog, würde es schlecht kleiden, wenn sie bei allem, was sie wagt, Sie vor der Abreise zu umarmen, Ihnen dennoch Gunstbezeugungen verweigern wollte, die sie Ihnen eigentlich nicht mehr erweisen darf. Ich gehöre Ihnen. Was Sie in Ihre Arme schließen, ist eine Eroberung, es ist ein Weib, das nur für Sie atmet, das aber um der Liebe willen, die Sie ihm eingeflößt haben, um so mehr besorgt ist, Sie zu verlieren.“

Ich kenne Sie und will mich nicht blenden lassen. Ich weiß, Sie vergessen bei der einen Frau, was Sie der andern schuldig sind, Ihre Phantasie ist glühend, und Ihre Sinne sind stets bereit, Ihren Entschluß zur Treue in die Flucht zu schlagen. Wenn ich Ihre Geliebte sein soll, so muß ich Sie verlieren. Ich kann nicht halb lieben, und die Liebe gibt uns Ansprüche. Was Sie für ein paar Stunden für bezaubernd halten, wird Ihnen auf die Dauer gleichgültig und lästig werden, Ihre Zärtlichkeit wird zu Ende gehen und die meinige — ich weiß es — mir ins Grab folgen, ich werde unglücklich sein.

Sehen Sie, das wird das Ende des Romans sein, den Sie jetzt so hinreißend finden.

Seien Sie gerecht, und zum Beweis der Achtung, die Sie für mich angeblich haben, begnügen Sie sich mit der Freundschaft, die weit nachgiebiger ist. Vertrauen Sie mir Ihre Geheimnisse an, Sie dürfen sich nicht davor fürchten, ich werde Ihnen keine Vorwürfe machen, sondern Freud' und Leid mit Ihnen teilen.

Ihre Freundin wird Ihnen zum Bedürfnis werden, Ihre Geliebte werden Sie fliehen.

Lieber Herzog, für meine Ruhe ist es wichtig, Sie immer zu sehen, und es ist das einzige Mittel, um zu verhindern, daß Sie mir entrinne. Ich weiß recht wohl, daß die Rolle der Hauptperson viel wichtiger ist als die der Vertrauten. Ich bin in dem Alter, wo man die Hauptrolle spielt, aber ich ziehe hier die der Vertrauten vor, um Sie nicht zu verlieren. Aus Übermaß an Zuneigung wähle ich diese Rolle, die Ihnen so sonderbar vorkommt, aber ich habe es reiflich überlegt und finde, daß meine Ruhe dabei sicherer fahren wird.“

Die Herzogin sprach mit so viel Aufrichtigkeit des Herzens, daß ich ihr beinahe recht gegeben hätte. Der Ton der Wahrheit, der in ihren Reden lag, täuschte mich, und ich sah wohl ein, daß es keine Wirkung der Eroberungskunst war, deren sich das

Weib sonst mit so großer Geschicklichkeit bedient, um ein desto größeres Verlangen nach sich zu erregen, was die Herzogin nicht nötig hatte, denn sie war tugendhaft aus Grundsätzen und sprach aus einer unbesiegbaren Neigung, die mich zu ihr hinzog.

Ihr Herz hätte die Vernunft besiegt, aber bisweilen beunruhigten innere Kriege das Glück, das die Liebe ihr gewähren sollte. Ich gebe zu, daß ich mich oft an diesen Kämpfen weidete, denn sie dienten ja zum Beweis, wie sehr ich ihr überlegen war, da ich sie immer besiegte.

War ich nun von ihren Worten anfangs ein wenig zurückgehalten worden, so sprachen meine Begierden doch so laut, daß ich nichts anderes hören konnte.

Die Herzogin kam mir viel schöner vor denn je. Ihr schmachendes Wesen gab ihren Reizen eine anziehende Kraft, und ich lechzte danach, in ihnen zu schwelgen. Nach einer so langen Abwesenheit war es mir sozusagen etwas Neues, und ich empfand die Ungeduld nach dem Genuß ebenso lebhaft wie das erstemal.

Die Herzogin weigerte sich zwar immer noch, aber ihr Widerstand war so schwach, daß er mir eine neue Niederlage verkündete. Bald siegte die Liebe über die Furcht, und zufrieden mit der Gegenwart dachte sie nicht mehr an die Gefahren der Zukunft.

Zehn Stunden verliefen so schnell, daß wir es kaum glauben konnten, und wir mußten Abschied nehmen. Die Herzogin durfte nicht länger von zu Hause fernbleiben, und sie teilte mir ihre Unruhe darüber mit. Weit entfernt, sie zu verstehen, war ich über den Augenblick so froh, daß ich an nichts anderes denken konnte. Endlich sah ich mich genötigt, ihr alle Sorgen vom Herzen zu nehmen, und immer noch so voll Torheit und Ausgelassenheit wie sonst, gab ich ihr ein Mittel an die Hand, sich aus der Patsche zu ziehen.

Es bestand darin, daß sie zu Hause vorgeben sollte, die Schutz-

heilige von Paris wäre ihr mehrmals erschienen, zuletzt hätte sie die Bettvorhänge weggezogen, die während ihrer Krankheit verordneten Arzeneien gesegnet und, indem sie sich zum Himmel emporgeschwungen hätte, zu ihr gesagt:

„Bete ohne viele Worte, und erkenne die Hand, deren sich das höchste Wesen bediente, um dich vor dem Grab zu retten, das sich schon geöffnet hatte, um dich zu verschlingen.“

Über den prophetischen Ton, in dem ich diese Worte vortrug, mußte die Herzogin lachen. Meine Phantasie schien ihr fruchtbaran Wunderwerken, aber sie begriff nur noch nicht, wie dieser Traum zu einem glaubhaften Beweggrunde ihrer Entfernung vom Hause dienen könnte. Ich zeigte ihr, daß nichts leichter wäre als dies. Die Worte der Heiligen wollten sagen: Gehe hin und danke mir in meinem Tempel, aber gehe ohne Pomp und ohne Gefolge hin.

Diesem Befehl zufolge hätte sie sich allein auf den Weg gemacht, um der Schutzheiligen ihr Dankopfer zu bringen. Daher auch die Messen, Wachskerzen und alles, was gewöhnlich solche frommen Handlungen begleitet. Und sicherlich wäre ein ganzer Morgen nicht zu viel für die Erfüllung dieser heiligen Pflichten.

Die Herzogin schalt mich zwar einen Toren und Gottlosen, aber ich glaube doch, daß sie von meiner Torheit Gebrauch gemacht hat.

Es währte sehr lange, bis wir zum Abschiednehmen kamen. Es ging uns wie den Liebhabern bei Molière, die sich fliehen wollen und doch immer wieder finden. Sie beschwor mich, ihr zu schreiben, und versprach dagegen, mir alles, was bei Hofe oder in der Stadt Wichtiges vorfallen würde, mitzuteilen.

Als ihr aber einfiel, daß ich zur Armee abreisen wollte, sank ihr der Mut, und sie brach in Tränen aus. Die Gefahren, denen ich entgegengehen sollte, bemächtigten sich ihrer Sinne, und ich hatte Mühe, sie wieder zu beruhigen.

„Sie gehen zu einer Armee, die die einzige Hoffnung des Königreiches ist,“ sagte sie. „Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, was die Truppen mutlos macht. Der Name eines Villars selbst, der sie befehligt, wird ihnen keinen Mut einflößen, wenn sie sehen, daß sie es mit dem Prinzen Eugen, mit einem General zu tun haben, der schon so oft Sieger war.“

Ich sehe nichts als Schmach voraus, das Ende der Regierung unseres Königs ist schrecklich. Wie schmerzlich würde es für mich sein, wenn ich, indem ich Frankreichs Verlust beweine, auch noch den Ihrigen . . .“

Die letzten Worte erstarben auf ihren Lippen; ich drückte sie bewußtlos in meine Arme.

Ich war verlegen, denn ich wollte keine Zeugen dieser Szene haben. Zum Glück erlangte sie allmählich den Gebrauch ihrer Sinne wieder. Es war gerade zur rechten Zeit, denn ich fing schon an, es lästig zu finden, wenn man zu sehr geliebt wird.

Ihre Sorge hätte keinen Grund, versicherte ich ihr, denn mir wäre ein sehr hohes Alter prophezeit worden.

So sehr die Herzogin für mein Leben besorgt war, so hätte sie doch den Mut, mir zu sagen, daß ich mich auszeichnen sollte. „Auf der Bahn, die Sie betreten wollen,“ sagte sie seufzend, „kann man wohl vorsichtig sein, aber man darf nie die Gefahr meiden. Leben Sie wohl . . .“ Und indem sie sich entfernte, fügte sie noch hinzu: „Vergessen Sie mich nicht, und seien Sie glücklich . . .“

Ich führte sie zu ihrem Wagen, und wir ließen uns nicht eher aus den Augen, bis wir uns nicht mehr sehen konnten.

Diese Zusammenkunft, die mir anfangs so viel Vergnügen bereitet hatte, ließ in mir, nachdem die Herzogin abgereist war, eine Leere zurück, die mich um meine ganze gute Laune brachte.

Doch das Verlangen, zur Armee zu stoßen, und die Hoffnung,



bald zu avancieren, verscheuchten rasch wieder die Traurigkeit, der ich verfallen war.

Das Andenken an die Liebenswürdigkeiten der Herzogin von Bourgogne, die für mich ein so übles Ende genommen hatten, trugen neben dem, was soeben zwischen der Herzogin von * * und mir vorgefallen war, zu meiner Zerstreuung bei.

Ich bedauerte die Prinzessin, die mich anderen vorgezogen hatte. Die Einbildung, die ich mit der Hoffnung hegte, sie einst doch noch zu besiegen, hatte sich noch nicht verloren.

Ich war daher untröstlich, als ich erfuhr, daß das Grab meine ganzen Hoffnungen mit ihr verschlungen hatte. Personen, die wir lieben, erhalten nach dem Tode in unseren Augen noch weit glänzendere Eigenschaften, als sie im Leben besaßen. Nie sah ich eine trefflichere Frau als diese Prinzessin*).

Bei der Nachricht von ihrem Tode füllten sich meine Augen wider Willen mit Tränen, und das Geschrei der Verzweiflung gellte in meinen Ohren wieder. Ich sah den traurigen Leichenzug, der die teuren Reste dieser unglücklichen Prinzessin mit dem Leichnam ihres Gemahls und ihres Sohnes nach Saint Denis begleitete.

Ganz Frankreich war in Trauer, und ich nahm in diesem Augenblick regen Anteil an seinem Schmerz. Der rote Friesel hatte die Liebenswürdigste ihres Geschlechtes ins Grab gebracht. Die Franzosen, die ihre Könige, sobald sie nur einen Keim von Tugend in sich haben, zum Anbeten lieben, versprachen sich alles von dieser Prinzessin.

Ihr Gemahl, der Herzog von Bourgogne, hatte so strenge Grundsätze, daß die Grazien seiner Gattin sie mildern mußten. Beide wollten das Beste, beide sahen ein, daß das größte Glück des Monarchen in der Liebe seiner Untertanen besteht, sie hatten

*) Die Herzogin von Bourgogne, eine Tochter des Herzogs und späteren Königs Victor Amadeus von Savoyen, war die Mutter des Königs Ludwig XV.

das Beispiel vor Augen, welche Übel zu großer Ehrgeiz verursachen kann. Sie hatten es sich vorgenommen, dem Volk die Tränen zu trocknen, das Volk wußte das, und die Verzweiflung ging über alle Maßen. Es glaubte seinen Vater verloren zu haben, es sah in Ludwig XIV., den es so bewundert hatte, nur einen vom Unglück verfolgten König, es brannte vor Ungeduld, das Joch eines anderen Herrn auf sich zu nehmen, und der Herzog von Bourgogne war derjenige, den es schon im voraus verehrte.

Das Volk, das bei der Thronbesteigung eines Prinzen vor Freude außer sich ist, fühlt kurz darauf schon weniger, am Ende haßt es den Fürsten; und ich weiß gewiß, daß es dem so sehr bedauerten Herzog von Bourgogne ebenso gegangen wäre. Er hätte alles tun müssen, was die Minister seines Sohnes taten, und wenn er auch nicht dieselben Fehler begangen hätte, so würde man ihm doch sicher andere vorzuwerfen gehabt haben. Denn das Volk muß eben einmal den Götzen, den es angebetet hat, zerstören und stürzen.

Unter solchen Betrachtungen, die indes oft durch nicht ganz so traurige Vorstellungen unterbrochen wurden, setzte ich meinen Weg fort und kam endlich zur Armee, das Herz voll Liebe, Politik und Kummer.

Der Marschall Villars, dem ich sehr empfohlen war, ließ mir keine Zeit, an etwas anderes als an den Dienst zu denken. Ich machte ihm oft den Hof und zog Nutzen aus seinen Handlungen und Reden.

Mit der Zeit bekam ich wirklich Geschmack an dem Beruf, den ich nunmehr ergriffen hatte, und wenn ich das Glück hatte, mich darin emporzuschwingen, so habe ich es Villars' weisen Lehren zu verdanken.

Jedermann kennt den Verlauf des berühmten Feldzuges von 1712, durch den sich Villars unsterblichen Ruhm errang und Frankreich rettete. Die Schlacht bei Denain und die Er-

oberung der Magazine von Marchiennes am 24. Juli waren eine Entschädigung für die Niederlagen Frankreichs. Eugen, dessen Ankunft man jeden Augenblick befürchtete, mußte fliehen, ein Sieg folgte auf den anderen, und ich hatte das Glück, in einem glorreichen Feldzug zu debütieren.

Ich will Ihnen aber nicht erst eine umständliche Erzählung dieses Krieges und seiner Schlachten geben, denn es gibt deren schon mehr als genug, und Sie sind damit auch ebensogut bekannt wie ich.

Unterdessen hatte mir die Herzogin von * * oft geschrieben und mir die Sorgen des Königs und seinen häuslichen Kummer geschildert. Man suchte ihn zu bewegen, Versailles zu verlassen, so sehr fürchtete man sich vor einer Invasion des Prinzen Eugen in Frankreich.

Sie war mir noch immer teuer, aber sie hatte recht, sich vor meiner Abwesenheit zu fürchten und meine Freundschaft vorzuziehen. Ich dachte an weiter nichts als an Ruhm und hoffte dadurch, daß ich mich auszeichnete, auch einen Strahl des Glanzes, der den Marschall Villars umgab, auf mich zu lenken.

Die Herzogin war der Partei, die sie mir vorgeschlagen hatte, gefolgt und sprach wenig von Liebe, aber desto mehr von Freundschaft, sie bat mich, nicht zurückhaltend gegen sie zu sein, und es war auch unmöglich, eine Frau wie sie beiseite zu setzen. Ich habe auch stets einen sehr selten unterbrochenen Briefwechsel mit ihr unterhalten.

Von ihr erfuhr ich, welch wunderbaren Eindruck die Schlacht bei Denain gemacht hatte, und auch die Schwierigkeiten, die man dem Marschall Villars bei seinem Glück bereiten wollte. Im Verlauf des Feldzuges wurde ich nach Paris gesandt, um dem König die Einnahme von Landau und Freiburg zu melden.

Ich war nicht mehr jenes unbesonnene und leichtsinnige Kind, das der König für weiter nichts als einen gewöhnlichen Menschen

hielt. Mein Aufenthalt in der Bastille hatte mich gelehrt, in ihm den Herrn zu erkennen, und ich näherte mich ihm mit der größten Schüchternheit. Doch besaß ich noch genug Kraft, um mich zu fassen, und er schien mit meinem Betragen sehr zufrieden zu sein. Er geruhte mir zu sagen, daß, wenn ich so fortführe, zu großen Aufgaben bestimmt wäre, und dieses Kompliment flößte mir ein Gefühl des Stolzes ein, das nicht leicht zu unterdrücken war.

Bürgerliche Amouren

Die Herzogin wurde während meines Aufenthaltes in Paris nicht vergessen, aber diesmal fand ich nur die Freundin, und es war mir nicht möglich, in ihr wieder die Geliebte zu wecken. Ihr Benehmen entsprang nicht im entferntesten etwa der Laune, sondern war ein wohldurchdachtes System, um mich zu fesseln. Ihre Weigerungen lauteten so gemäßigt, so zärtlich, daß ich, um sie nicht zu beleidigen, auch nicht weiter in sie drang.

Zudem hatte ich schon eine neue Liebschaft in Aussicht, von der ich mir viel Vergnügen versprach.

Ich hatte in der Rue St. Antoine die Frau eines Geschirrhändlers gesehen, die mir himmlisch zu sein schien.

Sie war eine Blondine von ungefähr achtzehn Jahren, deren Mann ein großes Geschäft betrieb, viel älter als sie war und nicht die Kunst besaß, ihr Liebe einzuflößen.

Diese Frau hatte das ihr verliehene zärtliche Herz dem Himmel geweiht, da sie kein Geschöpf fand, das seines Besitzes würdig gewesen wäre. Dieses Herz nun wollte ich der Gottheit streitig machen.

Ich erfuhr diese näheren Umstände von einem meiner Leute, der ein sehr gewandter Mensch war und diese Entdeckung in jenem Stadtteil gemacht hatte.

Ihr Widerstand, dachte ich, sollte von kurzer Dauer sein,

und ich ließ mich zu einer gewissen Zeit in St. Paul sehen, wohin sie alle Tage ging, um die Messe zu hören. Ich suchte mich ihr zu nähern, und fand eines Tages Gelegenheit, mit ihr bei der Taufe eines Kindes zu reden, dessen Mutter von ihrem Mann umgebracht worden war.

Dieser traurige Fall, der viel Lärm verursachte, ermöglichte mir ein Gespräch mit meiner Blondine.

Ich beklagte das Schicksal der Frauen, die der Tyrannei gewisser Männer ausgesetzt wären, und sagte: „Die Weiber, von Natur so schwach, sollten den Männern nur das Verlangen, ihnen zu huldigen, einflößen. Dieses schüchterne und bezaubernde Geschlecht ist nur zum Glück des unsrigen geschaffen, und wir müssen es aus Erkenntlichkeit glücklich zu machen suchen.“

Meine Bürgersfrau hörte mir zu, wie ich merkte, gern zu, und ich hatte alle Ursache, mit dieser ersten Zusammenkunft zufrieden zu sein. Während des Gesprächs war sie mehrmals rot geworden, und ich schloß daraus, daß die Fromme mich nach ihrem Geschmack fand.

Jeden Tag ersann ich ein neues Mittel, sie in der Messe zu sehen und mit ihr zu sprechen. Wir hielten schon Zusammenkünfte, ohne daß sie noch eine Ahnung davon hatte. Ich bat sie um die Erlaubnis, sie besuchen zu dürfen, aber sie schützte vor, meine Besuche möchten ihrem Mann nicht gefallen. Doch ich hoffte in kurzem den gefürchteten Gatten kennen zu lernen, der, wie es sich später zeigte, der beste Mensch von der Welt war.

Ich ging zu ihm, um ein paar Spiegel zu kaufen, die ich brauchen konnte, hatte allerlei daran auszusetzen und blieb lange unschlüssig.

Das erstemal ging ich fort, ohne etwas ausgerichtet zu haben, kam aber am andern Tag, als er ausgegangen war, wieder. Anfangs unterhielt ich mich mit ihr von meinem Kauf und ging allmählich zu Komplimenten über.

Sie war artig, und jede Frau hört es gern, daß sie es ist. Ich erzählte ihr eine Menge Märchen, die sie sehr belustigten, und sagte ihr, wie im Scherz, daß ich sie zum Rasendwerden lieb hätte.

Meine Fromme nahm keinen großen Anstoß daran. Die Sprache, die ich bei ihr führte, war ihr neu, und wahrscheinlich sah sie ein, daß ich die Kunst besaß, ihr die Liebe weit süßer zu schildern, als ihr Tölpel von Mann.

Es kam eine von ihren Freundinnen, die diese Unterhaltung, die so günstig verlief, unterbrach.

Ich verabschiedete mich und kam am andern Morgen nicht zur Messe.

Ich wollte die Wirkung meines Ausbleibens sehen.

Tags darauf machte sie mir Vorwürfe, ich redete mich mit Unwohlsein aus, und da es wunderschönes Wetter war, schlug ich einen Spaziergang durch die Boulevards vor. Sie war dagegen und meinte, so viel Vergnügen sie sich auch davon verspräche, so mußte ihr doch ihr guter Ruf teuer sein.

Nun sah ich ein, daß eine günstige Gelegenheit mich schon in den Besitz des Gutes setzen würde, nach dem ich trachtete.

Doch die ewigen Messen wurden mir auf die Dauer zuwider, und ich beschloß, ein kleines Zimmer in dem Stadtteil möblieren zu lassen, um mit dieser Frau bald zum Ziel zu kommen. Das Geld für die Einrichtung ließ ich, wie billig, den Mann verdienen. Er versah mich mit Möbeln und Spiegeln und war mit mir sehr zufrieden.

Aber ich hütete mich wohlweislich, ihm zu sagen, wer ich sei und bezahlte ihn bar mit einer Summe, die ich von der Herzogin geliehen hatte, denn mein Vater, der sich selbst in großer Verlegenheit befand, hielt mich verzweifelt kurz.

Ich aß bei dem wackeren Kaufmann zu Mittag. Er bewirtete mich in seinem Staatszimmer, und als er in den Laden gerufen wurde, benutzte ich den Augenblick seiner Abwesenheit und gab seiner Frau einen Kuß.

Zwar merkte ich von Tag zu Tag mehr, daß ich geliebt wurde, aber ich kam damit doch nicht weiter. Meine Fromme fürchtete sich vor der ewigen Verdammnis, und meine Beredsamkeit wollte nicht ausreichen, diese Grille zu verscheuchen.

Verliebt war ich nicht gerade, aber es verdroß mich doch, daß eine kleine bürgerliche Schürze mich so lange hinhielt. Ich nahm mir daher vor, den Ort, der nicht kapitulieren wollte, im Sturm zu nehmen. Ich wartete nur auf eine Gelegenheit, und die Herzogin verschaffte sie mir, ohne daß sie es selbst wußte.

Sie hatte eben einen Flügel an ihr Landhaus anbauen lassen und wollte ihn gleich möblieren lassen. Ich schlug ihr meinen Kaufmann vor, und sie ging darauf ein.

Der ließ sich nicht träumen, daß ich mit dem Geschäft, das ich ihm zukommen ließ, auch noch die Absicht verband, ihn von seiner Frau zu entfernen. Selbst die Frau schien die Sorgfalt anzuerkennen, mit der ich ihm einen so guten Kunden verschaffte.

Der Mann reiste nach Nantes, und ich schlug noch denselben Abend meine Wohnung bei seiner Frau auf, in dem festen Glauben, ich würde nun auch seinen Platz einnehmen.

Aber meine spröde Blondine nötigte mich, sie noch vor dem Abendessen zu verlassen, und ich wünschte sie von ganzem Herzen zum Teufel, vor dem sie sich so sehr fürchtete. Ich beschloß, alle Förmlichkeiten abzukürzen, denn ich konnte nicht begreifen, was ein Weib, das liebt, besseres zu tun hat, als sich zu ergeben.

Eine Kammerzofe mußte also, da nun mal eine Frauenhand dazu nötig war, im Namen der Herzogin an Madame Michelin, so hieß meine Blondine, schreiben, daß sie sich eine neue Einrichtung anschaffen wollte, und sie in dem Brief bitten, in Abwesenheit ihres Mannes zu einer Frau, zu der man sie führen würde, zu gehen und dort ein Stoffmuster abzuholen. Dann möchte sie zur Herzogin kommen und mit ihr über die auszuführende Arbeit Rücksprache nehmen.



Mein Vertrauter, den man nicht kannte, trug diesen Brief im Namen der Herzogin hin, und um seiner Botschaft mehr Wichtigkeit zu geben, mietete ich einen guten Wagen, der Frau Michelin an den Ort bringen sollte, wo man sie erwartete.

Diese Aufmerksamkeit, die man der Herzogin zuschrieb, tat die gewünschte Wirkung. Die Kaufmannsfrau putzte sich außerordentlich und erzählte der ganzen Nachbarschaft, daß sie zu einer Herzogin ginge.

Sie wollte eine Freundin mitnehmen, die bei ihr im Hause wohnte und im Wagen auf sie warten sollte. Zum Glück aber war diese gerade ausgegangen, und so fuhr Frau Michelin zu ihrem Leidwesen allein ab.

Mein Geschäftsträger hatte den Befehl, sie in meine neue Wohnung zu führen, wo ich mit großer Ungeduld auf sie wartete.

Sie kam, und statt die Stickerei zu finden, sah sie mich in einem kleinen Zimmer auf dem Sofa mit einem Buch in der Hand sitzen.

Sie schrie laut auf und wollte rasch wieder hinausgehen, aber mein Vertrauter hatte schon die Tür hinter ihr abgeschlossen.

Ich nahm sie in meine Arme, sie riß sich los, und indem sie sich mitten im Zimmer auf die Knie warf, streckte sie ihre Arme zum Himmel empor und bat ihn, ihrer Unschuld zu Hilfe zu kommen.

Aber der Himmel blieb taub . . .

Nun fiel auch ich auf die Knie und sagte:

„Ich aber, der ich es nicht wage, mich mit meinen Wünschen so hoch zu versteigen, ich richte sie an die Zauberin, die ich vor meinen Augen sehe. Sie soll inne werden, wie sehr ich sie an bete, und ich erwarte von ihrem guten Willen die Belohnung für die zärtlichste Liebe. Bisher scheuten Sie sich, wie ich glaube, vor den Leuten, jetzt danken Sie mir vielleicht, daß ich unsere Verbindung mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt habe. Nur wir beide werden das Geheimnis kennen, und der Himmel verzeiht leicht einen verborgenen Fehler.“

Ich wollte mich anschicken, ihn zu begehnen, aber heftige Zornesausbrüche schreckten mich ab, und ich mußte sie erst austoben lassen.

Sie war davon sehr angegriffen, und ich schloß daraus, daß sich ihr Widerstand vermindern würde. Bald beschwor sie mich, sie gehen zu lassen, bald beteuerte sie mir, daß, wenn ich sie jetzt um ihre Tugend brächte, sie vor Gewissensbissen sterben werde. Sie gestand mir, daß sie mich liebe, aber in Unschuld, ohne ein Verbrechen begehnen zu wollen. Sie gab zu, daß sie mit mir glücklich sein würde, aber sie könnte doch, ohne sich an Gott zu versündigen, ihrem Mann nicht untreu werden.

Der Schmerz machte sie zu ihrem Unglück noch anziehender und verführerischer, und ich hoffte doch noch als Sieger fortzugehen. Dazu wollte ich sie noch für ein paar Kratzwunden, die sie mir mit einer Nadel beigebracht hatte, bestrafen.

Immer noch zeigte sie hinreichenden Widerstand, aber gerade bei diesen Kämpfen gewann ich allmählich mehr Boden und sah, daß die Stunde, da ihre Tugend den Geist aufgeben würde, nicht mehr fern sei.

Ich gestehe, die Belagerung war wütend, und es dauerte lange, bis sie sich ergab.

Vielleicht hätte ich auch weiter nichts davongetragen als eine fruchtlose Ermüdung, wenn die Sinne nicht ihr Gewissen berückt hätten.

Madame Michelin war sehr sinnlich und geriet leicht in Flammen. Ihr Widerstand war eigentlich nur eine Wirkung der Unschuld.

Gar bald schlossen sich die Pforten der Hölle vor ihren Augen. sie sah weiter nichts als die Freuden des Paradieses, und ich überzeugte mich, daß eine fromme Frau einen Mann ebenso inbrünstig lieben kann, wie sie Gott liebt.

So oft der Rausch verfliegen war, schien das Gewissen sie zu quälen. Ich suchte es zu betäuben, aber fand endlich doch, daß es

mir an überzeugenden Gründen fehlte, um die Ruhe ihrer Seele wieder herzustellen, und mußte sie also ihrer Reue überlassen.

Ich versprach ihr in diese Wohnung zu kommen, so oft sie Zeit hätte, mich besuchen zu können. Es müßte ihr doch jetzt alles bekannt sein, sagte ich zu ihr. Die Einrichtung stamme aus ihrem Geschäft, und nichts wäre ihr fremd, nicht einmal der Besitzer des Zimmers.

Seufzend brachte sie ihre Kleider wieder in Ordnung.

Ich wiederholte ihr, das nächste Mal hoffte ich, gutwillig zu erhalten, was ich ihr diesmal hätte entreißen müssen, und voll Kummer stieg sie wieder in den Wagen, der auf sie wartete.

Eine Stunde später trieb mich die Neugierde, sie zu besuchen, um zu sehen, was sie wohl treibe.

Ich traf die Nachbarin bei ihr, die unterdessen nach Hause zurückgekehrt und, da sie vom Besuch bei der Herzogin wußte, ganz niedergeschlagen war, daß sie ihre Freundin nicht hatte begleiten können.

Um sie von diesem Thema abzubringen, drückte ich Madame Michelin meine herzlichste Teilnahme über den Zuwachs ihres Glückes aus und sagte ihr, sie würde nun weiter kommen, als sie selbst glaube.

Madame Michelin sprach wenig und schrieb ihre Einsilbigkeit Kopfschmerzen zu. Doch ihr Blick gab ein Gemälde des Sturmes wieder, der in ihrer Seele tobte. Bald war es ein wütender, den sie auf mich warf, bald ein zärtlicher, aus dem ihre ganze Liebe hervorleuchtete. Ich beging tausend Torheiten mit der Nachbarin und meinte scherzend, mir scheine, als ob der Verkehr mit der großen Welt der guten Frau Michelin nicht sonderlich anschlage.

Die Freundin stimmte mir bei und beteuerte, sie würde außer sich vor Freude sein, wenn ihr ein solches Glück widerfahren wäre. Madame Michelin gab sich Mühe, minder traurig dreinzuschauen, aber die Tränen, die in ihren Augen standen, verrieten

ihren Zustand, und sie zog sich unter dem Vorwand, ausruhen zu wollen, bald zurück.

Ich sah sie dann ein paar Tage lang nicht, der Mann war zurückgekehrt und schien über die gute Kundschaft, die ich ihm hatte zukommen lassen, sehr vergnügt zu sein.

Er hatte von der Herzogin erfahren, wer ich in Wirklichkeit sei und begegnete mir daher mit der größten Achtung, als er mich wieder traf.

Das Gespräch drehte sich um die Wohnung, die er mir eingerichtet hatte. „Was wetten Sie,“ sagte er lachend, „daß es gewiß so ein Bauer für Ihren beliebten Wachtelfang ist! Obgleich der Herr Herzog einen Palast besitzt,“ fügte er noch hinzu und wandte sich an seine Frau, die nicht recht aufgeräumt aussah, „bringt er doch gern ein paar Stunden in einer einfachen Wohnung zu. Dafür versüßen sie ihm aber auch die Liebe, denn du kannst dir wohl denken, daß der Herzog keine Frau für die Langeweile dorthin locken wird.“

Und nun brach er in solches Gelächter über seine guten Einfälle aus, daß er sich die Hüften halten mußte.

Seine Frau fand weniger Gefallen an seiner Ausgelassenheit. Sie suchte vielmehr immer mit ‚Herr Herzog‘ um sich zu werfen, und ließ es nur zu deutlich merken, daß es ihrer Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, einen Liebhaber von meiner Geburt zu haben.

Der Herr Gemahl ging wieder mit Möbeln nach Nantes und ließ mir seine reizende Eehälfte zurück. Sie war noch nicht mit sich selbst einig und bekämpfte immer noch die Neigung, die sie zu mir hinzog. Doch der Trost, daß alle Schuld auf mich fallen sollte, und diese Selbstüberwindung sie in ihren und meinen Augen ehre, schien sie allmählich zu beruhigen.

Dazu suchte ich die Aufwallung ihres Blutes mir zuzuschreiben, und es kostete mir nun weniger Mühe, sie zu überreden. Ich

weckte ihren Stolz, um ihr Gewissen einzuschläfern. Und das war allemal das erste, was ich zu tun hatte.

Die Nachbarin hatte ein paar Worte von dem angeblichen Besuch ihrer Freundin bei der Herzogin fallen lassen, und Madame Michelin war daher sehr besorgt, ihr Mann möchte dahinter kommen, daß die Einladung keine Warenbestellung bezweckt hätte. Und wie leicht hätte er am Ende gar der Herzogin dafür danken können!

Ich kam ihm deshalb rasch zuvor, um sie vor allem Verdacht zu schützen. Die Herzogin hörte mir mit kaltem Blut zu und schlug von Zeit zu Zeit die Augen zum Himmel empor.

„Wieder ein neues Opfer Ihrer Abenteuer,“ rief sie aus. „Die arme Frau... wie beklage ich sie, wenn ihre Liebe zu Ihnen wirklich so groß ist, wie Sie mir erzählen. Sie wird bald genug schwer für die wenigen Augenblicke ihrer Trunkenheit büßen. Und darf ich sie nach mir beurteilen, so wird es ihr viele Tränen kosten.“

Diese kleine Apostrophe machte mich ungeduldig. Sobald die Herzogin das merkte, hörte sie auf zu moralisieren und überließ sich ganz der zärtlichsten Freundschaft. Sie versprach mir, dieser kleinen Bürgersfrau, wie sie sagte, behilflich zu sein und beschwor mich, sie zu beruhigen. Sie bat mich, sie immer als meine Freundin anzusehen und nie etwas vor ihr geheim zu halten. Aber ich merkte doch, daß meine Offenherzigkeit sie schmerzlich berührte.

Die Herzogin hatte auf alle Vertraulichkeit mit mir verzichtet. Aus Furcht, mich ganz zu verlieren, hatte sie sich lediglich auf die Freundschaft beschränkt, denn sie war überzeugt, daß meine flüchtige Natur nicht gefesselt werden könnte, und sie schließlich gar nichts behalten würde, wenn sie zuviel von mir fordern wollte. Es muß ihr manchen Kampf gekostet haben, diese scheinbare Ruhe zu gewinnen, denn im Grund ihrer Seele glühte doch immer noch ein Fünkchen Liebe. Hätte sie sich meiner Treue vergewissern können, so würde sie sich wieder der Leidenschaft, die sie beherrschte, hingegen haben. Es ist wenig Weibern gegeben, bei

so viel Liebe derart Herr über sich selbst zu werden und die Liebe unter das Joch der Vernunft zu zwingen.

Die Herzogin lernte das Dulden und konnte schließlich meinen Erzählungen ziemlich gefaßt zuhören. Ich besuchte sie oft, ihre alles übersteigende Nachsicht machte sie mir teuer, und ich habe sie bis zu ihrem Tod als meine wahre Freundin geliebt.

Hätte sie sich anders benommen, so würde sie wahrscheinlich nur die Zahl derer vermehrt haben, denen ich gänzlich entsagte, und die nur der Zufall oder eine unvorhergesehene Gesellschaft mir wieder unter die Augen brachte.

Die gute Herzogin versicherte mich ihrer Freundschaft für Madame Michelin und versprach noch überdies, sie zu sich kommen zu lassen, damit der Mann auch nicht die geringste Verdachtsmöglichkeit hätte.

Ich erriet ohne Mühe, daß bei diesem Liebesdienst auch ein wenig Neugier im Spiel sei; da es mir aber gleich war, welches Mittel sie anwandte, um Frau Michelin zu beruhigen, so willigte ich von Herzen gern in den Besuch ein.

Es kam mir auch gar nicht ungelegen, denn es gab mir in den Augen dieser Bürgersfrau ein gewichtiges Ansehen, und ich konnte ihr nun zeigen, daß ich sie stets mit Auszeichnung behandelt hatte.

Man beschloß, sie am nächsten Freitag zu einem Frühstück einzuladen, und ich machte mich auf den Weg, ihr diese Neuigkeit mitzuteilen.

Ihre liebe Nachbarin war gerade anwesend und geriet ganz außer sich über die Ehre, die ihrer Freundin widerfahren sollte.

„Wie glücklich Sie sind,“ rief sie immerzu, „ach mein Gott, so etwas wurde mir in meinem Leben noch nicht zuteil!... Bei einer Herzogin frühstücken!... Liebe Freundin, da müssen Sie sich schon recht herausputzen, und ich will Ihnen beim Ankleiden helfen.“

Und nun nannte die Nachbarin alle möglichen Vorschläge, mit

der diesen kleinen Leuten eigenen Zungengewandtheit, und sie bedauerte nur, daß sie nicht die Stelle ihrer Freundin einnehmen konnte.

Ich war so sehr von Madame Michelin eingenommen, daß ich ihre Nachbarin, Madame Renaud, ganz übersehen hatte.

Sie war Witwe, mochte etwa 22 Jahre alt sein und hatte ein paar schwarze, sehr schelmische Augen, die über ihre Physiognomie eine wollüstige Lebendigkeit verbreiteten.

Ich hatte sie immer nur in Hauskleidung gesehen, aber diesmal machte ein gewählterer Putz sie meinen Augen weit anziehender. Eine sehr schlanke Taille, einen vollen schönen Busen, die niedliche Hand, über die mein Blick immer hinweggeglitten war, alles das sah ich und ärgerte mich, daß ich die Schönheiten, die ich soeben entdeckte, bisher schnöde außer acht gelassen hatte. Ich hoffte aber, dieses Unrecht an ihr wieder gut machen zu können und in eine Lage zu kommen, wo ich das inniger betrachten könnte, was seither meinen Augen entgangen war.

Schließlich erwies ich Madame Renaud mehr Aufmerksamkeit. In meinem Herzen aber schwor ich, sie sollte zur Entschädigung dafür, daß sie nicht mit zur Herzogin eingeladen war, mit einem Herzog soupieren und zu Bett gehen.

Um so zufriedener war Madame Michelin mit dem, was ich für sie getan hatte, und ich sah zum erstenmal ungetrübtes Vergnügen in ihren Augen glänzen. Es nahm bald noch mehr zu, und mein Glück wollte, daß ich zugegen sein mußte, als ein Diener der Herzogin ihr einen Brief von seiner Gebieterin übergab. Dieses ehrenvolle Schreiben enthielt die Einladung zum Frühstück auf den von uns verabredeten Freitag, wobei sie die Meinung der Herzogin über verschiedene Stoffe hören sollte.

Ich glaubte, die beiden Weiber wollten noch verrückt über den Brief werden. Sie machten dem Diener großartige Komplimente, und Madame Michelin bat ihn, seiner Gebieterin zu sagen,

sie würde sich ihrem Befehl gemäß zur bestimmten Stunde einstellen.

Hier sah ich zum erstenmal, wie stolz Leute dieses Standes sind, wenn sie von uns einiger Vertraulichkeit gewürdigt werden, und seitdem habe ich Bürger und Finanzleute sich zugrunde richten sehen, nur um die Ehre, Zutritt zu uns zu erlangen oder uns bei sich bewirten zu dürfen.

Madame Michelin wollte sich dafür ein Kleid machen lassen, und obgleich sie nur noch zwei Tage Zeit hatte, mußte sie doch durchaus ein Kleid nach der neuesten Mode haben. Sie bat ihre Nachbarin, ihr den Stoff dazu einkaufen zu helfen, und ich bin überzeugt, das ganze Stadtviertel wußte noch am selben Tage von dem großen Glück dieser Kaufmannsfrau.

Beim Fortgehen fand ich Gelegenheit, Madame Renaud die Hand zu drücken. Sie war außer sich darüber und erwiderte den Druck. Ich aber sah schon voraus, daß ich hier keinem großen Widerstand begegnen würde und betrachtete daher diese Frau als ein Gut, das mir nicht entgehen könnte.

Am andern Morgen schickte ich ihr, ohne daß die Fromme etwas merken konnte, einen Brief, in dem ich ihr gestand, daß ich sie liebe und nur um ihretwillen Madame Michelin so oft besucht hätte, und bat sie um ein Mittel, wie ich sie unter vier Augen sprechen könnte, um sie von der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu überzeugen.

Der Brief wurde angenommen und mit größter Sorgfalt verwahrt. Aus der Freude über seinen Empfang erriet ich schon, daß die Antwort nicht ungünstig ausfallen würde.

Madame Michelin war schon da, als ich am Freitag zur Herzogin kam. Wir hatten ausgemacht, ich sollte sie nicht abholen, damit die Nachbarschaft, die allmählich hinter meinen wahren Stand kam, sich nicht über uns aufhalten möchte.

Die Herzogin drückte mir ihr großes Vergnügen über die Be-

kanntschaft der Frau Michelin und über ihren ausgezeichneten Geschmack aus, den sie bei Beurteilung verschiedener Stoffe und Möbel gezeigt hatte.

Beim Frühstück ging es sehr munter zu, und wäre Madame Renaud noch dagewesen, so hätte ich mich mit Amor unter den drei Grazien vergleichen können.

Die Herzogin verwandte fast kein Auge von Madame Michelin, so sehr gefiel ihr deren Wesen, und man konnte auch wirklich nicht leicht ein ehrbareres Äußere haben. Diese beiden Frauen waren sich in mancher Beziehung ähnlich. Beide waren schwach, ohne leichtsinnig zu sein, sie hatten nur der unwiderstehlichen Leidenschaft, der Liebe, nachgegeben. Von Gewissensbissen geplagt, war beiden die Gegenwart des geliebten Wesens und der Reiz des Vergnügens zu ihrer Beruhigung notwendig. Es war fast immer nur ein neues Opfer, das die Tugend der Liebe brachte.

Madame Michelin vergaß sich bisweilen und warf dann sehr schmachtende Blicke auf mich. Die Herzogin, die allen Äußerungen der andern aufmerksam folgte, wurde es gewahr und verriet auf ihrem Antlitz den Eindruck, den es auf ihre Seele machte. Sie schien die Fromme zu beklagen, ihr Gesicht drückte Mitleid und Teilnahme aus. Arme Frau! wollte sie sagen, und Tränen rollten ihr über die Wangen herab, die ihr vielleicht bei der Erinnerung an die Leiden, die ihr mein Leichtsinn bereitet hatte, in die Augen getreten waren.

Wäre ich jetzt mit der Herzogin allein gewesen, ich hätte nicht der Begierde widerstehen können, sie ihren Entschluß vergessen zu lassen, so anziehend kam sie mir vor.

Man brachte ihr einen Brief, den sie sogleich beantworten mußte. Sie entschuldigte sich und ging in ihr Zimmer. Diese Unterbrechung kam ihr gar nicht ungelegen, denn sie wollte allein sein, um ihre Unruhe zu verbergen.

Kaum war sie zur Tür hinaus, als ich schon Madame Michelin umarmte und küßte.

Die Herzogin hatte meine Sinne so sehr entzündet, daß ich das Bedürfnis hatte, sie abkühlen zu müssen. Wenn meine Begierden heftig wurden, kannte ich kein Hindernis, sie zu befriedigen.

Ich dachte, die Herzogin wollte uns Zeit lassen und betrug mich also gegen Frau Michelin, als ob sie zu Hause wäre. Es schien mir gar verlockend und köstlich, fast im Angesicht der Herzogin, auf dem Sofa, wo ich ihr einst ewige Liebe geschworen, jetzt die Kaufmannsfrau zu genießen.

Aber zur Ausführung eines so wohldurchdachten und später noch so oft ausgeführten Planes hätte ein anderes Weib gehört als meine Fromme. Die zitterte, beschwor mich vernünftig zu sein und machte soviel Lärm, daß ich sie fahren lassen mußte, aus Angst, ein zu großes Ärgernis zu erregen.

Solche von Vorurteilen eingenommene Weiber sind stets schüchtern. Bei ihnen steht das Herz unter der Vormundschaft des Kopfes. Sie verstehen sich nicht darauf, die Gelegenheit beim Schopf zu fassen, und das taugt zu nichts anderm als zur Gefühlsduselei und muß also den Überdruß beschleunigen.

Ich war furchtbar zornig auf sie, ging zur Herzogin hinaus und schützte vor, daß ein notwendiges Geschäft mich nötige, sie zu verlassen.

Der Madame Michelin sagte ich frostig Adieu. Sie war ganz bestürzt und verlegen über meinen Abschied.

Mein Blut war noch immer in der heftigsten Wallung und mir fiel ein, daß Madame Renaud nicht sehr grausam zu sein scheine. Vielleicht, dachte ich, findest du bei der Brünette, was du bei der Blondine vergebens gesucht hast.

Sie wohnte, wie schon gesagt, bei Madame Michelin im Hause. Ich hütete mich wohl, von den Leuten im Laden gesehen zu werden und stieg hinauf in den zweiten Stock, wo meine neue Göttin wohnte.

Mein guter Geist hatte schon eine alte Köchin, das Faktotum meiner kirren Witwe entfernt. Eine Besorgung, die sie in einem andern Stadtteil zu machen hatte, kam meinem dringenden Bedürfnis, geliebt zu werden, ganz trefflich zustatten.

Vor Erstaunen, mich bei sich zu sehen, schrie sie laut auf.

Ich gab mir alle Mühe, ihr die Bedeutung des Opfers zu schildern, das ich ihr darbrachte, indem ich Madame Michelin bei der Herzogin allein gelassen hätte.

„Ich habe,“ sagte ich, „notwendige Geschäfte vorgeschützt, und die bestehen darin, Ihnen meine Liebe und Freiheit zu Füßen zu legen.“

Man besiegt die Weiber fast immer mit der Eitelkeit.

Madame Renaud dankte mir tausendmal, daß ich sie jenen Damen vorgezogen hätte. Nur war sie nicht zu beruhigen, daß ich sie in der Morgentoilette überrascht hatte. Doch dies Kleid machte sie nur noch reizender, sagte ich ihr, und das Vergnügen strahlte gleich wieder aus ihren Blicken.

Mir kam ein angefangener Brief unter die Augen. Sie wollte ihn vor mir verbergen, aber ich bestand darauf, ihn zu sehen.

„Wird es Sie glücklicher machen,“ sagte sie zärtlich zu mir, „wenn Sie wissen, daß dieser Brief an Sie gerichtet ist?“

Und im selben Augenblick reichte sie ihn mir zum Lesen hin.

Er enthielt Besorgnisse, nicht geliebt zu werden, und ein zwar nicht ausdrückliches Liebesgeständnis, aber immerhin doch die Versicherung, daß ich nicht gerade ein Herzog zu sein brauchte, um als sehr liebenswürdig befunden zu werden.

Ich steckte den Brief ein und umarmte Madame Renaud mit aller Glut. Sie wollte reden, aber mein Mund verhinderte sie daran.

Hinter uns stand ein Bett.

Auf einen so kühnen Angriff nicht vorbereitet, schrie sie laut, als sie merkte, daß sie auf das Bett fiel.

Sie verteidigte sich nur schwach.

Das Erstaunen raubte ihr alle Kraft und alles, was sie sagen konnte, als sie sah, daß ich immer weiter um mich griff, war: „Herr Herzog . . . Aber Herr Herzog . . . !“

Doch des Herzogs Sinne sprachen zu laut, als daß er diese Rüge hörte, und die Brünnette genoß den Vorteil von den Begierden, die die Herzogin und die Blondine so sehr erregt hatten.

Madame Renaud befand sich bald in dem Zustand wie ich, und gab sich ganz dem Vergnügen hin, das sie mit mir teilte.

Hier bekam ich keine Vorwürfe zu hören, sondern Versicherungen der zärtlichsten Zuneigung. Sie sagte mir, sie schätze sich überglücklich, die Wünsche eines Mannes, wie ich, auf sich gelenkt zu haben.

An kleinen ehrenwerten Liebhabern hatte es ihr ja gerade nicht gefehlt, aber keiner konnte sich, wie sie behauptete, einer Gunstbezeugung von ihr rühmen. Ich wäre ein wohlgebauter Mann, ganz dazu geschaffen, das weibliche Geschlecht zu verführen, da ich sie dem peinlichen Vorspiel der Katastrophe überhoben hätte.

„Der Fehler ist begangen,“ sagte sie errötend, „wenn es überhaupt einer ist, ehe man noch gewahr wird, daß man ihn begeht.“

Bald war ich Madame Renauds Held und hielt mich, wie es sich auch geziemte, für verpflichtet, ihr neue Proben meiner Gesinnung zu geben, und sie nahm sie mit aller erdenklichen Höflichkeit an.

Es wurde ausgemacht, daß wir uns wie gewöhnlich bei Madame Michelin sehen und durch Zeichen zu verstehen geben wollten, wann wir Lust hätten, bei ihr zusammen zu kommen und die Versicherungen unserer Liebe zu erneuern.

Wir trennten uns. Ich zufrieden mit ihr, sie aber noch zufriedener mit mir.

Ich ging auf den Gang hinunter, ohne daß mich jemand aus Frau Michelins Laden, die unterdessen wieder heimgekehrt war,

bemerken konnte. Auf einem Umweg kam ich dann endlich wieder zu Madame Michelin.

Ich zeigte mich sehr kalt und sagte, schlimmer könnte man sich gegen einen Mann, den man liebt, nicht benehmen, als wie sie es getan hätte. Der größte Beweis, den ein Weib von seiner Liebe geben könnte, wäre, in alle Wünsche des Liebhabers zu willigen.

Sie sah mich traurig an, ohne zu antworten.

Ich fuhr fort, ihr Vorwürfe zu machen und sagte, das Bedürfnis, die von ihr erregte Wollust zu stillen, hätte mich zu diesem Besuch bewogen.

Die gute Frau ließ sich nicht träumen, was eben erst vorgefallen war.

Sie dachte, der Spaziergang hätte mich ruhiger gemacht. Sie entschuldigte sich mit der Achtung, die sie der Besitzerin des Zimmers schuldig gewesen wäre, noch mehr aber mit der Furcht, überrascht zu werden. Sie besäße nicht, sagte sie, die Selbstvergessenheit, die sich über allen Anstand hinwegzusetzen wüßte, und es wäre sehr ungerecht, sie zu tadeln, daß sie die Gesetze des Anstandes nicht übertreten hätte.

Ich stellte mich nochmals recht unwillig, behauptete, sie liebe mich nicht mehr, und betrug mich so, daß meine gute Fromme, die darüber außer sich geriet, alles anwandte, um mich wieder zu besänftigen.

Sie machte mir sogar errötend zum erstenmal den Vorschlag, in ihrer kleinen Wohnung das Abendessen einzunehmen. Man sah ihr an, welche Überwindung es ihr kostete, diese Einladung zu machen, und ich hatte recht wenig Lust, sie anzunehmen.

Mein Besuch bei Madame Renaud flößte mir mehr das Verlangen ein, mich zur Ruhe zu begeben, als ein solches Rendezvous mitzumachen. Ganz niedergeschlagen über meine Weigerung, verdoppelte Madame Michelin ihre Aufmunterung, aber vergebens.

Ich hielt mich tapfer, und sie glaubte, der Zorn hätte mich zu solcher Härte bewogen. Nun sah ich den Augenblick kommen, da sie sich ganz und gar vor ihrem Personal vergessen würde, von dem sie vom Laden aus gesehen werden konnte.

Ich verließ sie, die untröstlich über meine Flucht war. Aber ich war froh, daß ich eine Szene nicht zu Ende zu spielen brauchte, die mir allmählich recht bedenklich zu werden schien.

Als ich wieder allein war, stellte ich meine Betrachtungen über das wunderliche Benehmen der Weiber an.

Zeigt man ihnen zuviel Eifer, so werden sie sofort kälter, oder wenn sie einige Grundsätze besitzen, so machen sie einem mit ihrer Reue und ihren Gewissensbissen Langeweile.

Stellt man sich gleichgültig, so erwacht mit einem Male die Zärtlichkeit wieder und das Gewissen verstummt. Es scheint fast, daß beleidigte Eigenliebe die heftigste Leidenschaft ist, die sie beunruhigen kann. Sie verleitet sie zu mehr Torheiten und Vor-eiligkeiten als die Liebe selbst.

Eine Frau, die von der Eigenliebe beherrscht wird, ist zu allem fähig, und es gibt Beispiele, daß Frauen, nachdem sie schon dem verführerischen Liebhaber widerstanden hatten, sich doch noch dem ergaben, der ihren Stolz dadurch beleidigte, daß er Zweifel an Schönheiten ausdrückte, die er an ihnen nicht finden konnte.

Die Gier, zu zeigen, daß man schön sei, hat schon mehr als eine eitel gemacht, und ein gewandter Mann, der die schwache Seite einer Frau zu fassen weiß, siegt gewiß über sie, sei sie auch, wer sie wollte . . .

Zwischen zwei Feuern

Der gute Michelin kam auf zwei Tage nach Paris und konnte mir nicht genug für die Ehre danken, die seiner Frau durch mich zuteil geworden war.

„Eine Frau vom Rang der Herzogin läßt sich bis zu uns herab!“ rief er ganz begeistert.

Während er sich in seiner Hochachtung und Erkenntlichkeit ganz verlor, wandte seine Frau alles auf, um herauszubringen, ob ich ihr noch böse wäre.

Ich stellte mich sehr vergnügt, vermied aber stets, sie anzusehen und nahm auch nicht eine Gelegenheit wahr, mit ihr allein zu reden. Sie wußte nicht, was sie von meiner Kälte denken sollte und wollte durchaus eine Erklärung von mir haben. Sie versuchte alle erdenklichen Mittel, um mit mir allein zu sein, und ihren Mann, der ihr dabei im Wege war, zu entfernen.

Einer Frau, und wäre sie auch noch so fromm, fehlt es doch nie an List, sich einen lästigen Zeugen vom Hals zu schaffen, und Madame Michelin, die ebenso schlau war wie jede andere Frau, trug ihrem Mann ein wichtiges Geschäft im Faubourg St.-Germain auf.

Er ging fort und brachte noch tausend Entschuldigungen hervor, die ich ihm alle von Herzen gern erließ.

Kaum war er zur Tür hinaus, als sie mich schon bei der Hand ergriff und mit Tränen im Auge zu mir sagte:

„Ohne Sie, Herr Herzog, wäre ich noch unschuldig. Freilich hätte ich auch kein Vergnügen kennen gelernt, das unschätzbar ist, wenn man es ohne Gewissensbisse genießen kann, aber dafür würde ich jetzt um so ruhiger sein.

Sie haben eine Zerstörung in mir angerichtet, die ich nicht beschreiben kann. Ach, fast täglich beweine ich in meiner Einsamkeit die von mir verletzte Treue . . .

So lange ich bei Ihnen bin, verliere ich alle Überlegung und fühle mich so hingerissen, daß ich meiner selbst nicht mehr mächtig bin. Aber ich ziehe mich wieder in die Stille zurück, so vergiftet mir die Reue diese angenehme Täuschung.

Seit drei Tagen haben Eifersucht, Kummer und noch weit mehr die Liebe ihre Schreckensbilder an mein Lager gefesselt.

Ich brenne vor Verlangen, Ihnen alle Beweise meiner Hingabe zu gewähren, und Ihr abstoßendes Wesen vermehrt womöglich meine Trunkenheit, die ich aus Ihren Umarmungen mitnehme.

Ich bedarf Ihrer Liebe, um wieder zu mir selbst zu kommen, und Sie begegnen mir mit der größten Gleichgültigkeit . . . Ich will in Ihren Augen mein Glück lesen, und Ihre Augen meiden die meinigen . . . Von dieser Empfindung, die Sie scheinbar nicht mehr haben, hingerissen, mache ich Ihnen den Vorschlag, mich in Ihre kleine Wohnung zu führen. Sie wissen nicht, wieviel mich diese Bitte kostet, und ich muß mit Schmerz sehen, daß Sie mir diese Bitte abschlagen.

Ach, liebster Herzog, von diesem Augenblick an lebe ich nicht mehr . . . Ihre Verachtung ist mir unerträglich. Ich kann in meinen Augen schuldig sein, aber in den Ihrigen bin ich es gewiß nicht.

Mein Fehler ist ja Ihr Werk, und es wäre grausam von Ihnen, wollten Sie mich dafür bestrafen! . . .“

Madame Michelin sprach so eindringlich, daß sie mich ein wenig rührte.

Die in Affekt gebrachte Liebe verlieh ihr eine natürliche Beredsamkeit, die sich bisher nur noch nicht entwickeln konnte, und ich war froh, daß ich ihr eine Gelegenheit verschaffte, sich von dieser glänzenden Seite zu zeigen.

Es wäre töricht von ihr, erwiderte ich, sich so zu ereifern, wie sie es scheinbar täte. Sie müßte doch einsehen, daß ich sie noch liebe, da ich sie ja bei der Herzogin von meiner Liebe überzeugen wollte. Nur ihr geziertes Wesen wäre mir ärgerlich gewesen, und ich hätte alle Ursache, mich darüber zu beklagen, nicht aber über sie.

Ich nahm ihre Hand und drückte sie. Das Gesicht meiner Frommen heiterte sich auf, ich sah die Wirkung meiner Verzeihung in einem Blick, den sie voll Liebe auf mich richtete.

Es fehlte nichts mehr, um den Frieden zu schließen.

Der Mann verreiste am andern Abend, und ich schlug Madame Michelin vor, ich wollte seinen Platz im Ehebett einnehmen.

Sie aber verwarf das als unmöglich. Je mehr Schwierigkeiten sie indes machte, desto mehr bestand ich auf meinem Vorhaben.

Ich wurde zornig, sie fürchtete eine neue Szene und versprach auch das Unmögliche zu tun und meinen Wunsch zu erfüllen.

Vor niemand war ihr so bange, wie vor einem Ladenmädchen, das neben ihrem Schlafzimmer in einer Kammer schlief und durch das Zimmer der Frau mußte, wenn es in sein Bett wollte. Dieses Mädchen durfte nur das Geringste merken, und es war um den guten Ruf der Frau geschehen. Und doch konnte man es nirgendwo anders hinbetten.

Was tun?

Madame Michelin versicherte mir hoch und heilig, ohne dies Hindernis würde sie in alles einwilligen, wieviel Überwindung sie auch ein solcher Schritt koste. Aber, fügte sie hinzu, ich müßte ja selbst einsehen, daß es unmöglich wäre, den Platz ihres Mannes einzunehmen, wenn ich nicht einen Ausweg fände, auf dem sich dies ohne Gefahr bewerkstelligen ließe.

Ich besann mich eine Zeitlang, und sie stand unruhig daneben, voll Erwartung, was ich wohl sagen würde.

Endlich drückte ich sie ans Herz und flüsterte: „Morgen bin ich Ihr Mann! . . . Nichts leichter, als sich vor dieser Magd zu sichern! Man muß ihr nur ein so gutes Schlafmittel geben, daß sie nicht aufwacht. Sofort will ich zu meinem Apotheker gehen und einen Schlaftrunk bestellen, der ihr nicht im geringsten schadet, uns aber die Sicherheit gewähren soll, daß wir von ihr nicht in unserem Vergnügen gestört werden.

Sie soll uns die ruhigste Nacht ihres ganzen Lebens zu verdanken haben . . .“

Bei dem Wort Schlafmittel überkam Madame Michelin ein gelinder Schauer, aber ich überzeugte sie schließlich, daß eine kleine Dosis Opium ganz unschädlich wäre, und nach ein paar Einwendungen versprach sie, das Mittel selbst in den Wein zu mischen, den das Mädchen zum Abendessen bekäme.

Nun war sie froh, den Frieden wieder zwischen uns hergestellt zu sehen, und gestand mir, diese Unterredung hätte ihr einen schweren Stein vom Herzen gewälzt.

Unterdessen kam Madame Renaud herein.

Seit meinem letzten Besuch hatte ich sie nicht mehr gesehen, und ich stellte jetzt einen Vergleich zwischen meinen beiden Göttinnen an. Die Blondine war von einer weit regelmäßigeren Schönheit, über all ihre Züge war eine Anmut ausgegossen, die ihr noch weitere Reize verlieh. Sie hatte das schönste Haar von der Welt und sonderbarerweise ganz schwarze Wimpern und Augenbrauen. Ein schöner Busen, der sich nur wenig verriet, flößte das Verlangen ein, ihn ganz zu sehen. Bei diesen Gaben wäre nur noch zu wünschen gewesen, daß der Geist der Wollust sie beseelt hätte. Aber man mußte ihn ihr erst einhauchen.

Madame Renaud dagegen blies ihn einem ein, fachte ihn an und bedurfte keiner Aufmunterung, da sie schon lauter Leben

war. So feurig wie in ihrer Unterhaltung war sie auch in der Liebe. Sie war nicht so blond wie ihre Freundin, aber die Farbe ihres Teints hatte etwas viel Lebhafteres an sich, ihre Augen flammten Liebe und Frohsinn und stachen gewaltig von dem schmachtenden Blick der Michelin ab. Hatte man sich mit dieser über die Liebe ausgesprochen, so wußte Madame Renaud diesen Stoff immer noch so anziehend auszubeuten, daß man sich gern von neuem wieder in ein Gespräch darüber einließ.

Bei der Frommen wäre einem wahrscheinlich der Stoff ausgegangen, auch wenn man sie längere Zeit nicht gesehen hätte.

Eine Frau, die einkaufen wollte, und Madame Michelin in den Laden rief, half der Ungeduld der Madame Renaud, mit mir allein zu sein, ab.

Sie steckte mir einen dicken Brief zu und sagte, sie hätte sich seitdem unaufhörlich mit mir beschäftigt und ihre schlaflosen Nächte mit dem Schreiben dieses Briefes um einen guten Teil gar angenehm verkürzt.

Ich erwies mich ihr sehr erkenntlich dafür, und fragte sie, wann sie mir erlauben könnte, ihr ungestört meinen Dank dafür abzustatten.

Mein Plan war, gleich beiden Nachbarinnen, da sie doch in einem Hause wohnten, eine Nacht zusammen zu widmen, und ich schlug ihr vor, die folgende Nacht das Bett mit mir zu teilen.

Man kann sich kein gehorsameres Geschöpf denken, als es diese Brünette war. Mein Wille galt ihr als Gesetz, und wir machten miteinander aus, sie sollte mich morgens um zwei Uhr erwarten, da ich mich angeblich nicht früher von einem Ball, den einer meiner Verwandten gäbe, fortstehlen könnte.

Nach meiner Rechnung hatte ich Zeit genug, um mit meiner Frommen Frieden zu schließen und alsdann zu einer neuen Zusammenkunft zu gehen.

Madame Renaud war vorsichtig genug, mir den Schlüssel zum

Korridor auszuhändigen. Ich wäre, sagte sie, außer ihrem Mann, der erste, der sie dahin brächte, ihre Pflicht zu vergessen.

„Zwar ist es sehr unrecht, was ich tue,“ meinte sie lächelnd, „aber warum besitzen Sie auch die Kunst, das Unrecht in Vergnügen zu verwandeln? Nehmen Sie sich nur vor meiner Nachbarin in acht, sie ist gar fromm. Aber ich kenne sie, sie ist eine rechtschaffene fromme Frau; denn die, dafür wollte ich mit meinem Leben eintreten, würden Sie in ihrer Treue niemals wankend machen können. Mit keinem Auge sähe sie mich mehr an, wenn sie auch nur die geringste Schwäche für Sie bei mir vermutete. Sie ist in ihrer Jugend, was ich einst im Alter werden will. Der Himmel ist stets bereit, uns unsere Sünden zu vergeben, und Sie machten mich mit einer so liebenswürdigen Gattung von Fehlern bekannt, daß es nicht schwer sein muß, Verzeihung dafür zu erlangen.“

Madame Michelin trat wieder ins Zimmer und dämmte den Strom ihrer Rede, von dem ich nur noch dies Wenige weiß.

Bald darauf verließ ich sie, im Innern froh darüber, daß ich meine Zeit so gut eingeteilt hatte.

Am andern Morgen sprach ich wieder bei meiner Kaufmannsfrau vor und brachte ihr den Schlaftrunk, mit dem ein garstiges, vierschrötiges Ladenmädchen, das sie mir zeigte, beruhigt werden sollte. Ich konnte mich des Lachens über diesen Streich nicht enthalten.

Zugleich bereitete ich Madame Michelin darauf vor, daß ich ihr nicht die ganze Nacht widmen, sondern ihr nur bis zwei Uhr Gesellschaft leisten könnte.

Ich drückte ihr mein Leid aus, sie so bald wieder verlassen zu müssen, und zwar in solch überzeugendem Ton, daß sie es für aufrichtig hielt.

Ich bat sie nun, ihr Personal beizeiten zur Ruhe zu schicken, damit wir uns spätestens um elf Uhr umarmen könnten.

Sie versprach mir das, und vor allem, um sich einen ungestörten Genuß zu verschaffen, der Magd einen kräftigen Schluck des Schlafmittels unter den Wein zu mischen.

Auch gab sie mir, wie Madame Renaud am vorigen Abend, einen Schlüssel, aber ihre Hände zitterten dabei. Sie war nicht so beherzt wie ihre Freundin, und ich ging mit zwei Schlüsseln in der Tasche fort.

Die Herzogin hält ein moralisches Kolleg

Von Madame Michelins Wohnung aus begab ich mich zur Herzogin von **, die ich über dem Ausfeilen einiger Verse antraf, die sie gerade unter ein Miniaturgemälde von mir setzen wollte, das ich ihr geschenkt hatte.

Soviel ich auf dem Papier, das sie rasch vor mir zu verbergen suchte, erkennen konnte, hatte sie mehrmals angesetzt.

Ich wollte die Verse sehen, und da die Herzogin sich weigerte, sie zu zeigen, so glaubte ich, es stecke ein Geheimnis dahinter.

Sie würde, behauptete ich, mir gegenüber nicht so zurückhaltend sein, wenn sie nicht eine andere Verbindung eingegangen wäre. Ich stellte mich sehr beleidigt, aber zugleich auch recht froh, diese Entdeckung zu meiner Überzeugung gemacht zu haben, daß der Plan zum Bruch mit mir, den sie nur zu deutlich merken ließe, und den, meiner Meinung nach, ihre Tugend entworfen hätte, nichts anderes als die Folge eines Liebesabenteuers mit einem andern wäre, den sie gewiß liebenswürdiger fände als mich.

„Eine so ungünstige Meinung können Sie, Fronsac, von mir haben!“ sagte sie unter Tränen. „Ihrer Liebe konnte ich nicht widerstehen, aber nach Ihnen sollte noch ein anderer das Recht erhalten, mir eine solche Schwachheit vorzuwerfen? . . .

Noch war ich nicht unglücklich genug: es fehlte mir noch Ihre Verachtung . . .

Sie würden gewiß kein Recht haben, eine Frau, die Sie vielmehr schätzen sollten, so gemein zu behandeln, wenn nicht der Zufall sie Ihnen in die Hände gespielt hätte.

Ja, ich würde Ihnen widerstanden haben, wenigstens glaube ich es, aber Ihre Verwegenheit machte meinen Plan zunichte. Denken Sie doch nur an die erste Nacht und an mein Erröten . . . meine Reue war aufrichtig, ich betete Sie an . . . Den ersten Schritt hatte ich getan, und die Liebe, die viel mächtiger ist als meine Grundsätze, schaffte alle Hindernisse aus meinen Augen . . .

Welches Weib kann dem Liebhaber, der ihr Gott ist, widerstehen, wenn er ein Mittel ausfindig macht, sie im Schlaf zu überraschen . . . Ich kann meine Verirrung entschuldigen; sie würde auch ohne Zweifel noch fortbestehen, wenn ich nicht zu der Überzeugung gelangt wäre, daß ein junger Leichtfuß wie Sie nimmermehr gefesselt werden könnte. Nach zähen Kämpfen habe ich meine Zärtlichkeit geopfert, um meine Ruhe wiederzuerlangen, oder vielmehr um nie wieder des Vergnügens, Sie zu sehen, beraubt zu werden. Gewiß bin ich das erste Weib, das sich freiwillig dem angebeteten Geliebten und seinen Huldigungen entzieht, um sich mit geringeren Ansprüchen zu begnügen und, da es seinen flüchtigen Charakter kennt, lieber die Vertraute sein will, um ihn immer wieder zu sich zurückzuziehen.

Übermaß an Zartgefühl und Liebe leitete meinen Verstand, während mein Herz zerriß. Ich glaubte, weniger unglücklich zu werden und bin es nun um so mehr.

Ihr beleidigender Verdacht durchbohrt das Herz, das Sie noch immer zu sehr liebt, und ich möchte lieber auf das Glück, das mir Ihre Gegenwart gewährt, verzichten, wenn Sie immer so ungerecht sein wollten, wie Sie es in diesem Augenblick sind . . .“

Die Herzogin schlug einen so überzeugenden Ton an, sie begleitete ihre Worte mit Tränen, die so aufrichtig schienen, daß mein ganzes Gefühl für sie wieder erwachte.

Ohne Zweifel war sie die liebenswürdigste und geistreichste von allen Frauen, deren Gunst ich je genossen hatte. Ihr Betragen gegen mich, der gute Rat, den sie mir stets gab, wie Sie aus meinem Briefwechsel mit ihr ersehen können, noch mehr aber die lange Entbehrung des Genusses, den sie mit unglaublicher Feinheit vermied; das alles machte sie mir in diesem Augenblick weit verführerischer als je.

Ich warf mich ihr zu Füßen, ergriff ihre Hände, die ich mit ebenso wahren als lebhaftem Entzücken küßte, bat sie tausendmal um Verzeihung für den Schmerz, den ich ihr bereitet und versicherte ihr, daß es der letzte sein sollte.

Nun hätte ich nicht mehr den geringsten Verdacht gegen einen Nebenbuhler, sagte ich zu ihr, es wäre aber nicht möglich gewesen, dem ersten Empfinden von Eifersucht zu widerstehen, der sie durch das sorgfältige Verstecken des beschriebenen Papiers in mir erweckt hätte. Meine Eifersucht käme natürlich daher, daß ich sie so heftig liebe, diese Liebe aber dürfe sie nicht als ein Verbrechen ansehen, obgleich sie es nicht zeigen wollte. Sie dürfe versichert sein, daß nur sie mir trotz meiner Unbeständigkeit das Vergnügen sie zu sehen immer noch reizender machen könnte und mich weder Besorgnisse noch Verlangen nach Wollust, sondern reine Liebe zu ihr führten.

Ein Weib, das uns liebt, läßt sich leicht überreden.

Auf dem Gesicht der Herzogin zeigte sich auch bald die Heiterkeit wieder, und ein Kuß besiegelte die Verzeihung, die ich von ganzem Herzen erhielt.

Trotzdem wollte ich doch im Augenblick darauf lesen, was auf dem versteckten Papier stände.

Nachdem mich die Herzogin wegen meiner vorzeitigen Neugier ausgelacht hatte, gab sie mir endlich mein Porträt und die Verse, die sie Einfälle nannte. „Da, sehen Sie nun selbst,“ sagte sie, „mit wem ich mich in meiner Schwäche beständig unterhielt.“

Ich las die Verse, die ersten, die wohl auf mich gemacht wurden, und von denen ich Ihnen hier eine Abschrift beilege. Es sind zweierlei Arbeiten über ein und denselben Gegenstand, und Sie werden sehen, daß ich mir schon sehr früh den Beinamen des Ungetreuen erworben habe.

I.

Geboren scheint der Mann zu unserer Herzen Pein,
Er glüht in jedem Nu von einem neuen Feuer,
Und keine sieht bei ihm mehr als des Glückes Schein.
Sie liebt den Flattergeist und büßt die Schwachheit teuer.

II.

Wohin er blickt geliebt, und unter allen Schönen
Heischt Fronsac immer nur der Liebe letzten Lohn,
Er flieht, wo Fesseln drohn, auch selbst der Wollust Thron,
Und eilt zu andern hin, die seine Wünsche krönen.

Ich dankte nun der Herzogin, daß sie meiner gedenken wollte, und suchte sie alsdann zu überreden, daß ich doch nicht ganz die schlimme Meinung verdiente, die sie von meiner Beständigkeit hegte. Ich gestand ihr, daß ich ihre Belehrungen in der Abwesenheit jedesmal vergäße, die ich doch immer gern halten möchte. Im Grund meines Herzens aber wüßte ich wohl eine Geliebte, die wahre Zärtlichkeit verdiene, mit Auszeichnung zu behandeln. Sie zum Beispiel wäre meine Geliebte par excellence, zu ihr kehre ich jederzeit mit neuer Inbrunst zurück, und die an ihr begangene Untreue, zu der mich die Umstände verleiteten, gäbe gleich nach dem Rausch Grund, sie zu beklagen. Später sähe ich ihren Wert besser ein, und meine seit einiger Zeit lau gewordene Liebe bekäme dadurch neue Stärke.

Die Herzogin konnte sich über meinen Ausweg, die Untreue

zu beschönigen, des Lachens nicht mehr enthalten und sagte, sie wäre mir wahrscheinlich wohl noch Dank für meine Streiche schuldig, weil diese mich erst in den Stand gesetzt hätten, ihren Wert schätzen zu lernen.

Scherzhafter Ton trat an die Stelle unserer ersten Unterhaltung, und ich überließ ihr mein Bild mit der Bitte, es ihr Leben lang als das Bild ihres besten Freundes zu bewahren.

Sie versprach mir, es nie aus den Händen zu lassen, und sie hielt getreulich Wort, denn es wurde mir nach ihrem Tod, der siebzehn Jahre nach meiner Abberufung von dem Gesandtschaftsposten in Wien erfolgte, wieder zugestellt. Dieser Auftrag, den sie ihrer Kammerfrau gab, war ihr letztes Wort, das sie sprach. Auf dem Herzen dieser zärtlichen Freundin fand man das Gemälde.

Die Herzogin fragte mich nach Neuigkeiten von der Madame Michelin und spendete mir darüber viel Lob. Aus einem Gespräch mit ihr, nachdem ich schon wieder fortgegangen war, sagte sie, hätte sie gemerkt, daß diese Frau wirklich Tugend besäße. Ohne Zweifel wäre diese Frau wie sie selbst von einer unbezwingbaren Leidenschaft hingerissen worden, und ich müßte schlechterdings ein Zaubermittel besitzen, um mich so betörend zu machen.

Sie bat mich, diese Frau mit Achtung zu behandeln, obgleich sie von geringem Stande wäre, und sagte mir zugunsten der Madame Michelin alles, was sie nur zu ihrem eigenen Besten hätte vorbringen können. Dies Benehmen, das bei einem liebenden Weib so selten ist, flößte mir noch mehr Zuneigung zu ihr ein, fachte wieder ein Feuer in mir an, das jederzeit mit geringer Mühe in lohenden Flammen aufging.

Verschwunden war die Blondine und auch die Brünette aus meinen Gedanken, ich vergaß, daß ich schon auf den Abend versagt war, und schlug der Herzogin vor, ganz darauf zu verzichten. Ich zeigte ihr die Schlüssel, wodurch ich ins Bett meiner Frommen gelangen sollte.

Von der andern Zusammenkunft sagte ich nichts, weil ich mich doch ein wenig schämte, ihr alle meine Anschläge zu ver-
raten. Ich schilderte ihr nun, welche Überwindung Madame Miche-
lin die Einwilligung gekostet hätte, mir diese Nacht zu weihen,
und ich fügte hinzu, daß ich bereit wäre, ihr diesen Preis zu
opfern, wenn sie sich mir wieder hingeben wollte. Ich wieder-
holte ihr, daß ich keine andere als sie lieben könnte und daß,
wie verführerisch auch das Vergnügen, eine Fromme zu umarmen,
ausgesehen hätte, mein Besuch doch nicht auf Antrieb meines
Herzens geschähe. Kurz, ich wandte alle Verführungskünste
an, um die Herzogin in derselben Nacht zu erhalten, da mich
andere erwarteten, die ich von Herzen gern aufopfern wollte,
so viel Bezauberndes hatte ihr Anblick für mich . . .

Auch sie hatte sich von der Liebe hinreißen lassen, und ich genoß
einen Augenblick lang den Einfluß, den ich auf sie ausübte.
Sie schien zwischen Verlangen und Furcht zu schwanken und
schwieg lange aus Ungewißheit, was sie tun sollte.

Aber mit einem Male nahm sie wieder ihre Kräfte zusammen,
bewaffnete sich mit allem Mut, dessen sie bedurfte, und sagte
zu mir:

„Sie vergessen also, daß ich weiter nichts als Ihre Freundin
sein kann und will. Sie haben sich der Madame Michelin ver-
sprochen, es schien ihr alles an einer gänzlichen Aussöhnung
mit Ihnen zu liegen, und es wäre jetzt unmenschlich von Ihnen,
wenn Sie ihre Erwartungen hintergehen wollten.

Ich sage es noch einmal, diese Frau verdient alle Achtung.

Wollen Sie die verlassen, so nehmen Sie allmählich eine
gleichgültige Miene an, die ihr einen nahen Bruch verkündet,
nur brechen Sie ja auf keinen Fall plötzlich mit ihr. Sie ist für
diesen Schlag zu schwach. Ich sehe wohl, sie besitzt nicht mehr
wie jede andere das Talent, Sie zu fesseln, aber bereiten Sie die
Frau wenigstens allmählich auf das Unglück vor, das ihrer wartet,

Aus der Unterredung mit ihr habe ich gefunden, daß sie Ihnen aufrichtig zugetan ist. Ihr Name schwebt ihr stets und unvermutet auf den Lippen. Wenn ich von Ihnen sprach, war sie ganz Ohr für alles Gute, was ich über Sie sagte.

Es ist ein junges Herz, das Sie mit Gewalt genommen haben, und das nicht mehr ohne Sie schlagen kann.

Ich weiß wohl, mein Freund, es ist Ihnen eine Qual, zu sehr geliebt zu werden, aber wer ist schuld daran? . . .

Wenn Sie Madame Michelin rücksichtslos verlassen, so ist sie zu allem fähig. Sie ist nicht stark genug, um das Unglück zu ertragen, es kann sie zu tausend Ausschweifungen verleiten, kann sie zugrunde richten. Leben Sie so gut mit ihr, als es Ihnen möglich ist, und schonen Sie ihre zu große Empfindlichkeit.“

Diese moralische Vorlesung wurde mir auf die Dauer zu langweilig.

Je mehr die Herzogin die Krämersfrau in Schutz nahm, desto mehr bekam ich Lust, mein Wort für diesen Abend nicht zu halten. Die Herzogin schien mir tausendmal des Vorzuges vor denen würdig, die mich erwarteten, und es reute mich schon, daß ich einen Besuch zugesagt hatte, der in diesem Augenblick nicht mehr den verführerischen Reiz für mich hatte.

Die Weigerung einer Geliebten ist nur ein neuer Ansporn für die Begierden. Wer den Sieg in seinen Händen glaubt, sieht es nur ungern, wenn er ihm entrissen wird. Das Gut, das er verliert, scheint ihm wichtiger als das, was er besitzt, und seine Phantasie stattet den Gegenstand, dessen er nicht habhaft werden kann, mit aller nur erdenklichen Vollkommenheit aus.

Der Besitz eines Weibes wird uns gleichgültig, wenn wir es zu jeder Stunde genießen können.

Man legt keinen Wert mehr darauf. Es ist ein schönes Gemälde, das man alle Tage sieht, und das man schließlich kaum noch beachtet. Man wundert sich oft, wenn ein Mann seiner Frau ein

anderes Weib vorzieht, das ihr an Schönheit und anderen Vorzügen weit nachsteht, und doch ist nichts natürlicher als das. Ich will nichts von den unangenehmen Eigenschaften oder verdeckten Mängeln sagen, die man dem Auge des Mannes doch nicht völlig zu entziehen versteht und denen die Kunst derer abhilft, die keine so ausgedehnten Rechte besitzen.

Die Frau, die einem gehört, und wenn sie auch so schön wie Amors Mutter und so frisch wie Hebe wäre, kann die Täuschung, die sie in unseren Augen verklärt, doch nicht lange aufrechterhalten.

Die ersten paar Tage ist sie eine Göttin, einige Monate später weiter nichts als ein gewöhnliches Weib: die Gewohnheit tötet die Wollust, und wo diese nicht mehr ist, was bleibt da dem Mann für ein Vergnügen an seiner Frau, und wäre sie auch das vollkommenste Weib?

Der tägliche Umgang raubt jeden Vorzug, und der Geschmack, der denen wunderlich vorkommen mag, die unsern Überdruß nicht fühlen, dieser Geschmack, der uns zu einem andern, nach ihrer Meinung weniger reizenden Weib, als das wir verlassen, hinzieht, ist der natürliche Geschmack des Mannes, ist uns gleichsam angeboren.

Die wohlthätige Natur will, daß alles, was uns umgebe, auch die Gestalt wechsele. Sie selbst ist jederzeit für uns neu und gefällt uns eben um ihrer Abwechslung willen so sehr. Auch die lieblichste Beständigkeit wird eintönig, erzeugt Überdruß, und der Mensch ist nicht dazu geschaffen, immer an ein und denselben Gegenstand gefesselt zu werden.

Die Gesetze der Gesellschaft laufen der Natur geradezu zuwider, durch sie wird der Mensch unglücklicher als die Tiere, die ihm untergeordnet sind; man zwingt ihn, sein Wort nicht zu halten, indem man ihn nötigt, Bande zu knüpfen, die er sein Lebenlang nicht zerreißen soll. Hat er einmal gewählt, so befiehlt ihm die Religion, darin bis zu seinem Tode zu verharren.

Ich aber würde schier soviel lieben, als die Natur zuläßt, um nicht krank zu werden. Der Mensch kann ebenso unmöglich sein ganzes Leben lang beständig bleiben, als er Krankheiten, denen er zum Opfer fällt, von sich abzuhalten vermag.

Es mag vielleicht einige geben, welche Begierdenlosigkeit gegen jeden Genuß gleichgültig und stumpf gemacht hat. Das sind aber doch nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel.

Ich vergleiche sie mit leblosen Wesen, mit Gummimännchen, deren Kopf und Glieder man nach Belieben zerren kann.

Der wohlorganisierte Mensch aber ist zum Begehren geboren, ohne dies Vermögen wäre er unglücklich. Ein Gut erweckt in ihm den Wunsch nach einem andern, die kaum befriedigte Begierde erwacht im nächsten Augenblick schon wieder. Tausend Pläne darf er zu seinem Glück entwerfen, aber die wenigen, um seine Liebe zu befriedigen, will man ihm verargen?

Und doch ist sie von allen Leidenschaften die mächtigste und die, der man vergebens die meisten Hindernisse in den Weg zu legen sucht. Solange es Menschen geben wird, solange werden sie auch aus Bedürfnis veränderlich sein, genau so, wie sie auch den übrigen Gesetzen der Natur unterworfen sind.

Die Unbeständigkeit, die der beiseite gesetzten Frau so grausam erscheint, und sie zwingt, sich bei denen zu beklagen, die von den vergossenen Tränen gerührt werden, keimt zuverlässig im Herzen des Unglücklichen, der Mitleid für sich zu erwecken sucht; wir sind ihm nur zuvorgekommen, und das ist unser ganzes Unglück.

Ich behaupte, daß ein paar Monate früher oder später allen Unterschied zwischen der Ungetreuen und der Verlassenen ausgleichen. Diese hätte getan, was jene getan hat, die eine ist nur der andern zuvorgekommen.

Daher kommt es auch, daß der Mann, der solche Grundsätze besitzt, sich nie den Vorsprung abgewinnen läßt und sich immer gegen alle Demütigungen im voraus zu verwahren sucht.

Im selben Augenblick, wo uns die Frau am feurigsten zu lieben scheint, gibt sie uns oft auf, und nur ein Neuling in der Liebe kann sich einbilden, daß er ewig gefallen werde.

Ein bisher unbeachtetes Weib verführt mit einem Male unsere Sinne, und es ist um die Treue geschehen, denn wer weiß nicht, daß die Sinne allein eine Rolle in der Liebe spielen . . .

Es trifft sich auch zuweilen, daß ein Weib, das keine Reize mehr für uns hatte, in unseren Augen plötzlich wieder den ganzen Reiz der Neuheit gewinnt. Abwesenheit, Weigerungen, Verbindungen mit Frauen, die nicht so glänzende Vorzüge besitzen, können die erlöschenden Begierden wieder anfachen.

Aber man muß sich nie darüber täuschen lassen: Es ist nur ein loderndes Feuer, das keine Dauer hat. Es wird oft nur von gedemütigter Eigenliebe angeblasen, wenn wir die verschmähten Rechte nicht mehr wiedererlangen können.

Der Mensch ist zu stolz, er will triumphieren und betrügt sich, wenn er die Begierde, ein Weib zu erobern, das ihm den Sieg schwer macht, für Liebe nimmt.

In der nämlichen Lage befand ich mich der Herzogin gegenüber. Es war über jeden Zweifel erhaben, daß sie mich über alles geliebt hatte. Ich sah selbst ein, daß sie mich noch liebte, und fand es daher sehr sonderbar, als sie meinem Verlangen, mich aufs neue wieder mit ihr zu vereinen, nicht nachgab.

Noch einmal suchte ich sie zu verführen.

Es war mir unbegreiflich, daß es ihr ein Vergnügen machen konnte, mir die Vorzüge ihrer Nebenbuhlerin zu rühmen, eines Weibes, das mich von ihr abwendig gemacht hatte, und ich hielt diese schönen Gefühlsergüsse mehr für einstudiert als echt.

Dementsprechend richtete ich auch meine Taktik gegen sie: ich griff sie lebhaft an, war wirklich in diesem Augenblick in sie verliebt. Ihre geringste Ablehnung flößte mir Begierden ein, die allein sie erzeugen konnte, und ihr Widerstand entflammte sie.



Ich machte der Herzogin noch einmal den Vorschlag, ihr meine Nacht zu opfern, und da sie immer noch unerschütterlich blieb, wollte ich Gewalt anwenden, — — da kam einer ihrer Diener herein.

Er kam auf das Zeichen, das die Herzogin während meines verliebten Ausfalls mit der Klingel gegeben hatte, ohne daß ich es bemerkte.

Ich mußte von meinem Vorhaben abstehen.

Aber wie erstaunte ich, als sie mit größter Kaltblütigkeit zu dem Diener sagte: „Der Herr von Fronsac will ein Glas Wasser. Rufen Sie Mademoiselle Vincent und lassen Sie anspannen.“

Der Ausgang dieses Abenteuers machte mich so bestürzt, daß ich weder reden noch die Herzogin ansehen konnte.

Ich wurde rasend, sann auf tausend Pläne, mich zu rächen, und der Diener, der den Befehl seiner Herrin sofort erfüllte, stand mit diesem impertinenten Glas Wasser schon vor mir, ehe ich noch einen klaren Gedanken gefaßt hatte, was ich jetzt tun sollte. Dieser Spott stimmte so wenig mit dem Charakter der Herzogin überein, daß ich ihn gar nicht fassen konnte.

Eine in allen Künsten der Galanterie geübte Buhlerin hätte wohl so handeln können, aber ein zärtliches Weib, das nur ihr Herz schwach gemacht, das meine Niederlage so oft beweint und sich nur aus zu großer und unwiderstehlicher Liebe verirrt hatte, sollte meiner Meinung nach sich nicht so benehmen dürfen.

Es geschah aus Verachtung, und wenn ich mich der Szene erinnerte, da ich ihr mein Bild wiedergab, das sie ihr ganzes Leben lang zu bewahren schwor, einer Sache, die eben erst vorgefallen und bei der ich durch die von ihr mit soviel Lust verfertigten Verse augenscheinlich überzeugt worden war, daß sie sich immer mit mir beschäftigte, so glaubte ich zu irren und konnte es nicht über mich bringen, daß es ein und dieselbe Frau wäre . . .

Ich saß da, den Ellenbogen auf den Kamin gestützt und war ganz in meine Gedanken vertieft, die pfeilschnell durch mein Gehirn jagten. Ich sah die Herzogin ganz maschinenmäßig an. Sie saß noch immer auf dem Sofa, wohin ich sie wider ihren Willen geführt hatte. Ihr Kopf hing auf ihren Busen gesenkt, die Arme waren verschränkt wie bei einem Menschen, der über etwas nachdenkt.

Eine Menge einander widerstrebender Gefühle erschütterten mich bei ihrem Anblick, vor allem aber beherrschte mich der Haß doch am meisten. Er machte mich ungerecht gegen sie und nahm ihr auf einmal all die Eigenschaften, die ich so oft an ihr bewundert hatte. Ich hielt sie für falsch, buhlerisch, schlecht-denkend, und es kränkte mich, daß ich so sehr darauf gedrungen hatte, Beweise ihrer Gunst zu erhalten, die mir im Augenblick sehr wenig begehrenswert erschienen. Man sieht daraus, daß oft ein Nichts unsere Gefühle bezaubert und entzaubert.

Ohne Zweifel flößte der Verdruß zur gleichen Zeit, da der Zorn mich so ungerecht gegen die Herzogin machte, auch ihr solche Gefühle ein, die gerade nicht sehr schmeichlerisch für mich waren.

Wir blieben beide stumm, und weder ich noch sie suchte das Stillschweigen zu brechen.

Mademoiselle Vincent kam herein und machte diesem traurigen Beisammensein ein Ende.

Die Herzogin stand auf, als ob nichts vorgefallen wäre, und sagte zu ihr, sie sollte ins Ankleidezimmer gehen. Mir stotterte sie ein paar Entschuldigungsworte vor, daß sie genötigt wäre, mich allein zu lassen, und ich ging, noch wütender über diesen Verweis, aus ihrem Hause.

Ich gelobte, es nie wieder zu betreten und auf ewig ein Weib zu fliehen, das mich so schlecht behandelte . . .

Zwei Frauen und ein Mann

Ich wußte nicht, wohin ich mich begeben sollte, um meinen Zorn auszuschnauen.

Ich kehrte nach Hause zurück, um an die Frau zu schreiben, über die ich mich so sehr beklagen zu müssen glaubte. Mehrmals fing ich meinen Brief an, aber kein Ansatz wollte meinem Ärger entsprechen, ich zerriß alles wieder.

Nun erwog ich, daß Verachtung wieder mit Verachtung vergolten werden müsse, und ein Brief mich doch nicht genügend rächen könnte.

Auf einmal fiel mir mein Rendezvous für den Abend ein, und ich beschloß, mir das Vergnügen, das ich mir davon versprach, durch die Erinnerung an eine Frau nicht zu verderben, der ich um meiner Ehre willen entsagen mußte. Es war mir jetzt selbst unbegreiflich, wie ich ein solcher Tor sein konnte, ihr vorzuschlagen, den Genuß zweier so liebenswürdiger Weiber ihr aufzuopfern, und dazu das noch viel reizvollere Vergnügen, sie beide zugleich in ein und demselben Hause zu hintergehen.

Diese Vorstellungen verbannten allmählich meine üble Laune, und ich sah ein, daß der Zorn, der uns das ersehnte Gut zu genießen hinderte, eine Torheit war. Mein Herz öffnete sich ganz der Hoffnung des Glücks, das meiner wartete, und ich fand diese Aussicht viel verlockender, da die Stille nach dem Sturm zurückkehrte, der das Gemälde verdunkelt hatte.

Ich hatte Madame Michelin zwar gesagt, daß ich vor Abend nicht kommen könnte. Um aber den geringsten Zug von Verdruß, den mir der soeben zwischen der Herzogin und mir vorgefallene Auftritt bereitet hatte, zu beseitigen, hielt ich es für angebracht, gleich hinzugehen, da ich überzeugt war, daß ich bei ihrem Anblick jede unangenehme Erinnerung vergessen würde. Es war mir nur zu bekannt, welche Macht diese Frauen über meine Sinne hatten, und ich zweifelte nicht an dem glücklichen Erfolg dieses Besuchs.

Madame Renaud war auch dort, als ich kam. Sie hatten beide ihren Staat angelegt und wollten zusammen speisen, um einen so herrlichen Tag zu feiern.

Sie wußten nicht, daß sie beide gleichen Grund hatten, sich zu freuen. Die Freude der Frommen war sanft, und Madame Renaud verriet ihr Verlangen durch die Glut und das Feuer ihres Blickes.

Auf das Erstaunen, das meine Ankunft hervorrief, folgte das lebhafteste Bestreben, mich zu empfangen. Es entbrannte ein wahrer Wetteifer zwischen den beiden, wer mir die meiste Freundschaft erweisen sollte; aber die Furcht, sich zu verraten, hielt die allzu deutlichen Beweise dieser Freundschaft, die sich jeden Augenblick zu verraten drohte, zurück. Sie gaben mir auf eine listige Weise zu verstehen, daß sie heute eine angenehme Nachricht bekommen und sich deshalb vorgenommen hätten, einander etwas zugute zu tun.

Jede warf mir einen verstohlenen Blick zu, der mir den Sinn dieser rätselhaften Worte, die ich zum mindesten ebensogut wie sie erriet, zu verstehen geben sollte.

Dieses Spiel machte mir so viel Spaß, daß ich die Herzogin bald vergaß. Ich weiß selbst nicht einmal, ob ich ihr den Vorzug gegeben hätte, wenn sie sich zu den beiden Frauen hätte gesellen können. Ich sage das nicht wegen des Zwistes, der mich

gegen sie aufgebracht hatte. Vielleicht wäre ihr ein anderer Tag weit weniger günstig gewesen. Dieses doppelte Rendezvous schien mir köstlich zu sein, und ich wußte mir nichts Schöneres.

Das Sonderbare ist oft das ganze Verdienst einer Gesellschaft.

Ich wurde gebeten, an der frugalen Mahlzeit, die sie als gute Freundinnen bereitet hatten, teilzunehmen. Sie trugen die Kosten gemeinschaftlich und baten mich, ihr Vergnügen dadurch zu vervollkommen, daß ich ihr Anerbieten annähme, das sie mir nicht gemacht hätten, wenn nicht die Gelegenheit so günstig gewesen wäre und mich zur Mittagsstunde zu ihnen geführt hätte.

Allein andere Zusagen, die ich nicht zurücknehmen konnte, hinderten mich, diesen Vorschlag anzunehmen, der mir großen Spaß machte, aber ich versprach, solange ich könnte, bei ihnen zu bleiben, da ich später speisen würde als sie.

Ich saß zwischen beiden, wartete ihnen auf und sah Liebe und Eigenliebe gleich befriedigt. Ein wahres Nichts von uns Vornehmen berauscht solche Leute aus niederem Stand. Man überhäufte mich mit Dank und Verehrung.

Ich gab Madame Michelins Knie einen verliebten Druck, und es ward ihr etwas sauer, auf diese Berührung zu antworten.

Ganz anders bei meiner leichtsinnigen Renaud. Die saß kaum, als sie auch schon ihren Fuß hart neben den meinigen setzte, und da stand er wie angewachsen. Denn trotz aller Gegenversuche meinerseits schob sie ihn nicht von der Stelle.

Um mir wahrscheinlich eine recht ausdrucksvolle Vorstellung von ihrer Liebe zu geben, drückte sie ihn bisweilen so fest auf mich, daß ich mich, versteht sich mit allem Anstand, dieser peinlichen Last zu entledigen suchte.

Ich warf ein Besteck zu Boden, und trotz aller dienstfertigen Hände, die mich sogleich umgaben, bückte ich mich doch, um es aufzuheben. Bei dieser Gelegenheit wäre die Stellung des

Fußes meiner Brünette aufgefallen, und sie befreite mich daher selbst von diesem lästigen Gewicht.

Nun stellte ich mein Bein so, daß alle Versuche, das frühere Spiel wieder aufzunehmen, vergebens waren.

Ihr Knie ersann nun gleich eine andere Beschäftigung und teilte dem meinigen zuweilen solche Stöße mit, daß der ganze Körper davon erschüttert wurde. Ich mußte nur darauf antworten, um einem neuen Stoß zuvorzukommen.

Da man aber immer das mehr liebt, was schwer zu erhalten ist, als das, was sich einem ständig anbietet, so waren mir die seltenen Berührungen der Frommen viel lieber als alle, die mir die Brünette in so reichem Maß zuteil werden ließ.

Die Zeit verging rasch, und es war schon spät, als ich die beiden Schönen verließ, deren Blick mein nahes Glück verkündete.

Meine Phantasie schwamm in Wonne. Alles erschien mir im Lauf des Nachmittags wie in rosafarbenes Licht getaucht.

Unsere Gefühle entsprechen stets der Stimmung unserer Seele. Ist sie heiter, so lacht alles um uns her. Ist sie traurig, legt auch die ganze Natur für uns Trauer an, und wir sehen alles in der Farbe der Schwermut, die uns beherrscht.

Wenn uns also das Evangelium mit den Weinenden weinen und mit den Fröhlichen froh sein heißt, so ist das ohne Zweifel ein heilsamer Rat, den es uns mehr zu unserem physischen als moralischen Wohl erteilt.

Die Mißhelligkeit ist uns eine Marter, und nichts fällt uns schwerer, als unter Leuten zu weilen, die Gefühle ausdrücken, die wir nicht haben. Man zwingt sich, mit ihnen zu harmonieren, aber stets auf Kosten seines Temperaments und folglich auch der Gesundheit.

Wenn man lange leben will, muß man, glaube ich, seine Sinne vor Erschütterungen zu bewahren suchen, die sie zu sehr ermüden.

Sensitive Leute werden meist nicht alt — die Klinge reißt die Scheide auf.

Das Blut, das sich im Laufe der Zeit zu sehr auflöst, erzeugt Gemütskrankheiten, die manchen Menschen weggraffen; die Verdauung geht schlecht vonstatten und die verdorbenen Säfte, die das ersetzen sollen, was wir täglich verlieren, bringen den ganzen Mechanismus in Unordnung, statt ihm einen heilsamen Balsam einzuflößen.

Der Mensch kann nicht genug darauf aus sein, seine Leidenschaften zu mäßigen, vor allem aber die Traurigkeit zu verbannen, denn Kummer verkürzt ihm seine Tage um die Hälfte.

Glücklich der, der alles mit ansehen kann, ohne in Affekt zu geraten, der sich beizeiten gewöhnt, alles, was ihn umgibt, als etwas zu betrachten, das ihm nicht gehört. Ist ihm ein langes Leben beschert, so muß er sehen, wie ihn alles verläßt, was ihm teuer ist. Aber was für Schmerzen würde er sich bereiten, wenn er sich nicht daran gewöhnen würde, solchen Verlust in Ruhe zu ertragen...?

Aus Menschlichkeit kann er sich dazu hinreißen lassen, das Unglück eines anderen zu erleichtern und ihm zu helfen, aber er tut unrecht, wenn er sich darum kümmert. Er muß so viel Klugheit besitzen, es als einen unangenehmen Traum zu betrachten und lachend zu erwachen suchen.

Ist er auch der menschlichen Gesellschaft ein paar Augenblicke, so ist er ihr doch nicht seine Gesundheit schuldig, und es ist Torheit, sich an die Stelle seiner unglücklichen Freunde zu versetzen.

Und was entsteht daraus? Kummer...

Das Ziel des menschlichen Lebens ist aber zu kurz, um es noch mehr zu verkürzen.

Nimmt nun der vernünftige Mensch an dem Unglück seiner Mitmenschen nur mäßigen Anteil, so darf er bei seinem eigenen Mißgeschick nie den Mut verlieren.

Mutlosigkeit raubt uns die Mittel, das Übel wieder gutzumachen. Und nochmals, man muß den traurigen Gefühlen, die in uns den Samen des Todes ausstreuen, ausweichen, wie man den Stich giftiger Insekten oder den Trank vergifteter Säfte vermeidet.

Die Leute, die im Egoismus ein Übel sehen, begreifen nicht, daß er Natur ist. Das Tier ist auch nur auf sich selbst bedacht, es denkt und handelt nur um seiner selbst willen, es verteidigt sein Futter, es kämpft um den alleinigen Besitz des Weibchens, dessen es bedarf.

Nicht anders ist der Mensch organisiert.

Die Kinder sind ein Beweis dafür: Sie nehmen alles, wollen alles, was sie sehen, und weinen, wenn man ihnen das Spielzeug wieder nimmt, das sie für sich behalten möchten.

Wenn sie groß werden, hören sie darum nicht auf, Kinderzusein.

Mit dem Alter nimmt das Spielzeug an Wert zu, das ist der ganze Unterschied. Nichtsdestoweniger wollen sie es für sich allein besitzen, und die Erziehung, die diese Neigung, mit Ausschluß zu genießen, verfeinert, kann sie damit doch nicht ausrotten.

Jedermann handelt um seiner selbst willen und tut gut daran. Derjenige, der von den Blendwerken einer übel angebrachten Philosophie verführt, sein Glück darin sucht, das Glück anderer Menschen zu begründen, ist stets der betrogene Tor eines Systems, dessen Haltlosigkeit er bald genug einsehen lernt.

Die Bücher schildern den Menschen so, wie er sein sollte. Nach ihnen macht man sich übertriebene Vorstellungen von ihm und bereut seinen Irrtum nicht eher, als bis man dessen Opfer geworden ist.

Die Freundschaft, wie man sie in der Welt antrifft, hat mehr Menschen unglücklich gemacht als der Haß. Man hütet sich vor dem einen und überläßt sich dafür ganz dem andern.

Ich bin damit weit entfernt, etwa die zu loben, die die Welt fliehen, von der sie betrogen wurden. Es sind Toren, die nicht zu genießen verstanden.

Aus dem Kreis, in dem man sich befindet, muß man seinen Vorteil ziehen und alles von sich abhängig zu machen wissen.

Der Mensch, der nicht sich selbst allein liebt, ist über kurz oder lang doch der betrogene Tor seiner Gesinnung.

Man kann andere lieben, aber es ist nicht mehr als recht und billig, sich den Vorzug vor allen andern zu geben.

Dies ist seit langem meine Art zu denken und zu handeln, und, meine schöne Freundin, ich befinde mich recht wohl dabei. Sie selbst haben mir oft recht gegeben und gesagt, daß es auch Ihr System sei.

Die Nacht brach an.

Ich ging zu meiner Frommen, die mich in einer reizenden Nachtkleidung erwartete.

Kraft meines Schlafmittels schlief das Ladenmädchen schon fest, und nun stand meinen Freuden nichts mehr im Wege . . .

Madame Michelin war verlegen und verriet nach ihrer Gewohnheit eine Unruhe, die sie nicht verbergen konnte. Ich half ihr beim Ausziehen, und wohl nie erfüllte ein Kammerdiener seine Pflicht besser.

Nachdem ich den Platz des guten Michelin eingenommen hatte, fiel mir ein, daß ich eigentlich nur die Rolle eines Geschirrhändlers spiele, und diese Vorstellung, verbunden mit der Dunkelheit, die mich hinderte, Madame Michelin zu sehen, die aus einem Rest von Sittsamkeit gleich das Licht ausgelöscht hatte, dämpfte ein wenig das Temperament meines Entzückens. Doch gab ich mir alle erdenkliche Mühe, es wieder zu beleben, und da die Natur in solchen Fällen sich nie stiefmütterlich gegen mich betrug, brachte sie mir auch bald

die Morgenröte der Wonne wieder. Meine Fromme litt lange unter meiner Kälte und gab sich nun ohne Rückhalt der heiß-ersehnten Aussöhnung hin.

Bald aber fiel mir ein, daß ich noch Madame Renaud Gesellschaft leisten müsse, und diese Erinnerung verminderte auf einmal das Feuer, das soeben ausbrechen wollte.

Die erstaunte Fromme, der noch immer meine ernstesten Unterhaltungen vorschwebten, glaubte, eine Aussöhnung müsse eine weit längere Erklärung nach sich ziehen.

Sie schwieg eine Zeitlang. Ihre kurzen, erstickten Seufzer deuteten hinreichend an, was sie nicht zu sagen wagte. Einige Küsse bewiesen ihr, daß ich sie noch liebte, ohne doch von meinem Vorsatz, dieses Kosen nicht zu übertreiben, abzuweichen.

Unterdessen schlug die Abschiedsstunde, und Madame Michelin sah mit großem Schmerz den Augenblick der Trennung nahen.

Sie bat mich, ihr doch noch ein paar Sekunden zu schenken, aber meine Einteilung war gemacht und sollte genau beibehalten werden.

Als es zwei Uhr schlug, stellte ich ihr die Notwenigkeit vor, sie zu verlassen und riß mich ohne Erbarmen aus den verliebten Umarmungen dieser Frau.

Mit Hilfe eines angezündeten Wachsstockes kam ich zur Treppe, und ich tat, als wollte ich hinuntergehen.

Ich ließ nur erst Madame Michelin ihre Türe zuschließen und schlich dann sogleich zur Tür ihrer Nachbarin, die noch wach war. Madame Renaud, eine vorsichtige Frau, erwartete mich schon bei unverschlossener Tür in ihrem Vorzimmer. Sie lobte meine Pünktlichkeit, und hatte ich vorher den Kammerdiener gemacht, so fand ich hier eine Kammerfrau.

Sie bediente mich geradezu bewundernswert, und schon zwei Minuten, nachdem ich die andere verlassen hatte, befand ich mich in einem neuen Bett.

Madame Renaud besaß nicht die Eigenliebe, sich zuvorkommen zu lassen. Sie eilte mir mit der Huldigung, die ich ihr darbringen wollte, entgegen, und ich wurde mit Liebkosungen überhäuft, denen ich unmöglich widerstehen konnte.

Sie verstand die Kunst, ermattete Begierden neuzubeleben, und ich sah nun, wie klug ich gehandelt hatte, daß ich mit meiner Lebhaftigkeit bei Madame Michelin sparsam gewesen war.

Gegen Morgen kam ein erquickender Schlaf über sie. Auch über mich goß er seine Wohltaten aus und nahm mir selbst das Andenken an diese bezaubernde Nacht.

Ich erwachte durch das Geräusch, das die Magd der Madame Renaud verursachte, die, da sie den Schlüssel zum Zimmer hatte, hereinkam, um wie gewöhnlich Feuer anzumachen. Ich wurde darüber unruhig und machte Madame Renaud auf die Schwierigkeit meines Fortkommens aufmerksam. Aber diese Frau war beherzt und ließ sich nicht durch jede Kleinigkeit aus der Fassung bringen. Sie sagte mir, ihre Magd solle auf den Markt gehen und dann hätte ich Zeit genug, um mich nach Belieben zu entfernen.

Ihre Sorglosigkeit beruhigte mich, und ich wartete geduldig bei Madame Renaud auf den günstigen Augenblick.

Er kam. Die Magd ging fort, und ihre Gebieterin überzeugte mich, wie sehr bequem es war, mit ihr in Verbindung zu stehen.

Sie wartete, wie ich wohl sah, auf mein Versprechen, wiederzukommen und die Einsiedelei — so nannte sie ihre Wohnung — mit ihr zu teilen, und ich verfehlte nicht, ihr zu versichern, daß ich mich zu wohl bei ihr befände, um nicht wiederzukommen.

Ich war aufgestanden, aber noch nicht angekleidet, als mit einem Male die Tür aufging und Madame Michelin im selben Kleid hereintrat, das sie in der vergangenen Nacht angehabt hatte.

Die verdammte Magd, der sie auf der Treppe begegnet war,

hatte ihr auf ihre Frage, ob Madame Renaud schon zu sprechen wäre, die Tür geöffnet, ohne die tragikomische Szene voranzusehen, die sie dadurch heraufbeschwor.

Madame Michelins Dazwischenkunft war ein Theaterstreich zum Entzücken.

Ich stand da, die Augen unverwandt auf sie gerichtet, mit offenem Mund, und zweifelte an der Echtheit dieser Erscheinung.

Madame Michelin, noch erstaunter als ich, war blaß und zitternd auf einen Stuhl gesunken, der hinter ihr stand.

Madame Renaud, die trotz ihrer natürlichen Unerschrockenheit über diesen unerwarteten Zwischenfall wie versteinert dsaß, hatte das Bettuch über den Kopf gezogen, um ihre Schamröte zu verbergen.

In dieser Lage verharrten wir einige Minuten.

Madame Michelin unterbrach zuerst das interessante Schweigen und rief ganz verzweifelt:

„Herr Herzog . . . Ach, Herr Herzog! . . .“

Ich faßte mich wieder, ging auf sie zu, wurde aber zurückgestoßen und erhielt den Befehl, mich anzukleiden.

Nun fing sie wieder an zu jammern, und diesmal galt es Madame Renaud.

Die Nachbarin, die sich allmählich von ihrer Bestürzung erholte, brachte nur ein paar zusammenhanglose Worte hervor, sprach aber bald doch sicherer und fester. Sie gestand, daß sie schuldig und die Liebe zu mir ihre einzige Entschuldigung wäre.

„Eine brave Frau,“ sagte sie, „kann nicht immer allein sein. Es gibt Augenblicke, die der Tugend sehr gefährlich sind, und einem solchen Augenblick hat der Herr Herzog seine Anwesenheit zu verdanken. Es kränkt mich gar sehr, meine liebe Freundin, daß Sie Zeuge meiner Schwachheit geworden sind, denn ich weiß wohl, daß es mich Ihre Freundschaft kosten wird. Ihre strengen Grundsätze werden es Ihnen nicht länger erlauben, mit mir



in gutem Einvernehmen zu bleiben. Sie besitzen zuviel Religiosität, um mit einer Frau zu verkehren, die sich so aufführt und sich mit Vergnügen verirrt. Ich kann Ihnen aber nicht verhehlen, daß ich den Herzog anbete und ihn ewig lieben will.

Ich schäme mich nicht einmal, ihm unter Ihren Augen diese Erklärung meiner Zuneigung zu geben.

Wenn es Ihnen aber möglich wäre, mit mir Nachsicht zu haben, so würden Sie Ihre Freundin, die in ihren Pflichten zurückbleibt, die Sie so pünktlich erfüllen, bedauern und sie deshalb nicht minder gern haben, weil sie den ersten Eingebungen des Herzens gefolgt ist . . .“

Die Fromme schlug die Augen zu Boden, als ihr so reiches Lob gesendet wurde, das sie, wie sie selbst am besten wußte, keineswegs verdiente.

Nun glaubte auch ich reden zu müssen und versicherte Madame Renaud, die Religiosität ihrer Nachbarin wäre viel zu rein, als daß sie nicht anderen solche kleine Verirrungen eines fühlenden Herzens verzeihen könnte.

„Madame Michelin,“ sagte ich, „hat gewiß Nachsicht mit einem Vergehen, das der Zufall ihr verriet und das wir, von unseren Sinnen hingerissen, begangen haben. Sie kennt besser als jede andere das Gebot des Evangeliums, das seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben befiehlt, und ich bin überzeugt, sie beobachtet es mit größter Gewissenhaftigkeit.

Sie weiß, daß man dem, der da bittet, geben muß, und sie gibt auch den Unglücklichen, die Zuflucht zu ihr nehmen.“

„Ist es nicht wahr,“ sagte ich und faßte sie bei der Hand, „daß meine schöne Fromme von der göttlichen Liebe durchdrungen ist, und daß es dieser Liebe sich zuweilen auch auf irdische Dinge herabzulassen beliebt . . .?“

Meine Worte steigerten noch ihre Verwirrung. Sie drückte mir die Hand, um mich am Fortfahren zu hindern.

Da es aber meine Absicht war, die günstige Gelegenheit zu benützen, um unsere gegenseitige Liebschaft nicht länger geheimhalten zu müssen und mit beiden Weibern ungestört verkehren zu können, umarmte ich Madame Michelin lebhaft und bat sie um Verzeihung für den kleinen Verrat, den ich an ihr begangen.

Es wäre mir unmöglich gewesen, sagte ich, Zeuge einer so seltenen Freundschaft zu sein, wie sie zwischen ihr und ihrer Nachbarin bestände, ohne das Verlangen zu haben, daran teilnehmen zu dürfen. Wahre Freundschaft könne zwischen den beiden Geschlechtern nur dann bestehen, wenn sie ohne Rückhalt miteinander verkehrten, und aus diesem Grunde hätte ich alle Mittel versucht, mit Madame Renaud in so innige Verbindung zu treten.

Diese letztere, die bisher so demütig vor ihrer Nachbarin gestanden hatte, schien über den freien Ton, den ich annahm, ebenso erstaunt zu sein wie über meine nicht gerade zweideutige Rede, die ich in ihrer Gegenwart führte.

Beide Frauen sahen einander an, ohne ein Wort zu sagen, und blickten dann wieder auf den Boden.

Ich meinerseits konnte ein lautes Lachen nicht mehr länger unterdrücken und sagte, ich sei erstaunt, wie eine Kleinigkeit sie so aufregen könnte; nichts wäre ja einfacher, als einen Mann an der Freundschaft zweier Frauen Anteil nehmen zu sehen. Dies müsse ihnen vielmehr erst recht Freude machen, und von nun an rechnete ich bestimmt damit, daß es kein Geheimnis mehr unter uns geben dürfe, und dies Kleeblatt treuer Freundschaft mit jedem Tag neuen Reiz gewinnen werde. Nun rief Madame Renaud: „Wie, meine Freundin? — Wie, Sie sind meine — —“ das Wort Nebenbuhlerin erstarb ihr auf den Lippen — — — Erst einen Augenblick darauf vermochte sie es auszusprechen.

„Es gibt hier keine Nebenbuhlerin,“ rief ich dazwischen. „Es sind zwei zärtliche Freundinnen, die gleichen Geschmack und gleiche Neigung haben und sich um so mehr lieben müssen, als sie finden, daß ihre Denkungsart ganz gleich ist . . .“

Ich nahm Madame Michelin, deren Blick mich am liebsten durchbohrt hätte, bei der Hand und zog sie trotz ihres Sträubens an Madame Renauds Bett. Dort legte ich ihre Hände ineinander, sprach dann einen Schwur, der dies Bündnis ewig dauern machen sollte. Ich drang in sie, sich zu umarmen und drückte einen Kuß auf beider Lippen, der aber nicht erwidert wurde.

Madame Renaud war indes rascher mit sich einig. Sie gestand zwar, die Überraschung, nicht die einzige Genossin meiner Liebe zu sein, hätte sie ganz niedergeschlagen, doch wäre ihr Madame Michelin immer noch lieber als jede andere. Nur wußte sie sich noch nicht in das Abenteuer zu finden und begreife nicht, wie die Frömmigkeit ihrer Freundin sich bis zu diesem Grad vermenschlichen könnte. Sie fühlte sich getröstet, eine Frau zur Teilnehmerin ihrer Schwäche zu haben, von der sie überzeugt wäre, daß sie wahre Religiosität besitze. Madame Michelin dürfe versichert sein, daß sie nie aufhören würde, sie zu lieben, und bitte sie, stets ihre Freundin zu bleiben.

Diese aber war sehr aufgebracht darüber, der andern gleichgestellt zu werden und das Übergewicht, das ihr die Entdeckung unseres Beisammenseins gegeben hatte, verloren zu haben. Sie war fromm und deshalb auch sehr rachsüchtig; ihre Eigenliebe litt, und Freundin wie Liebhaber waren ihr gleich verhaßt.

Doch sie mußte sich in die Umstände schicken, durfte nichts sagen; denn ihrer Nachbarin Schwachheit war auch die ihre. Sie war in der nämlichen Lage gewesen — der Zufall hatte ihr nur mehr Entgegenkommen erwiesen, und sie mußte an ihr einen Fehler entschuldigen, den sie sich selbst jetzt verzeihen mußte . . .

Wir beschlossen, uns so herzurichten, daß wir uns vor der Magd,

die nun bald wieder heimkommen mußte, sehen lassen könnten, und Madame Renaud und ich kleideten uns an.

Die Fromme wollte fortgehen, aber ich hielt sie zurück.

„Ach, wie schlecht handeln Sie an mir,“ sagte sie ganz leise, „mich heute morgen zu verlassen . . . Und weshalb . . .?“

Ich sah, daß ihre Eigenliebe empfindlich gekränkt war. Ich suchte die gute Frau zurückzuhalten und schlug vor, gemeinsam zu frühstücken.

Madame Renaud, die nicht böse sein durfte, unterstützte meinen Vorschlag und bot Schokolade an.

Aber Madame Michelin wollte durchaus in ihre Wohnung hinuntergehen. Ich widersetzte mich ihrer Absicht und meinte, sie hätten noch am vorigen Tag so friedlich und schön zusammen gegessen, um die Nacht zu feiern, die sie, ohne es zu wissen, miteinander teilen sollten. Sie könnten nun diesen Morgen noch angenehmer mit mir frühstücken, um dieses köstliche Fest vollends zu krönen.

Sofort sahen mich beide Frauen wieder an und riefen zugleich: „Ein wahrer Zauberer ist er . . .“ — — „Aber das ist ja allerliebste,“ fügte Madame Renaud noch hinzu, und ich rang Madame Michelin das Geständnis ab, daß das auch bisweilen ihre Meinung gewesen wäre.

Das Frühstück wurde angenommen, und man machte sich an die Zubereitung der Schokolade.

Unterdessen erkundigte ich mich bei Madame Michelin nach dem Ladenmädchen. Sie erwiderte mir gekränkt, es wäre grausam, eine Dienerin so zu behandeln und ihrer Herrin noch schlechter mitzuspielen. Man hätte, sagte sie mir, alle Mühe angewandt, um sie wieder aufzuwecken, und sogar anfangs befürchtet, daß sie gestorben wäre. Seitdem wären die Glieder des Mädchens wie erstarrt, und sie selbst mache sich Vorwürfe, meinen Bitten nachgegeben zu haben.

Aber immer noch konnte sie es nicht verschmerzen, daß ich sie schon so bald und dazu in der Absicht verlassen hatte, ihr untreu zu werden. Vergebens versicherte ich ihr, daß es nur eine kleine Torheit, ein jugendlicher Mutwille gewesen wäre und ich sie tausendmal mehr als Madame Renaud liebe.

Sie war durch nichts zu beruhigen.

Um ihre Ladnerin solle sie sich keine Sorgen machen, sagte ich ihr. Der Krampf in den Gliedern würde bald wieder vergehen, und es wäre nur die gewöhnliche Wirkung des Opiums auf die, die diese Arznei selten einnahmen.

Das Frühstück verlief ganz angenehm: Die Fromme genoß nicht das geringste, Madame Renaud ließ es sich ziemlich gut schmecken, und ich aß wie ein Wolf. Dabei ergriff ich bald die Hand der einen, bald der andern, nannte sie meine lieben Bettgenossinnen und versicherte ihnen, die Vielweiberei wäre zu allen Zeiten erlaubt gewesen.

Mein Aufenthalt in der Bastille hatte mich sehr gelehrt gemacht, und ich kramte mein ganzes Wissen der Länge und Breite nach aus, aber ich sah ein, daß ich doch nicht das Talent besaß, sie zu überreden, und wenn sie auch nachsichtig gegen das Vergangene waren, es ihnen doch viel Selbstüberwindung kostete, es auch gegen die Gegenwart zu sein.

Jedermann ist auf sich selbst bedacht, und im Grunde genommen konnte ich ihnen diese Verstimmung nicht übelnehmen.

Ich hatte es mir aber einmal in den Kopf gesetzt, sie an das Teilen zu gewöhnen, und mein Wille war, daß sie in gutem Einvernehmen leben sollten. Die ersten Augenblicke, wußte ich wohl, würden stürmisch sein, aber mit Geduld und froher Laune versprach ich mir beinahe gewiß, den Frieden wieder herzustellen.

Bei Madame Michelin hatte ich wohl die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Ihre Frömmigkeit, die seit Beginn unserer

Verbindung mir im Wege war, vermehrte jetzt noch ihre Reue und Bußfertigkeit. Da sie meiner Liebe den größten Widerstand entgegengesetzt hatte, so glaubte sie auch, daß ich ihr mehr schuldig wäre, und sie hielt es für eine Erniedrigung, in ihrer Freundin eine Nebenbuhlerin anzutreffen. Am meisten aber verdroß es sie, diese Frau beständig vor Augen zu haben.

Doch meine gute Fromme liebte; — also war sie schwach, und dies genügte mir auch dafür, daß sie mir über kurz oder lang eben doch verzeihen und mich wieder annehmen werde.

Ihre Nachbarin wäre vielleicht auch gegen einen Liebhaber ihres Standes empfindlicher gewesen, aber ein Mann, wie ich schmeichelte ihrer Eitelkeit, und sie wollte sich lieber mit einer anderen in den Genuß teilen, als ganz und gar leer ausgehen. Der Ungetreue war immerhin liebenswürdig, und so ergab sie sich gutwillig in das, was eben doch nicht mehr zu ändern war.

Noch während des Frühstücks kehrte ihre gute Laune allmählich wieder. „Jetzt haben wir einander nichts mehr vorzuwerfen,“ sagte sie und umarmte Madame Michelin dem Anschein nach von ganzem Herzen.

Als ich Abschied von ihnen nahm, erhielt ich von Madame Renaud den Kuß wieder, den ich ihr gab; ihre Freundin dagegen war einige Minuten lang nicht dazu zu bewegen. Ich bat Madame Renaud, sie zum Frieden mit mir zu nötigen, und diese gute Frau bat mir zuliebe Madame Michelin, mich zu umarmen.

Es amüsierte mich ganz besonders, daß gerade sie, die Nebenbuhlerin, alles aufbot, uns miteinander zu versöhnen.

Endlich hatten ihre Bemühungen den gewünschten Erfolg, und ich fühlte den Druck der Lippen, den mir meine Fromme für einen Kuß gab, und den ich diesmal als echt annahm.

Mit dem Versprechen, sie bald wieder zu besuchen, verließ

ich beide und sagte noch im Gehen, künftighin dürften sie keine bösen Gesichter mehr machen; diesmal wollte ich es noch hingehen lassen, da es nur die Folge der ersten Bestürzung wäre. Aber das nächstemal, wenn ich wiederkäme, und das dürfte sehr bald geschehen, müßte alles vergeben und vergessen sein.

Geteilte Liebe

Noch am selben Abend fiel mir die Herzogin ein, die ich während dieses doppelten Auftritts ganz aus den Gedanken verloren hatte. Es wurde der Wunsch in mir rege, mich für das, was sie mir angetan hatte, zu rächen, und ich beschloß, ihr den ganzen Verlauf meines Glückes zu erzählen und zur Strafe für ihr Benehmen alles recht zu übertreiben.

Meine Absicht war, es sollte sie kränken, wenn sie hörte, daß sie trotz meiner großen Liebe zu ihr doch so wenig Einfluß auf mein Vergnügen hätte, und ich so leicht auf ihre Gunst verzichten könnte.

Ich ging also zu ihr.

Als ich kam, spielte man gerade. Sie empfing mich kalt, aber nach und nach zeigte sie doch mehr Teilnahme für mich. Je mehr ich merkte, daß sie sich über meine Wiederkehr freute, desto mehr Erfolg versprach ich mir von meinem listigen Vorhaben.

Schon oft hatte ich gemerkt, daß nichts in der Welt ein Weib mehr erbittern kann als verletzte Eigenliebe, und ich nahm mir deshalb auch vor, die schwache Seite der Herzogin anzugreifen.

Das Spiel ging zu Ende, und ich suchte möglichst ungezwungen und unauffällig bei ihr allein zu bleiben.

Zum Abendessen waren nur zwei Damen geladen, und man

hielt sich nicht lange damit auf. Ich sagte ihnen viel Verbindliches, beachtete die Herzogin fast gar nicht und bot ihnen schließlich meinen Arm, um sie zum Wagen zu führen.

Ich schützte bei ihnen vor, daß ich meine Dose vergessen hätte und kehrte wieder zur Herzogin zurück, die ich, wie ich es wünschte, allein antraf.

Sie glaubte, es zöge mich ein innerer Drang zu ihr zurück und ich käme, um eine Erklärung über den Fall vom gestrigen Abend zu hören.

Aber mit der fröhlichsten Miene sagte ich zu ihr, sie sähe den glücklichsten Menschen vor sich, ich würde den Rechten unserer Freundschaft und ihrer Rolle, meine Vertraute zu sein, zu nahe treten, wenn ich ihr das köstlichste Abenteuer verheimlichen wollte, ein Abenteuer, das alles, was ich bisher erlebt hätte, noch bei weitem überträfe.

„Wieviel Dank bin ich Ihnen schuldig,“ rief ich aus, „daß Sie so grausam gegen mich waren! Hätte Ihre Liebe mich bei Ihnen zurückgehalten, wie ich Ihnen vorschlug, so wäre ich um den kostbarsten Augenblick meines Lebens gekommen.“

Dieser Anfang brachte die Herzogin in Verwirrung, doch gab sie sich alle Mühe, die Bestürzung ihres Herzens zu verbergen.

Nun erzählte ich ihr, was meiner Frommen begegnet war, und hielt mich noch länger bei Madame Renaud auf, die sie noch nicht kannte. Dann sagte ich ihr, wie ich meine Nacht verbracht und über diese neue Geliebte, die ich über alle früheren erhob, triumphiert hätte.

Etwas Schöneres und Verführerischeres ließe sich gar nicht denken.

Ich schilderte ihr alles recht umständlich, und die Erinnerung schien mich dabei noch mehr zu begeistern, und wohl noch nie hat ein Mensch mit ganz nüchternen Sinnen verliebter getan als ich.

Die Herzogin hörte mir ungeduldig zu, hütete sich aber wohl, ihre innere Unruhe merken zu lassen. Sie lachte sogar mit mir, aber es war ein erzwungenes Lächeln.

Ich kannte sie zu gut, um nicht einzusehen, daß sie innerlich litt, obgleich ihr Gesicht ganz heiter dreinschaute. Ich freute mich köstlich über den Schmerz, den ich ihr dadurch bereitete.

Je weiter ich mit meiner Erzählung kam, desto mehr suchte ich zu übertreiben, und nachdem ich mich fast eine Stunde lang an der unterdrückten Pein der Herzogin geweidet hatte, stand ich auf und sagte, da ich nun die Pflichten unserer Freundschaft erfüllt hätte, wäre es auch nicht mehr als billig, dorthin zu eilen, wo die Liebe meiner mit offenen Armen warte.

Ohne sie zu umarmen, ohne die geringste Liebkosung ging ich fort und wurde zu meiner größten Zufriedenheit gewahr, daß sie über meinen Abschied ebenso niedergeschlagen war wie über meine Erzählung.

Diese Frau liebte mich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, wirklich und kämpfte unaufhörlich mit ihren Leidenschaften, wenn sie mich sah. Ihre Liebe verbarg sich unter der Maske der Freundschaft, allein die letztere wurde bald von der ersteren überwältigt.

Sie hoffte, wie ich später erfuhr, ihre Nachgiebigkeit sollte mich eines Tages mehr an sie fesseln, und ihre Sanftmut und Freundschaft die Schale zu ihren Gunsten neigen, nachdem ich die anderen Frauen satt bekommen hätte. Dann wollte sie entweder meine Freundin bleiben oder wieder meine Geliebte werden.

Noch hatte sie nicht Gewalt genug über sich erlangt, um diese Teilung zu ertragen, die sie demütigte, aber ich hoffte, sie noch wie alle anderen daran zu gewöhnen, denn kein Weib auf der ganzen Welt würde Kraft genug gehabt haben, mich zu fesseln, der ich zum flatternden Schmetterling geboren war. Entweder

mußte man sich mit meiner Untreue abfinden oder mich noch am selben Tag aufgeben, da man mich kennen lernte.

Vergnügt über meinen kleinen Racheakt ging ich nach Hause, wo ich zwei Briefe fand, wovon der eine die Fromme, der andere Madame Renaud zur Verfasserin hatte.

Der erstere kam mir sehr lang, der letztere sehr schlecht geschrieben vor, und da ich müde war, verschob ich ihre Lektüre auf den andern Morgen.

Ich bedurfte dringend der Ruhe und stand erst spät auf.

Das erste, was mir beim Erwachen unter die Augen kam, war Madame Michelins Brief.

Sie überhäufte mich darin mit Vorwürfen und gab mir die Schuld, daß ich ein Hindernis zu ihrer Seligkeit wäre. Da aber indes der Augenblick ihrer völligen Bekehrung noch nicht gekommen war, gestand sie mir, daß sie geneigt wäre, mir zu verzeihen, wenn ich mit Madame Renaud brechen wollte.

Diese aber war weit gemäßigter in ihren Beschuldigungen und gab aufrichtig zu, daß sie mich trotz meines unverzeihlichen Benehmens immer noch liebe. Sie bitte mich aber, doch zuzusehen, ob es mir nicht möglich wäre, sie allein zu lieben, da ihr das Teilen zu hart falle.

Diese Bitte brachte mich zum Lachen, und ich beschloß, am andern Tage beide Frauen in die kleine Wohnung einzuladen, die ich mir hatte einrichten lassen. Madame Renaud kannte sie noch nicht, und es war nicht mehr als billig, ihr wie ihrer Nachbarin, für die sie ja bestimmt war, auch ein Recht darauf zu erteilen.

Die Zusammenkunft setzte ich auf fünf Uhr fest, weil ich mit keiner eher zu einer Aussprache kommen wollte.

Meine Absicht war, diesen beiden Frauen einen Scherz zu spielen und eine pikante Szene zwischen ihnen herbeizuführen. Denn Liebe hegte ich zu keiner der beiden mehr: meine Begierde war gesättigt, und es bedurfte des Reizes der Neuheit,

meinem Verlangen neue Kraft zu verleihen. Es wurde mir allmählich lästig, in einen Laden zu gehen und für eine kleine Krämersfrau zu schwärmen, die, wenn sie auch sehr artig war, doch, nachdem ich sie genossen hatte, nichts Neues mehr für mich besaß.

Ihre Nachbarin war mir schier in die Arme gefallen; ich kannte sie jedenfalls auswendig, und nur eine Pause in meinen Liebeshändeln konnte mich wieder zu diesen Frauen zurückbringen, wenn nicht ihre Eifersucht oder gegenseitige Eintracht mir einigen Spaß bereiteten und so die ersterbenden Begierden wieder belebten.

Meine Briefe schickte ich durch einen zuverlässigen Diener, der sie einer jeden einhändigte, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken, daß ich etwa auch an die andere geschrieben hätte.

Schon vor fünf Uhr war ich in meiner kleinen Wohnung und sah meine Fromme zuerst kommen.

Als ich ihr entgegenging, überschüttete sie mich schon mit Vorwürfen. Ich ließ diesen Strom sich ruhig ergießen, überzeugt, daß der Besuch, den ich noch erwartete, ihn schon für ein paar Augenblicke hemmen würde.

In der Tat schien sie auch erstaunt zu sein, als sie klingeln hörte, noch erstaunter aber, als sie Madame Renaud eintreten sah, die sich nun wieder ihrerseits nicht wenig wunderte, Madame Michelin hier zu finden.

„Da sehen Sie den Drang,“ sagte ich zu ihnen, „den ich in mir fühlte, zwei gute Freundinnen wieder miteinander zu vereinigen! Ich habe vor keiner ein Geheimnis: Ich versprach, die Liebe, die Sie mir einflößten, redlich unter Ihnen zu teilen, und Sie sehen, daß ich Wort halte. Nur tut es mir leid, sehen zu müssen, wie eine jede von Ihnen solch angenehmen Verkehr abubrechen sucht und nur allein geliebt sein will.“

Wie, Madame Michelin, Sie wollen meine Liebe nur dann erwidern, wenn ich Madame Renaud entsage?

Und Sie, Madame Renaud, wollen die Trennung von Ihrer Freundin zum Preis Ihrer Liebe machen . . . ?

Ach, wie grausam sind Sie! . . . Sie wissen nicht, wie verlegen mich eine solche Wahl machen würde. Aber schauen Sie nur,“ fügte ich hinzu und zog sie mit vor den Spiegel, „sehen Sie nur, ob es möglich ist, unter Ihnen zu wählen!

Hier sehe ich eine anbetungswürdige Blondine, deren Züge von bezaubernder Schönheit sind. Die Sanftmut, die so seltene und am weiblichen Geschlecht so gern gesehene Eigenschaft, strahlt auf ihrem Gesicht, wo man noch tausend andere Reize bewundern kann. Sähe man keine andere als Sie, so müßte man Sie ohne Frage anbeten . . .

Aber ich wende meine Augen hierher und erblicke eine Brünette, deren Feuer mich entzückt. Die Farbe, nicht so weiß wie bei der andern, ist drum doch nicht minder anziehend. Ihre Augen verraten Wollust und erwecken sie, sobald man die seinigen auf sie richtet, ganz abgesehen von den geheimen, noch weit hinreißenderen Schönheiten, die beide besitzen.

Und da wollen Sie, daß ich mich für eine von Ihnen erklären soll . . . ?

Nein, meine Damen, nein, das ist mir unmöglich!

Ich will es nicht machen wie Buridans Esel, der, als man ihn zwischen zwei Heubündel stellte, sich weder für das eine noch das andere entscheiden konnte und elendiglich verhungerte. Er hätte eben, um sich aus der Patsche zu ziehen, beide fressen müssen.

Was er aus Dummheit unterließ, werde ich aus Klugheit beobachten.

Doch wollte ich Sie beide auf einmal zum Gegenstand meiner Betrachtung machen, wie leicht könnte mich da die Unschlüssigkeit so lange hinhalten, bis ich nicht mehr imstande wäre, eine Wahl zu treffen, und mich so um den Genuß zweier Schönen

zu bringen, die mir doch so teuer sind! Ich will Sie beide lieben, ohne zu entscheiden, welche es am meisten verdient. Sobald ich mit meiner Bewunderung bei der einen aufhöre, will ich bei der andern damit anfangen. Das wird mir das Glück verschaffen, Sie abwechselnd anbeten zu können.“

Madame Michelin, die von meiner Rede nicht überzeugt und ohne Zweifel über das Lob, das ich ihrer Nebenbuhlerin erteilte, noch mehr erbittert war, ging von mir weg und setzte sich in eine Ecke des Zimmers.

Madame Renaud riß sich von mir los und warf sich auf ein kleines Sofa, das neben dem Stuhl der Frommen stand.

Ich blieb allein zwischen meinen beiden Göttinnen stehen, die über das eben Vorgefallene nachzudenken schienen.

„Es wäre töricht,“ begann ich wieder, „den im Zimmer der Madame Renaud begonnenen Auftritt fortzusetzen oder zu wiederholen. Sie müssen diesen Augenblick besser benutzen. Die Zeit, die man mit Klageliedern hinbringt, geht für das Vergnügen verloren. Und dann ist es ja für Sie nichts Neues mehr, was Sie hier erfahren, und ich besitze eine so reiche Liebesquelle, daß sie für Sie beide mehr als ausreichend ist. An dem Verlangen, sich wieder auszusöhnen, will ich nun sehen, wie sehr Sie mich lieben,“ und ich schickte mich an, eine nach der andern zu umarmen.

Ich faßte die Fromme an, und sie ließ sich zu ihrer Freundin ziehen; hier fiel ich auf die Knie nieder und bat sie flehentlich, miteinander Frieden zu machen.

Dann entwarf ich ihnen ein angenehmes Gemälde der frohen Stunden, die wir künftighin in dieser kleinen Einsamkeit genießen wollten, und bestimmte Madame Renaud zuerst zur Aussöhnung.

Sie umarmte Madame Michelin mit den Worten: „Meine Freundin, Sie lieben den Herrn Herzog zu sehr, um ihn mir abtreten zu können. Ich bete ihn an und vermag ebenfalls nicht

auf ihn zu verzichten, wir müssen uns also zu der vorgeschlagenen Teilung entschließen.

Solange er keiner von uns besonderen Vorzug gibt, wollen wir stets in gutem Einvernehmen mit ihm leben.“

„Nun, wohlan denn,“ rief ich und drückte Madame Michelin die Hand, „tun Sie wie Ihre Freundin, und Glück und Friede werden auf immer zu uns zurückkehren!“

Die Fromme besaß mehr Stolz als die andere, sie legte lang und breit das Opfer dar, das sie brachte und wieviel es ihr noch kosten würde.

„Ach,“ seufzte sie, „in welchen Abgrund kann uns doch ein einziger Fehltritt stürzen! . . . Nein, ich darf über meine jetzige Lage gar nicht nachdenken . . . Wenn mir jemand gesagt hätte, daß ich so schwach würde, soweit käme, wie Sie mich gebracht haben . . ., ach, Herr Herzog! . . .“

Ich unterbrach ihre Klagen mit einem Kuß, beugte die beiden nochmals zusammen, damit sie sich wieder umarmten, und sie taten es mit viel Herzlichkeit.

Froh über diesen ersten Schritt, wollte ich die glückliche Aussöhnung benutzen.

Ich nannte sie meine lieben Weibchen, meine treuen Gespielinnen, meine zwei Auserwählten, um mich glücklich zu machen. Suchte sie in Liebkosungen zu berauschen und Begierden in ihnen zu erwecken, deren Stärke ich kannte, und die ihnen alle Überlegung, die meinem Plan im Wege waren, rauben sollten.

Ein gewandter Mann, der allmählich das Feuer der Liebe in den Sinnen eines Weibes, und wäre es auch das tugendhafteste von der Welt, zu entzünden weiß, darf versichert sein, daß er bald unumschränkter Herr ihres Geistes und Körpers wird. Denn wo der Kopf berauscht ist, hört alle Vernunft auf, und alle Grundsätze der Weisheit, wie tief sie auch ins Herz einge-

graben sein mögen, erlöschen in dem Augenblick, da man nach weiter nichts als nach Genuß lechzt. Er beherrscht alsdann ganz allein die Seele und nur er findet Gehör.

Der an gewohnheitsmäßiges Erobern geübte Mann erreicht fast immer das Ziel, nach dem der Schüchterne seufzt. Er greift an und ist Sieger, bevor der andere nur seine Liebespeinklagen kann.

Als ich meine beiden Schönen in dem Zustand der Ergebung erblickte, worin ich sie zu sehen wünschte, wurden meine Begierden brünstiger.

Ihre Augen glühten, sie erwiderten mir einige Liebkosungen und ich sah, daß der Widerstand die neue Szene, die ich mit ihnen spielen wollte, nur noch um wenige Minuten verzögerte.

Ich schlug ihnen vor, eine nach der andern möchte mit mir in ein reizendes Zimmer gehen, das am Gange lag und das sie bewundern sollten.

Sie schwiegen.

„Wie,“ sagte ich, „Sie überlegen da noch lange? Ich will einmal sehen, welche von Ihnen mich am meisten liebt. Wer mich lieb hat, der folge mir zuerst und überzeuge mich von seiner Zärtlichkeit! Das ist der größte Beweis, den sie mir von ihrer Liebe geben kann. Sie wird mir am meisten gefallen, und von ihr werde ich, solange ich lebe, am meisten halten.“

Mit diesen Worten ging ich auf das Zimmer zu.

Aber keine rührte sich.

Madame Renaud schmunzelte, die Fromme schlug die Augen nieder; keine konnte sich recht entschließen. Ich aber sah schon im voraus, daß diese vielleicht ganz neue Art des Genusses doch nach meinem Wunsch ausgehen werde.

„Ich merke jetzt,“ sagte ich, indem ich wieder zu ihnen trat, „daß Sie nicht soviel Liebe zu mir haben wie ich zu Ihnen, oder vielmehr, daß eine jede sich vor der andern schämt, ihren

Eifer, meinem Wunsch zu willfahren, zu zeigen. Immer noch hält Sie ein kleiner Rest von Scham zurück, aber ich kann keiner von Ihnen den Vorrang einräumen. Unserer Übereinkunft gemäß, die ich stets beobachten werde, sind Sie mir beide gleich teuer und lieb . . .

Nun gut, möge das Los entscheiden! . . . Hier ist ein Alphabet, die, deren Buchstabe dem A am nächsten steht, soll mir folgen, die andere aber wird geduldig auf ihre Rückkehr warten und dann mit mir das Zimmer ansehen.“

Ich gab ihnen nun das Alphabet und eine Nadel, durch die das Los entscheiden sollte.

Ihre Hände blieben so ruhig wie ihre Zungen.

Nun nahm ich wieder zu Liebkosungen meine Zuflucht, ich bat inständig, und alsbald redete Madame Renaud ihre Nachbarin an:

„Liebe Freundin, es ist einmal eingesehen und man muß austrinken . . . Das bißchen Scham wird sich bald verlieren. Machen Sie es wie ich, ich will es wagen! . . .“

Mit diesen Worten stach sie in das Alphabet und traf das F. Ich wünschte ihr zu diesem bedeutungsvollen Buchstaben Glück und reichte das Blatt des Schicksals der Frommen.

Allein ihr mußte man fast die Hand führen, und erst nach ängstlichem Zittern fuhr die Nadel in eine Karte, auf der das C stand.

Sie traf also das Los, zuerst mit hinaus zu gehen.

Beide Frauen erröteten zugleich, die eine aus Scham, die andere aus Verdruß.

Zum Trost für den kleinen Aufschub umarmte ich die gute Renaud und bot der Frommen, die sich noch, aber nur schwach, sträubte, den Arm.

Ihre Knie wankten, und es dauerte geraume Zeit, bis sie in das Zimmer gelangte, wo sie sich sogleich auf ein Sofa niedersinken ließ.

Da ich wußte, daß noch ein Geschäft auf mich wartete, verlor ich keine Zeit und fing auf der Stelle mit der Unterzeichnung unseres Friedens an.

Dies rief Madame Michelin wieder ins Leben zurück.

„Wie, Herr Herzog, es ist also doch kein Spaß?“ rief sie ganz erstaunt. „Ich glaubte, es wäre nur ein Scherz . . .“

„Kann man denn auch scherzen, wenn man liebt?“ unterbrach ich sie, und ohne weiter ein Wort zu verlieren, machte ich meine Sache so gut, daß sie selbst gar bald gewahr wurde, daß hinter dem Scherz doch auch ein wenig Ernst steckte . . .

Ich kannte meine Fromme nur zu gut und wußte, daß sie sich nach kurzem Sträuben dem gegenwärtigen Augenblick ganz hingeben werde. Er schien ihr aber ebenso köstlich zu sein wie die früheren Zusammenkünfte, und sie vergaß ganz ihre Freundin, die das Ende unserer Unterhaltung mit Ungeduld erwartete.

Ich hatte ihr aber mein Ehrenwort gegeben, sie ebensogut zu behandeln und hielt es für Zeit, Madame Renaud nun auch die Schönheiten dieses geheimnisvollen Zimmers sehen zu lassen.

Aber die Fromme fühlte sich hier nun einmal so wohl, daß sie gar keine Lust verspürte, hinauszugehen, und ihre Augen verrieten mir, daß, wenn man doch einmal einen Fehler begangen hat, man vor einer Sünde mehr oder weniger nicht mehr zurückschrecken darf. Ich hätte ihr das auch gern glauben mögen, wenn nur nicht Madame Renaud in dem andern Zimmer gewesen wäre.

Es war mir aber, als hätte beim Fortgehen meine Fromme etwas verdrießlich gesagt: „Freilich, das ist nicht mehr als billig . . .“

Ich setzte Madame Michelin neben ihre Freundin nieder und nahm dafür diese wieder bei der Hand.

„Mich sollen Sie nicht erst lange bitten. Wenn man ein so

gutes Vorbild hat,“ sagte sie und deutete auf Madame Michelin, „so darf man keine weiteren Bedenken mehr haben.“

Sprach's und sprang lachend in das Zimmer, wo sie noch hinzufügte:

„Wirklich, lieber Herzog, ich komme nur hierher, um mich über Sie lustig zu machen, denn was werden Sie mir jetzt noch zu sagen haben . . . ? Um die Fromme zur Überzeugung zu bringen, haben Sie sich so sehr anstrengen müssen, daß es wohl das beste ist, wenn Sie es bei mir mit einem weisen Schweigen gut sein lassen . . .“

Der Scherz ärgerte mich, und im Augenblick zeigte ich ihr, daß ich für meine Freunde immer noch ein paar Gedanken bei der Hand hatte und ihr auf keine Frage eine Antwort schuldig zu bleiben brauchte.

Meine kräftige Rechtfertigung versetzte Madame Renaud in solche Verwunderung und Freude, daß sie nur durch entzückte Bewegungen, die ihre ganze Zufriedenheit mit mir ausdrückten, darauf antworten konnte und, ehe wir in das andere Zimmer zurückkehrten, einmal über das andere ausrief: „Welch ein Mann!! Welch ein Mann! . . . Es ist zum Staunen! . . . Wie viel mal glücklicher müßte man erst mit ihm sein, wenn er einem auch noch treu wäre! . . .“

Vergnügt kam sie wieder zu der Frommen und machte ihr wohl hundert allerlei witzige Bemerkungen.

„Nicht wahr,“ sagte sie, „Sie glauben, daß Sie die Redegewandtheit des Herrn Herzog gänzlich erschöpft haben . . . ? Haha, da irren Sie sich! Einem Genie wie ihm, fehlt es nie an Stoff, und das Ende der Unterhaltung ist genau so geistreich wie ihr Anfang . . .“

Das Gespräch wurde lebhafter und man fand Gefallen an diesem freien Ton.

Madame Michelins Gesicht klärte sich auf, und ich war von



Herzen froh, daß sich nun doch endlich die Eintracht wieder bei den beiden Frauen einstellte.

Wir verabschiedeten uns und versprachen, diese Zusammenkunft bald wieder abzuhalten und besonders mit der frohen Laune wiederzukehren, mit der wir diesmal auseinandergingen . . .

„ . . . kann bleibende Lieb' nicht bewahren . . . “

Um diese Zeit, da ich mitten im Vergnügen schwamm, verlor ich meinen Vater, der am 10. Mai 1715 starb. Er war schon ein bejahrter Greis. Der Kummer, den mir sein Tod bereitete, war so gering, daß er von dem Vergnügen, das ich über meinen mir nun zufallenden Reichtum empfand, mit leichter Mühe verscheucht wurde.

Er hinterließ mir seine Angelegenheiten in der größten Unordnung; auf der Erbschaft lasteten bedeutende Schulden, und ich stand einem Labyrinth von Prozessen gegenüber, worin mich die Pächter nur um so mehr irrezuführen suchten, als sie dabei auf ihre Rechnung zu kommen dachten.

In jugendlichem Alter trat ich ein sehr reiches Erbe an und bewunderte die Klugheit des Kardinals, meines Großheims, der die Einrichtung getroffen hatte, daß ich in den ungeschmälernten Besitz der Herzogtümer Richelieu und Fronsac, der Herrschaft Ferté-Bernard und anderer sowie des Salzbergwerkes zu Hierre-en-Trouage gelangte.

Mein Vater, dessen Vermögen in den Händen der von seinen Gläubigern bestellten Verwalter lag, wäre genötigt gewesen, diese Herrschaften zu verkaufen, und würde das Geld wieder verschwendet haben, denn die größten Summen liefen ihm in kurzer Zeit durch die Finger. Ohne sich Ehre zu machen, hatte er sich zugrunde gerichtet.

Habe ich von ihm den Geschmack für das weibliche Geschlecht geerbt, so ist er durch mich wenigstens etwas veredelt worden.

Mein Vater warf sich den Weibern beinahe immer betrunken in die Arme und vertat alles mit diesen Liebeshändeln, deren sich ein Pair von Frankreich eigentlich hätte schämen sollen.

Es gibt aber Leute, die die Kunst verstehen, ihr Vermögen zu verschleudern, ohne überhaupt zu wissen, wodurch und wozu. Sie begehen Torheiten genug, aber doch keine, die groß genug wäre, daß man sie als den eigentlichen Grund ihres Ruins ansehen könnte.

Zu dieser Klasse Menschen gehörte mein Vater.

Er hatte von seinem Vater den unermeßlichen Nachlaß des Kardinals Richelieu geerbt, in den aber schon eine ziemliche Lücke eingerissen war, und nach und nach bald alle Güter dieser Erbschaft verkauft. Und doch war er nie gezwungen, irgendwelchen kostspieligen Aufwand zu betreiben; er besaß keine Befehlshaberstelle in der Armee, nur Mangel an Ordnung, allzu großes Verlassen auf die Pächter, die sich auf seine Kosten bereicherten, und sein grotesker und teurer Geschmack, der alle Tage auf etwas anderes verfiel, führten seinen finanziellen Zusammenbruch herbei, dessen Nachwehen er noch lange nachfühlen mußte, und die bei seinem Tod meine verliebten Eroberungen mit einem Male jäh unterbrachen.

Mit größter Sorgfalt verwandte ich nun meine ganze Zeit auf die Entwirrung dieses Chaos, was mir herzlich wenig Spaß machte. Ich wurde allerdings für dieses Opfer entschädigt, sobald ich etwas fand, was zur Vermehrung meiner Erbschaft diente. Denn mich beherrschten alle Begierden eines Erben und das Verlangen nach Glanz, das noch jederzeit mein Geschmack war.

Ich widmete mich der sauren Arbeit, um nur einen klaren Einblick in die wahre Sachlage zu bekommen, über die man

mit aller Gewalt Dunkelheit verbreiten wollte. Bei dieser Untersuchung über den Verfall der Güter meines Vaters, wobei ich einsah, wie sehr die Veräußerung der einzelnen Güter meine Erbschaft vermindert hätte, konnte ich nicht genug die weise Einrichtung des Majorats segnen. Es war ohne Zweifel das Beste, was man zur Aufrechterhaltung der großen Häuser tun konnte, und ohne dieses Gesetz würde vielleicht nicht mal mehr die Hälfte der alten Familien bestehen*).

Es stand freilich in meiner Macht, als Erbe die Schulden meines Vaters unbezahlt zu lassen, aber ich hielt es unter meiner Würde und meiner Ehre zuwiderlaufend, wenn ich auf diese Weise Lieferanten und Kaufleute um ihre gerechten Forderungen und alte Diener um die Legate ihres Herrn gebracht hätte.

Nach meiner Überzeugung muß ein großer Herr etwas für das Andenken seines Vaters tun, und obgleich ich das Geld liebte, war es mir doch angenehmer, mich eines Teiles zu berauben, als mir solche beschämenden Vorwürfe machen zu müssen.

Mit diesem Wirrwarr von Geschäften brachte ich einige Zeit zu, endlich aber wachte der Geschmack am Vergnügen, den die Gewinnsucht nur betäubt hatte, wieder mehr denn je in mir auf.

Mein Verlangen, mich an der Herzogin zu rächen, hatte sich abgekühlt, und angetrieben von unserer Freundschaft, die nie erloschen war, kehrte ich wieder zu ihr zurück.

Sie war ein Engel von Weib; meine Beleidigungen vergaß sie sofort wieder und ertrug meine Torheiten stets mit Nachsicht.

Sie empfing mich aufs beste, nahm freudigen Anteil an dem

*) Erst das Jahr 1848 hob endgültig die Fideikomisse in Frankreich auf, während sie schon unter der großen Revolution beseitigt, aber von dem Kaiser Napoleon wieder errichtet worden waren. In der Tat ist seit 1848 der französische Hochadel sehr rasch verarmt und auch den Nachkommen des Marschalls von Richelieu ist nur ein schwacher Schimmer des einstigen Glanzes geblieben.

mir zugefallenen Erbe, gab mir den Rat, es ja nicht wie mein Vater zu verschwenden, und wir schieden als die besten Freunde voneinander.

Von ihr ging ich zu Madame Michelin.

Sie kam mir recht verändert vor, war aber doch sehr froh, mich wiederzusehen. Sie erzählte mir, daß sie krank gewesen wäre und schrieb die Schuld daran den allzu lebhaften Schmerzen und Freuden zu, die ich ihr verursacht hatte.

Ich bat sie um die Erlaubnis, Madame Renaud besuchen zu dürfen, und bemerkte beim Fortgehen eine auffallende Veränderung in ihren Gesichtszügen.

Madame Renaud warf sich mir an den Hals, als sie mich erblickte, und ohne mir einen Vorwurf wegen meines Stillschweigens auf drei oder vier Briefe, die sie mir während meiner Abwesenheit geschrieben hatte, zu machen, gab sie sich ganz der Freude über meine Rückkehr hin.

Es ist wahr, Stil und Handschrift dieser guten Frau waren so jämmerlich, daß ich mir nicht die Mühe machen wollte, ihre Briefe zu lesen; wußte ich doch jedesmal ihren Inhalt im voraus.

Man kann sich leicht denken, daß sich eine so sensitive Frau nicht mit leeren Freundschaftsbeteuerungen begnügte, und daß es weit eingehenderer Mittel bedurfte, um sie zu überzeugen.

Als der erste Rausch vorüber war, fragte ich sie, ob sie seither mit ihrer Nachbarin in gutem Einvernehmen gelebt hätte. Sie sagte mir, es sei alles gut abgelaufen, nur bemerke sie seit einiger Zeit in Madame Michelins Charakter eine auffallende Veränderung, die ihrer Meinung nach von einem Kummer herrühren müsse, der in ihrem Innern nage, und sie glaube sich nicht zu irren, wenn sie meiner geteilten Liebe die Schuld daran zuschreibe.

Auch ihr selbst, versicherte sie mir, mache diese Trennung viel Leid, aber sie hätte schon ihren Entschluß gefaßt, und ihre

Nachbarin solle es auch so machen, denn da man mich nicht anders besitzen könnte, so müsse man sich eben in meinen Willen fügen.

Diese Mitteilungen machten mir Madame Michelin noch teurer, und ich ging wieder zu ihr hinunter, um sie in meine Wohnung einzuladen.

Ich fand sie in Gedanken versunken und bat sie, mich am Abend auf meinem kleinen Zimmer zu besuchen.

Sie seufzte, versprach zu kommen.

Ich hatte das Rendezvous auf sieben Uhr festgesetzt und war zur bestimmten Stunde anwesend, aber es schlug bald acht, als erst Madame Michelin kam.

Ich sagte, als Rache für ihre späte Ankunft wollte ich sie zweimal mehr umarmen als sonst.

Sie hätte, versicherte sie mir, nicht früher kommen können, weil ihr Mann nicht ausgegangen wäre, und nur unter dem Vorwand, sie wolle ihr Abendgebet in der Kirche verrichten, hätte sie mir ihr Wort halten können. Dabei liefen ihr die Tränen übers Gesicht, und ich hielt es für nötig, sogleich ein Mittel zu ersinnen, um sie wieder abzutrocknen. Ganz wider ihre Gewohnheit wagte sie auch nicht die geringste Gegenrede, gab meinen Bitten nach und überließ sich mir ohne Sträuben.

Ich sah sogar, wie sie sich Mühe gab, das Vergnügen zu erhaschen, dem sie sonst aus dem Wege ging, und das sie trotz aller meiner Versuche nicht in ihre Gewalt bekommen konnte.

„Ach, es ist vorbei! . . . Ich bin unglücklich! . . .“ waren die einzigen Worte, die ihr entschlüpfen.

Ich suchte ihre Ursache zu erfahren, aber es war vergebens, und da sie nun wieder nach Hause mußte, war ich gezwungen, sie gehen zu lassen, ohne ihr Geheimnis zu ergründen . . .

Doch ich dachte, die Überlegung hätte ihr das Vergnügen verdorben und zerbrach mir auch nicht weiter den Kopf damit.

Der Strudel der Welt, der mich, seit ich Herzog von Richelieu geworden, immer mehr fortriß, lenkte mich auch allmählich von diesen beiden Frauen ab, die mir bereits auf die Dauer etwas lästig wurden.

Madame Renaud insbesondere belästigte mich mit Briefen, die mich keineswegs mehr zu ihr zurückführten. Doch warf mich bisweilen die Gelegenheit wieder in ihre Arme, und ich verließ sie jedesmal mit dem festen Vorsatz, nicht mehr wiederzukommen.

Bei Madame Michelin jedoch, die mir viel anziehender war, loderten die noch glimmenden Begierden hin und wieder doch noch zu hellen Flammen empor.

Seit langem konnte sie keine passende Gelegenheit ausfindig machen, um mich in meiner kleinen Wohnung zu besuchen, oder sie hatte sich wenigstens dieser Ausrede bei mir bedient. Da ich aber so sehr auf einen Besuch drängte, bestimmte sie schließlich doch einen Tag dazu.

Mit dem Glockenschlag war ich da, und sie stellte sich diesmal auch viel pünktlicher als sonst ein. Ich wollte mit einer verliebten Erklärung beginnen, aber sie fiel mir ins Wort, bat mich flehentlich, mich niederzusetzen und sie einen Augenblick anzuhören.

„Herr Herzog,“ begann sie, „von dem Augenblick an, da ich Sie zum erstenmal sah, liebte ich Sie auch.“

Ich lebte glücklich mit meinem guten Mann zusammen, der mich für die Liebe, die er mir nicht gewähren konnte, durch tausend Gefälligkeiten entschädigte, die eine brave Frau nicht ohne Erkenntlichkeit annehmen darf.

Zärtlichste Freundschaft trat an Stelle der Liebe.

Die religiösen Pflichten, die ich mit größter Inbrunst und Gewissenhaftigkeit erfüllte, genügten meinem Herzen, dessen Bedürfnis es war, einmal zu lieben.

Sie wissen selbst am besten, durch welchen Zufall ich Ihre Bekanntschaft machte.

Ich ging täglich zur Kirche, um mich mit Gott nach meiner Gewohnheit zu unterhalten und wurde nicht gewahr, daß mich das Verlangen, Sie zu sehen, dorthin trieb . . .

In diesem Zimmer, von Ihnen bezaubert, umging ich zum erstenmal die heiligen Pflichten. Dieses Vergnügen — es war das erste, das ich wirklich genoß, besiegte mich, ich will es Ihnen nicht verheimlichen, so sehr, daß ich nicht mehr imstande war, über meine Verirrung nachzudenken.

Kam mir auch zuweilen die Erinnerung an mein früheres Leben wieder ins Gedächtnis, so entfernte doch gleich das viel mächtigere Andenken an Sie die Reue . . . An dem Tage, da ich zu meinem Unglück Ihre Untreue entdeckte, kehrte ich zur Vernunft zurück und hielt mir einen Spiegel vor Augen, in dem ich mir alle meine Fehler zeigte.

Nun glaubte ich, wenn ich mich nicht von neuem betören ließe, könnte ich die Gewissensbisse, die mich quälten, noch verbannen, aber anstatt glücklicher zu werden, wurde ich nur noch viel sündiger . . . Sie müssen sich noch erinnern, daß ich Ihren Begierden kein Hindernis in den Weg legte, als wir das letztemal an diesem Ort uns trafen. Ich hoffte, daß das Vergnügen, das ich stets bei Ihnen genoß, mich mit fortreißen sollte . . . Ach vergebens . . . Die Lust flieht mich, und ich fühle nur zu sehr, daß sie nimmermehr zu mir zurückkehren wird . . . Meine Gesundheit wird von Tag zu Tag schwächer, ich erliege der Marter und wünsche nur, daß Sie Gott nicht länger ein Herz streitig zu machen suchen, das ihn um nichts als um Barmherzigkeit anflehen darf . . . Zum letztenmal gehöre ich heute Ihnen, wenn der Genuß eines seufzenden Weibes Sie noch reizen kann, und morgen werfe ich mich vor dem Altar nieder, um meine Verirrungen zu beweinen und den Himmel um Vergebung meiner Sünden zu bitten . . .“

· Diese Jeremiade machte mich eine Zeitlang stutzig. Als ich

aber wieder zu mir kam, sah ich ein, daß die Eifersucht zu dieser Bekehrung wohl den meisten Anlaß gegeben hatte, und versprach ihr, mit Madame Renaud, deren ich schon lange überdrüssig war, zu brechen und ihr meine ganze Zeit zu widmen.

Sie hatte eine fromme, schmachtende Miene, die meine Begierden entflammte, und ich fand keinen Widerstand, sie zu befriedigen.

Aber meine Fromme war nicht mehr die alte. Ihre Sinne schwiegen, meine Liebkosungen ermüdeten sie, und Tränen waren alle Erwiderungen meiner zärtlichsten Liebesbeweise . . .

Das ganze Beisammensein hatte durchaus nichts Verlockendes für mich, und ich ließ Madame Michelin gerne wieder nach Hause gehen.

Sie nahm meine Hand, küßte sie, wünschte mir ein dauerndes Glück und sagte seufzend, sie würde nicht mehr lange leben . . .

Ganz traurig gestimmt, ging ich fort und eilte zu meiner Herzogin, wo ich die bezaubernde Prinzessin von *.* traf.

Ihr ausnehmend schöner Wuchs, Zähne wie Perlen, und die Stimme einer Harmonika rissen mich bald aus dem Nachdenken, in das ich versunken war. Der Trübsinn wich und ein neues Vergnügen goß seinen Balsam auf meine Sinne.

Ich suchte der Prinzessin den Hof zu machen. Man spielte, und ich wurde ihr Ratgeber, mischte ein paar Galanterien dazwischen und wurde, wie es schien, gütig angehört.

Sie lächelte oft, meine Einfälle belustigten sie, und ich schloß daraus auf eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft.

Leider war das Spiel viel zu bald für meine Wünsche zu Ende.

Die Prinzessin, die bei der Herzogin von Maine zu Abend speisen sollte, konnte die Einladung meiner Herzogin, die sie dringend bat, ihr Gesellschaft zu leisten, nicht annehmen. Ich sah sie ungern fortgehen und fühlte mich so niedergeschlagen, als ob ich eben erst einen wertvollen Gegenstand verloren hätte.

Da aber die Herzogin nicht merken sollte, welchen Einfluß die Prinzessin auf mich ausgeübt hatte, nahm ich meine ganze Munterkeit zusammen, was mir, ich gestehe es, viele Mühe kostete.

Ich wünschte mit der Herzogin allein zu bleiben, aber Frau von Luynes und Herr von Gontault, die nirgends versagt waren, blieben zum Abendessen da.

So mußte ich mein Unglück mit Geduld ertragen. Doch hatte ich wenigstens das Vergnügen, von der Frau, die ich liebte, reden zu hören. Gontault, der in sie verliebt war, konnte sie nicht genug loben. Mich kostete es viele Mühe, nicht zu verraten, daß sie auch mir gefallen hätte.

Frau von Luynes sagte, sie beklage die Prinzessin, daß sie einen Mann habe, der ihrer Liebe gar nicht entspräche. Die ganze Welt meine, er lebe mit ihr in schönster Eintracht, und in der Tat besitze er auch ganz das Äußere eines liebenden Mannes. In Wirklichkeit aber sei er in eine Madame d'Ornano, eine stolze, herrschsüchtige Frau, verliebt und ganz in ihren Banden. Dieser Geliebten zu Gefallen erfülle er seiner Gattin keine einzige der ihr schuldigen Pflichten, was die Prinzessin, die ihren Mann anbete, nicht im geringsten verdiene.

Gontault, der ebenso begierig darauf war, diese Geschichte, die er auch nicht kannte, zu hören, bat Frau von Luynes in ihrer Erzählung, die ihn sehr interessiere, fortzufahren. Er kam mir darin zuvor, die Herzogin und ich vereinigten unsere Bitten mit der seinigen, und Frau von Luynes, die nichts sehnlicher wünschte, als sich der Unterhaltung allein zu bemächtigen, und welche die Prinzessin aufrichtig liebte, befriedigte sogleich unsere Neugierde.

„Es ist mir jederzeit ein sehr großes Vergnügen,“ begann sie, „wenn man mir Gelegenheit gibt, meiner lieben Hortense, wie sie vor ihrer Vermählung mit dem Prinzen von * * hieß, eine Lobrede zu halten.“

In meinem Leben habe ich keine liebenswürdigere und anziehendere Frau kennen gelernt. Ihr Unglück ist nur, daß sie ein für die Liebe zu empfindliches Herz besitzt, diese Sentimentalität vielleicht zu sehr aus Romanen geschöpft hat und mit einem frostigen Menschen vermählt wurde, der die Liebe, die sie für ihn hegt, zurückweist. Zu allem Unglück habe ich zu dieser Ehe beigetragen und mache mir heute noch Vorwürfe darüber.

Meine Hortense verlor ihre Mutter noch vor dem fünfzehnten Jahr, und ihr Vater, der sie von Herzen liebte, ließ sie nicht von seiner Seite; er wollte selbst über die sorgfältige Erziehung, die sie genoß, wachen.

In kurzem sprach man schon von nichts als von ihrer Klugheit und Schönheit. Die Marschallin von Villeroi wollte ihr einen Verwandten ihres Mannes als Gemahl aufdrängen, die Marschallin von Villars sprach von dem kleinen Grafen von Clermont, kurz, der Vater war verlegen, wen er wählen sollte.

Damals öffnete mir Hortense ihr Herz und bat mich, ihm zu sagen, daß sie nur auf die Stimme ihres Herzens zu hören wünsche. Ihr Vater, der ganz und gar für sie lebte, schwor ihr, sie nicht zu zwingen und zu warten, welchen Mann ihr Herz wählen würde.

Auf einem Ball, den ich gab, sah sie nun der Prinz von * *. Sie kennen ihn, er ist von großer Statur, wohlgebildet und besitzt einen ganz sanften Charakter.

Hortense tanzte mehrmals mit ihm und fand in ihm den Mann, der bestimmt war, ihrem Herzen Liebe einzuflößen. Ein paar Gefälligkeiten, die er ihr vor anderen erwies, nahm sie für eine förmliche Liebeserklärung an, und es bedurfte nichts mehr, um ihre jugendliche Phantasie zu erhitzen.

Dieser Verehrer schien ihr der vollendetste Mann zu sein, er erinnerte sie an alles, was sie je gelesen hatte, und der Vergleich fiel jedesmal zugunsten des Prinzen aus.

Sein frostiges Wesen nahm sie für Schüchternheit, seinen Blick, der von Natur schmachtend war, für Empfindsamkeit; kurz, die Phantasie meiner kleinen Hortense verlieh diesem neuen Liebhaber Reize und Eigenschaften, die er gar nicht besaß.

Sie waren beide musikalisch, und man wurde einig, daß, wenn es der Vater erlaube, er von Zeit zu Zeit kommen und mit ihr musizieren sollte.

Der Prinz ist ganz dazu geschaffen, überall gut aufgenommen zu werden. Die Einwilligung von Hortensens Vater war deshalb auch nicht schwer zu erlangen, und der Prinz benützte es, um Hortense fleißig zu begleiten. Der Zufall war so günstig, daß ich mich darauf verlassen konnte, so oft sie zu mir kam, auch den Prinzen bei mir zu sehen.

Es vergingen mehrere Monate, während deren der Prinz durch seine fleißigen Besuche Hortensens Vater in der Anschauung bestärkte, daß er die Augen auf das Mädchen geworfen hätte. Freilich kam es nie mit ihm zu einer Aussprache, und doch war die Kleine sehr ungeduldig, daß er sich erklären möchte . . .

Sie öffnete mir ihr Herz, und ich sah, daß es völlig dem Prinzen gehörte.

Aus Freundschaft für Hortense wagte ich es, ihm auf den Zahn zu fühlen. Ich lobte meine Freundin über die Maßen, er stimmte mir in jeder Hinsicht bei, aber doch ging aus seinen Worten ziemlich klar hervor, daß er nicht Lust hatte, sich zu verheiraten.

Diese Erklärung fiel mir auf.

Da ich mir aber gleich wieder einredete, er suche nur seine wahre Gesinnung zu verbergen, so hielt ich es fürs beste, frei heraus zu sprechen. Ich sagte ihm also, die ganze Welt glaube, er liebe Hortense, ich selbst sogar bildete es mir ein, und die Kleine wäre ebenfalls dieser Anschauung. Er möchte mir doch ungeniert sagen, was wir von diesem Gerücht glauben dürften.

Seine Antwort fiel nicht sehr bestimmt aus, ich sah ihn in Verlegenheit und dachte, er wolle sich nicht verraten, weil er nicht wisse, ob auch der Vater und Hortense einwilligen würden. Ich nahm es auf mich, sie um ihr Jawort zu bitten.

Während wir uns noch so unterhielten, kamen die beiden. Nach dem ersten Höflichkeitsaustausch hielt ich es fürs beste, die Angelegenheit nun zustande zu bringen, da sie doch im Gange war. Hortensens Vater war schon durch sie selbst von ihrer Zuneigung zu dem Prinzen unterrichtet, und der gute Vater räumte selbst alle erdenklichen Schwierigkeiten aus dem Wege.

Die Vermählung wurde beschlossen, und eine der Bedingungen, die der künftige Gatte stellte, war, daß sie möglichst bald vollzogen werden sollte.

Hortense sah in diesem Verlangen nur Liebe und das schien ihr sehr zu schmeicheln.

Ich für meine Person aber war mit dem Wesen des Prinzen keineswegs zufrieden. Sein Ton war gezwungen, es war nicht Wahrheit, nicht die aufrichtige Freude einer Seele, die ihr Glück fühlt, und von diesem Augenblick an sah ich ein, daß er aus Schwachheit, nicht aus Liebe nachgab.

Ich verbarg diese Entdeckung vor Hortense, hoffte immer noch, daß ich mich täuschen könnte und wollte sie nicht kränken. Unterdessen zeigte der Prinz so wenig Eifer, daß ich nicht länger warten durfte, meine Freundin darauf aufmerksam zu machen. Ich wünschte, sie hätte mir in die Augen sehen können, aber das Vorurteil hatte sie geblendet, und seine so unangebrachte Kälte wurde ihm noch immer zum Guten ausgelegt.

Endlich wurde die Vermählung auf seinem Gute bei Paris gefeiert. Es war ein herrliches Fest. Die neue Prinzessin glich einer Rose, um die der laue Zephyr buhlen sollte; ihre Augen funkelten vor Freude, und so oft sie ihren Gemahl ansah, strahlte sie vor Wonne.

Er hingegen lief ganz gleichgültig fast immer allein in einem entlegenen Lustwäldchen herum. Seine junge Gattin, deren Herz ganz von ihm eingenommen war, wußte es so gut einzurichten, daß ihre Spaziergänge sie immer nach jenem Wäldchen führten, das den Gegenstand ihrer Wünsche verbarg. Aber sie wurde nicht wie eine Frau aufgenommen, von der man sich noch am selben Abend die höchste Glückseligkeit verspricht.

Ich muß nun von diesen wachen Träumen des Prinzen ein wenig sprechen. Wie ich Ihnen schon sagte, lebte er seit längerer Zeit mit Madame d'Ornano, einer der unersättlichsten Frauen, zusammen.

Sie wußte recht gut, daß der Prinz Hortense den Hof machte, aber seine Vermählung erfuhr sie erst zwei Tage vor der Brautnacht. Man kann sich ihre Wut darüber wohl vorstellen. Sie schrieb dem Prinzen, daß sie ihn durchaus sprechen mußte, und als er zur festgesetzten Stunde nicht kam, eilte sie zu ihm.

Er war gerade nicht zu Hause; und sie wartete auf ihn.

Als er kam, brach sie in Tränen und Vorwürfe aus, setzte Himmel und Hölle in Bewegung. Der Prinz war, wie wir schon wissen, ein schwacher Mensch.

Er suchte sich herauszureden; sagte, er wäre verführt worden, bekannte sich schuldig, schützte eine Menge Gründe vor, die ihn zum Altar führten. Es reute ihn; er jammerte, daß er sich hätte fesseln lassen, und er erhielt nicht eher Verzeihung, bis er geschworen hatte, auf Hymens Rechte völlig Verzicht zu leisten, da er zu der Heirat gezwungen worden wäre.

Er versprach das zu halten, und die Erinnerung an dies Versprechen, von dem man natürlich keine Ahnung hatte, war es, was ihn traurig und niedergeschlagen stimmte.

In dieser Nacht aber konnte er, von seinen Verwandten und von den Liebkosungen seiner Gemahlin bedrängt, nicht widerstehen, sein Bett mit ihr zu teilen.

Es war aber nicht Liebe, die die Rose brach, sondern ihn be-seelte ein anderes Gefühl.

Sechs Wochen lang mochte er so ungefähr ihr Gemahl gewesen sein, dann riß Madame d'Ornano wieder die Herrschaft an sich und zwang ihn, bei seiner Frau den Enthaltamen zu spielen.

Sie suchte ihn zwar wieder an sich zu fesseln, hütete sich aber wohl, aufdringlich zu werden. Er zeigte sich sehr zuvorkommend gegen sie, und wenn er sah, daß seine Gemahlin traurig zu sein schien, daß sie seinen Gram nicht zerstreuen konnte, jammerte er, er wäre der unglücklichste Mann der Welt, weil er seine gute Hortense nicht glücklich zu machen vermöchte.

Kurz, seine ganze Zärtlichkeit bestand in Worten, aber nie in Taten.

Seine Gattin, die ihn nun vielleicht desto mehr liebte, je kälter er gegen sie wurde, litt unter den Qualen der Eifersucht. Sie betete einen Mann an, der sogar die Hand, die sie an ihren Mund oder an ihr Herz drücken wollte, zurückzog. Selbst diese kleinste Gunstbezeugung wurde ihr, wenn auch stets sehr anständig, abgeschlagen.

Schließlich aber mußten ihre Sinne bei einem Mann verstummen, der ihr gegenüber so ruhig war. Sie bestrebte sich, zurückhaltend zu sein und genoß bei allem Schein des Glücks auch nicht den geringsten Anteil daran.

Eines Tages, als ihr Gemahl ausgegangen war, schlich sie in sein Zimmer.

Hier fiel ihr ein beschriebenes Blatt in die Augen, das, in winzige Stücke zerrissen, im Kamin lag. Sie war allein, und die Neugierde siegte über sie. Sie sammelte sorgfältig die kleinen Fetzen, ordnete sie und suchte sie zu entziffern.

Wie groß war ihr Schmerz, als sie sah, daß dieser Brief eine Frau zur Verfasserin haben mußte, die Anrecht auf ihren Gatten zu haben schien . . .

Was hatte sie denn verbrochen, daß sie nicht auch so glücklich war wie diese Nebenbuhlerin, die sie gar nicht kannte . . . ?

Die Vernunft kam ihr, leider zu spät, zu Hilfe.

Nachdem sie zwei Jahre lang geseufzt hatte, sah sie ein, sie müsse sich von einer Leidenschaft, die sie so stark beseelte, unbedingt heilen.

Sie schätzte ihren Gemahl, liebt ihn vielleicht noch sehr, aber sie sucht den zu tiefen Eindruck, der sie so lange unglücklich machte, allmählich zu verdunkeln. Deshalb besucht sie Gesellschaften und vertreibt sich so die Langeweile.

Trotzdem würde sie immer noch Verlangen genug in sich fühlen, ihrem Gemahl ein Herz zu übergeben, das wohl kaum für ihn zu schlagen aufhören wird . . .“

Während Madame de Luynes dies erzählte, wagte Gontault kaum zu atmen, und die Tränen standen ihm in den Augen.

Die Herzogin beklagte ihre Freundin, daß sie einen solchen Mann hätte, und auch ich stimmte dem Bedauern der Gesellschaft bei; insgeheim aber zog ich daraus eine gute Vorbedeutung für den Angriff, den ich auf sie zu machen gedachte.

Denn eine Frau, die ihren Mann innig liebt und von ihm vernachlässigt wird, ist schon halb erobert.

Am andern Tage besuchte ich wieder die Herzogin, fand aber meine Göttin nicht bei ihr. Sie wollte gerade in Gesellschaft gehen, und ich begab mich von da zu Madame Michelin.

Sie lächelte, als sie mich sah, aber ich fand sie außerordentlich verändert; ihre blühende Farbe war verschwunden, und der brave Michelin, der gerade kam, teilte mir seinen Kummer über die abnehmende Gesundheit seiner Gattin mit.

„Über meine Geschäfte könnte ich mich gerade nicht beklagen,“ meinte er, „es glückt mir alles, was ich unternehme, aber meine Frau muß einen geheimen Kummer haben, denn soviel Mühe ich mir auch gebe, ihren Wünschen zuvorzukommen,

so vermag ich doch nicht die Traurigkeit zu bannen, die sich ihrer bemächtigt hat. Sie hingegen sucht uns zu trösten,“ sagte er in rührendstem Ton, „sie habe keine Sorge auf dem Herzen! . . .“

Der gute Mann ließ uns allein, und ich fragte sogleich Madame Michelin, was sie denn hätte, daß sich ihr Mann so sehr über ihre Traurigkeit beklage.

„Und da können Sie mich auch noch fragen, Herr Herzog?“ antwortete sie ganz naiv, „Sie wissen ja alles, was vorgefallen ist! Ich darf und will Ihnen auch keine Vorwürfe machen, aber Sie sind schuld an meinem Vergehen. Ihr Benehmen gegen mich hat mich zur Buße bewogen. Mein Anteil an der Sünde ist viel größer, als mein Teil am Vergnügen war.“

Sie hielt inne, und seufzend fragte sie mich nach meinen neuen Zerstreuungen. Ich blieb eine Zeitlang bei ihr und sah, daß sie sich doppelte Mühe gab, heiter zu sein.

Doch sprach sie viel von Tugend, Religion und Strafen des Himmels, und als sie merkte, daß ich über ihre Predigt lachte, sagte sie, ich würde noch in meiner Unbußfertigkeit sterben.

Madame Renaud kam auch dazu.

Ich dachte mich an ihrem derben Humor wieder zu erholen, aber ich fand eine Frau, die von dem Zustand ihrer Freundin völlig durchdrungen war. Sie fing an zu weinen, als uns Madame Michelin ihr bevorstehendes Ende prophezeite.

Diese Weissagung nahm ich, wie man sich leicht denken kann, nicht für ernst und suchte ihre Vorstellungen vom Tode, die mich langweilten, zu zerstreuen. Als ich aber sah, daß alle Bemühungen vergebens waren, ging ich fort.

Schon lange war ich dieser beiden Liebschaften überdrüssig. Diese ewigen Gewissensbisse, diese verdoppelte Frömmigkeit, diese Traurigkeit, kurz, das alles bestärkte mich in meinem Vorsatz, nicht weiter an sie zu denken. Ich schwor, nie wieder

zu kommen und mich bei diesen beiden Weibern, die ich doch nicht mehr liebte, lebendig zu begraben.

Und gleichwie Merkur für kurze Zeit die Gestalt des Sosias annahm und sich dann wieder aufschwang zum Olymp, wo er sich mit Ambrosia entmenslichte, so hoffte auch ich mich in der Sphäre der himmlischen Prinzessin von *** von jenen beiden bürgerlichen Amouren wieder zu läutern.

Ludwig XIV. stirbt. Die Prinzessin * *

An jenem Tag verbreitete sich in Paris das Gerücht, daß sich das Befinden des Königs verschlimmert habe und man an seinem Aufkommen zweifle. Ich begab mich nach Versailles, wo man mir versicherte, daß er höchstens noch zwei oder drei Tage zu leben hätte. Keiner von denen, die dem Herzog von Orleans den Hof machten, war mehr um ihn. Man stellte sich schon auf die Seite der werdenden Macht, und der große König sah sich jetzt von seinen Dienern, die ihm alles zu verdanken hatten, verlassen. Selbst Frau von Maintenon hatte sich schon nach Saint Cyr zurückgezogen, und der Beichtvater Letellier war von seinem Kranken gewichen, um in Paris Kabalen zu spielen. Nur ein paar alte Offiziere bewiesen ihre Trauer, den König in so bedauernswerter Lage zu finden, aber so viele andere konnten es nicht erwarten, ihn am Ziel seiner Laufbahn zu sehen.

Endlich kam dieser Augenblick. Die Todesnachricht verbreitete sich bald in Paris und wurde überall mit Freude aufgenommen. Besonders der gemeine Mann ging in seiner schändlichen Ausgelassenheit so weit, daß er sagte, er sei nun von der größten Landplage befreit. Er tanzte und sang immerzu die plumpsten Spottlieder auf den toten König. Der Refrain flog von Mund zu Mund, und die Gärung war so allgemein, daß der Polizeiminister Argenson erklärte er könnte nicht für das Volk bürgen, wenn die Leiche des Königs durch Paris käme.

Den Freunden des Herzogs von Orleans kam dieser Haß des Volkes gegen Ludwig XIV. gerade recht. Sie sahen wohl ein, daß man den letzten Willen eines so wenig geliebten Fürsten auch wenig ehren würde, und sich also der Herzog von Orleans aller Rechte wieder bemächtigen könnte, in denen ihn der König so sehr beschränkt hatte.

Rechtschaffene Leute aber ärgerten sich darüber, daß das Volk alle die glänzenden Taten dieses großen Königs vergaß und sich in wildem Taumel der unverzeihlichsten Freude hingab.

Das immer übertreibende Volk, das sich beim Tod des größten seiner Herrscher so widrig benahm, weil es nur an den Augenblick dachte, vergaß mutwillig alles, was er geleistet hatte. Es erinnerte sich nicht mehr der Eroberung der Franche-Comté, eines Teiles von Flandern, der die Krongüter vermehrt, des beständigen Sieges, der seine Regierung verherrlicht hatte, und konnte man ihm auch eine vielleicht zu große Kriegslust vorwerfen, so mußte das Volk doch wieder zugeben, daß diese Kriegsliebe einen Turenne, Condé, Luxembourg, Catinat, Créqui, Boufflers, Vendôme und Villars geschaffen hat, Heerführer, deren Ruhm nie vergehen wird.

Welches Volk hat größere Seehelden aufzuweisen, als Duquesne, Duguay-Tourin, Tourville und Jean Bart es waren?

Welche Minister können sich mit einem Colbert und Louvois messen?

Folgte nicht mit unheimlicher Schnelligkeit ein großer Mann auf den andern?

Bourdaloue, Bossuet, Malisson waren die Zierden der Kanzel. Vauban befestigte die Städte.

Perault und Mansard erbauten Paläste.

Pujet, Girardon, Lepoussin, Lebrun, Lesueur schmückten sie mit Gemälden.

Lenôtre ging Hand in Hand mit ihnen in der Anlage von Gärten.

Ebenso fruchtbar war dieses denkwürdige Jahrhundert an Schöngeistern.

Corneille, Molière, Lafontaine, Boileau, Fénelon, alles unsterbliche Schriftsteller, werden ewig seinen Glanz verkünden.

Die Denkmäler, die man noch zu Ehren dieser Regierung errichten kann, werden vergehen. Versailles, Trianon, Marly, das Invalidenhotel werden nicht mehr sein, wenn die Werke dieser großen Männer noch der Nachwelt künden, daß es einst einen Louis Quatorze gab.

Noch kann ich nicht ohne Unwillen an die Gemeinheit denken, die das Volk bei dem Durchzug des königlichen Leichenzuges durch Paris an den Tag legte. Der Tod des verhaßtesten Tyrannen hätte ihm kein größeres Vergnügen bereiten können. Ihm gab man alle Schuld an den Niederlagen und an dem Unglück des Landes, sah seinen Tod als eine Wohltat des Himmels an.

Wenige Jahre des Mißerfolges hatten genügt, um alles zu zerstören. Das Volk fluchte seinem Andenken und beschimpfte den Sarg eines Königs, der Frankreich ewig Ehre machen wird, und den man nicht ohne schwere Bedenken für die Zukunft in die Gruft seiner Väter beisetzen konnte.

Um nicht Zeuge dieses widerwärtigen Schauspiels zu sein, das mich anekelte, verließ ich Paris.

Ich hatte erfahren, daß meine teure Prinzessin von * * bei der Marschallin Villars auf dem Lande weile, und von der Liebe angespornt, machte ich mich auf den Weg, sie zu suchen.

Sie müssen wissen, daß die Marschallin sehr für mich eingenommen war und große Freundschaft für mich hegte. Sie verbarg mir ihr Vergnügen, mich bei sich zu sehen, keineswegs, und ich wollte ihre Zuneigung auch ausnützen.

Die Prinzessin war weitläufig mit ihr verwandt und besuchte sie sehr oft. Ich nahm mir nun vor, der Marschallin den Hof

zu machen, um Gelegenheit zu bekommen, meine liebe Prinzessin nach Herzenslust zu sehen.

Die Marschallin war gerade nicht mehr jung, aber immer noch sehr liebenswürdig, und so konnte man ihr schon noch ein paar Augenblicke widmen.

Sie war erstaunt und zugleich erfreut, mich zu sehen. Meinen Besuch schrieb sie wohlweislich der Begierde, ihr meine Aufwartung zu machen, zu, und sie konnte mich gar nicht genug loben, daß ich sie so angenehm überrascht hätte.

Die Prinzessin ließ sich erst bei der Mittagstafel sehen. Sie war schon völlig angekleidet, und als sie mich erblickte, errötete sie, und ihre Farbe gewann dadurch noch mehr Lebendigkeit.

Aus diesem Anfang schöpfte ich eine gute Vorbedeutung und wartete nur auf den Augenblick, da ich mit ihr allein sein könnte.

Es dauerte eine Weile, bis er kam. Endlich aber ging sie allein in den Garten und bog in eine Allee ein, die seitwärts vom Schlosse abschwenkte.

Sofort eilte ich ihr nach.

Anfangs drehte sich unsere Unterhaltung um ganz nebensächliche und alltägliche Dinge, dann aber gestand ich ihr meine Liebe.

Sie nahm meine Erklärung ohne Unwillen an. Die Marschallin, die beständig soviel Gutes von mir sprach, hatte ihr Herz schon im voraus zu meinem Vorteil umgestimmt, und ich sah wohl ein, daß sie nicht so grausam sein würde, wenn ich mir einige Mühe geben wollte.

Aber ich hatte mich doch etwas verrechnet.

Denn hatte auch die Prinzessin anfänglich meine Wünsche wohlwollend angehört, hatte sie sich im ersten Augenblick ganz dem Vergnügen hingegeben, das sie empfand, in meiner Gesellschaft zu sein, so gab ihr doch die Überlegung, als sie wieder allein war, Waffen in die Hände, um mir Widerstand zu leisten.

Am andern Tage hatte ich wieder Gelegenheit, mit ihr allein

zu plaudern. Ihre Aufrichtigkeit, ihr freimütiges Wesen, alles das vergötterte sie in meinen Augen, jedoch sie machte keinen Gebrauch von diesen Waffen und hielt es für besser, einen Mann, der ihr gefährlich vorkam, von sich fernzuhalten.

Zu meinem größten Schmerz erfuhr ich noch am selben Abend, daß sie wieder nach Paris zurückgekehrt wäre.

Die ganze Nacht hindurch konnte ich fast kein Auge zutun. Die Aufregung über ihre Flucht war zu groß, um mich schlafen zu lassen. Ich verfluchte und verwünschte ihre plötzliche Abreise, die alle übrigen wie mich in Verwunderung versetzt hatte, und mein erster Gedanke war, ebenfalls nach Paris abzureisen.

Indes hielt mich schon die Achtung zurück, die ich der Marschallin schuldig war, denn ich konnte nun nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln. Der Abend meiner Ankunft hatte mich schon davon überzeugt, und da ich es durchaus nicht mit ihr verderben durfte, da die Freiheit, meine Prinzessin zu sehen, davon abhing, so blieb ich die versprochenen acht Tage noch da.

Sie wurden mir aber zu Jahrhunderten.

Endlich ging die Zeit zu Ende. Die Marschallin, die ganz entzückt von mir war, wollte meine Anwesenheit verlängern, aber ich schützte so dringende Geschäfte vor, daß sie mich doch nicht mehr länger halten konnte.

Mein erster Besuch in Paris galt der Herzogin.

Das Glück war mir nicht so günstig wie beim ersten Male, denn die Prinzessin war nicht da. Die Herzogin war noch immer meine beste Freundin, und obwohl ich vor Ungeduld brannte, etwas von meiner Prinzessin zu hören, verweilte ich doch gerne ein paar Augenblicke bei ihr.

Ich suchte das Gespräch allmählich auf ihre Freundin zu lenken und erfuhr, sie wäre des Pariser Lebens überdrüssig und hätte ihren Gemahl ersucht, eine Zeitlang mit ihr auf sein Gut in Anjou zu ziehen.

Diese Mitteilung machte mich ganz bestürzt; als ich aber hörte, daß der Herr Gemahl keine Lust hätte, Paris zu verlassen, beruhigte ich mich sogleich wieder. Sie sagte mir auch noch, die Prinzessin würde bei ihr zu Abend essen, und sie lud mich ein, dazubleiben; eine Einladung, die ich, wie man sich wohl leicht denken kann, recht gern annahm.

Meine Gegenwart machte wieder den nämlichen Eindruck auf sie. Sie errötete, als sie mich sah; die Unterhaltung war sehr munter, und das Verlangen, zu gefallen, trieb mich an, alle Mittel aufzubieten, um ihr Interesse zu erwecken.

Es gelang mir vortrefflich, ich lenkte die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf mich und sah, daß die Prinzessin sich über die Schmeicheleien freute, die mir gesagt wurden. Man teilt den Ruhm mit dem, den man liebt. Selbst die Herzogin war wie berauscht vor Freude, und wäre ich mit ihr allein gewesen, so hätte gewiß die Liebe alle Pläne einer platonischen Freundschaft zunichte gemacht.

Im Scherz ergriff ich die Hand der Prinzessin und raubte ihr einen kleinen Ring, den sie trug. Anfangs war sie etwas betroffen darüber, aber bald las ich Verzeihung auf ihrem Gesicht.

Ich drückte ihr die Hand, bediente mich aller Mittel der Liebe, und die ließ mir alles hingehen.

Nun bat ich sie leise um die Erlaubnis, sie besuchen zu dürfen.

Sie schwieg, und ich hielt das für eine Zusage, der ich mich auch schon am nächsten Tage bediente.

Die Marschallin Villars schrieb mir — so günstig war mir mein Stern — ich möchte mich zu der Prinzessin begeben, an die sie ebenfalls geschrieben hätte, um sie wieder zu einem Besuch bei ihr auf dem Lande zu bewegen, und beauftragte mich, sie zu begleiten.

Man kann sich denken, wie angenehm mir dieser Auftrag war.

Ich fand den Prinzen bei seiner Gemahlin im Zimmer. Er

war seiner täglichen Gewohnheit gemäß gekommen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Drei-, viermal umarmte er sie in meiner Gegenwart und sagte: „Meine Hortense, mein Alles.“

Aber seine Miene war so kalt, daß sie schlechterdings nicht zu seinen Worten paßte. Die Langeweile gähnte einem aus seinem Gesicht und aus seinen Handlungen entgegen. Trotz eines sehr vorteilhaften Körperbaus und schönen Ebenmaßes der Glieder besaß er doch wenig von der Geschmeidigkeit, die er hätte zeigen sollen. Seine milzsüchtige, menschenfeindliche und unerklärliche Moral beeinflußte seinen ganzen Körper.

Ich überreichte ihm den Brief der Marschallin, und bald rief er freudig: „Das ist ja trefflich! Sie müssen unbedingt hingehen. Sie wollten aufs Land, meine liebe Kleine, und da zeigt sich mit einem Male eine Gelegenheit, die Sie benützen müssen. Das ist mein Rat . . .“

Es war auch der meinige, und der Prinz, der am liebsten nur ganz kurze Besuche machte, überließ es uns, den Tag der Abreise zu bestimmen.

Ich ließ der Prinzessin deutlich genug mein Verlangen, sie zur Marschallin zu begleiten, merken, aber sie war sehr zurückhaltend und sagte, sie wisse noch nicht, ob sie von dieser Einladung in der nächsten Zeit Gebrauch machen werde. Mit unendlicher Gewandtheit verstand sie auch dem unbedeutendsten Wort auszuweichen, das die Unterhaltung irgendwie auf das Thema der Liebe bringen konnte. Zwar zeigte ich ihr den Ring, der jetzt an meinem Finger prangte, aber sie sagte nichts dazu, und ich hatte nur erst ganz oberflächlich von meiner Liebe sprechen können, als sie Besuch erhielt.

Acht Tage hintereinander kam ich zu der Herzogin, ohne indes meine Prinzessin zu treffen.

Die Herzogin schien mit diesen fleißigen Besuchen sehr zu-

frieden zu sein, allein so vergnügt sie war, so wenig konnte ich es sein.

Mehr als einmal war ich in der Wohnung der Prinzessin gewesen und hatte immer den Bescheid bekommen, daß sie nicht zu Hause wäre. Ich sah nun, daß sie mir auswich, aber ich schloß auch daraus, daß ich geliebt wurde und nur den günstigen Augenblick des Sieges, der mir nicht mehr lange streitig gemacht werden konnte, abzuwarten brauchte.

Die Herzogin, die mir schon manchen Dienst, ohne es zu wissen, erwiesen hatte, war mir auch diesmal behilflich.

Des langen Wartens endlich müde, ging sie selbst zu ihrer Freundin und nahm sie, ohne auf ihre Entschuldigungen zu hören, zum Abendessen mit sich.

Mir war es zur Gewohnheit geworden, die Herzogin abends aufzusuchen, und so wurde ich gar angenehm überrascht, als ich da diejenige wiedersah, nach der ich mich so lange vergebens gesehnt hatte.

Wir waren unser nur zu dritt. Die Herzogin, die gerade sehr weich gestimmt war, gestand ihrer Freundin, daß sie ihren Kummer kenne. Wir beklagten sie. Vergebens wollte sie es eine Zeitlang leugnen, endlich aber bestätigte sie doch, was uns Madame de Luynes erzählt hatte.

Man kann sich keine Vorstellung von meinem Vergnügen machen, eine Frau, die ich liebte, mit Erröten die umständliche Geschichte ihres ehelichen Lebens erzählen zu hören.

Sobald sie innehielt, wurde sie von der Herzogin wieder zum Fortfahren ermuntert. Sie liebte, wie ich sah, noch immer ihren Mann, aber sein Benehmen mußte notwendigerweise ihren Fall nach sich ziehen. Ich betrachtete sie und war überzeugt, daß alles, was ich sah und was ich nicht sah, binnen kurzem in meinen Händen sein würde.

Ich kannte die Frauen zu gut, um nicht zu wissen, daß man

alles von ihnen erwarten darf, wenn man gewandt genug ist, zwei Leidenschaften zu benützen, die sie beseelen, nämlich die Rache und die Lust am Vergnügen . . .

Als ich erst einmal der Vertraute der Prinzessin geworden war, verschwand auch gleich der Posten, der mir den Zutritt zu ihr verwehrt hatte.

Ich besuchte sie oft und beklagte von ganzem Herzen, daß sie keinen Mann hätte, der ihren Wert besser zu schätzen wüßte. Wenn meine Frau so gewesen wäre, sagte ich zu ihr, würde ich mich bei den Rechten auf sie glücklich geschätzt haben und, weit entfernt, sie zu vernachlässigen, alles hingeeben haben, um mich ihrer zu bedienen. Eine Gemahlin wie sie, versicherte ich ihr, würde ich herzlich geliebt haben, und das Glück wäre mir nur damals nicht so günstig gewesen, sie mir zu zeigen, als wir beide noch frei waren.

Ich sprach, wie ich dachte, und wenn man lebhaft fühlt, was man sagt, so ist man immer beredt.

Meine Worte drangen in das Herz der Prinzessin, aber sie verschwieg mir noch, daß sie mich liebte. Doch ihre Blicke waren unvorsichtiger, und ich las darin das Glück und die Freuden, die meiner warteten.

Die Marschallin Villars war in Paris gewesen und hatte die Prinzessin wieder mit sich genommen. Mir hatte sie sagen lassen, ich sollte sie besuchen, und ich hatte es ihr versprechen müssen. Fast gezwungen hatte ich es getan, weil ich nicht wußte, ob die Prinzessin dort sei. Als ich aber erfuhr, daß auch sie dorthin gereist sei, machte ich mich so rasch wie möglich auf den Weg.

Am Abend vor meiner Abreise sah ich den guten Michelin ganz nahe an meinem Wagen vorbeigehen. Er war in tiefer Trauer.

Unwillkürlich zog ich an der Schnur und ließ halten.

Mit einer Erschütterung, die mir tief ins Herz schnitt, teilte

er mir mit, daß seine Frau schon vor zwei Tagen begraben worden wäre.

Der Mann brach bei dieser Erzählung in Tränen aus. Ich war gerührt und fühlte auch wider meine Gewohnheit meine Augen feucht werden.

Da ich diesen Platz zur Unterhaltung wenig geeignet fand, fragte ich ihn, ob er einen Augenblick Zeit hätte, mit mir zu kommen, und ließ ihn in meinen Wagen steigen.

Wir waren bald zu Hause, und nun brach der gute Kaufmann in ein noch viel heftigeres Schluchzen aus. Als er sich etwas beruhigt hatte, sagte er mir, er hätte die klügste und würdigste Frau verloren, und ich wisse wohl, daß er mich auf den Kummer seiner Frau aufmerksam gemacht hätte. Seitdem wäre es mit seiner Frau immer schlimmer geworden, und alle Bemühungen, ihren Sinn zu zerstreuen, und zu erheitern seien vergebens gewesen.

„Sehen Sie, Herr Herzog,“ fuhr er fort, „wie es mit uns Menschen geht und wie die Krankheit uns um den Verstand bringen kann. Die arme Frau, sie, die Sanftmut und Tugend selbst, bat mich in ihrer letzten Stunde um Verzeihung, wie wenn sie mich je beleidigt hätte.“

Ich hätte über seine Einfalt lachen können, wenn ich nicht selbst sehr erschüttert gewesen wäre. Ich befürchtete sehr, daß ich der Urheber ihres Todes war und fühlte in meinem Innern Vorwürfe, die mich völlig niederschlugen.

Michelin erzählte noch, er hätte seine Frau, um sie etwas zu zerstreuen, mit nach St. Cloud genommen. Auf dem Heimweg aber wäre sie in Ermangelung eines Wagens zu Fuß gegangen, hätte dabei erst stark geschwitzt, dann gefroren und sich schließlich eine Erkältung zugezogen, die sie so geschwächt hatte, daß sie das Bett hüten mußte.

„Sie muß etwas auf dem Herzen gehabt haben,“ meinte der

Mann, „was ihre Gesundheit untergrub, aber ich vermochte es nicht aus ihr herauszubringen . . .“

Er suchte nun die Ursache der Krankheit seiner Frau herauszufinden, die ich sehr leicht erriet.

Am selben Abend erhielt ich außerdem noch einen Brief der Madame Renaud, die mir den Tod ihrer Freundin meldete. Des originellen Stiles willen soll er hier wiedergegeben sein.

Herr Herzog,

eine brave Frau, die keinen anderen Fehler begangen hat als die, welche Ihnen schreibt, als daß sie Sie zu sehr geliebt hat, ist vorgestern in meinen Armen gestorben. Ihr Benehmen gegen sie hat sie bewogen, sich selbst ein Fegefeuer noch in dieser Welt zu bereiten, und so glaube ich bestimmt, daß diese arme, selige Frau im Paradies ist, wo sie, wie sie mir versprach, Gott für Sie und für mich bitten will. Denn Sie müssen wissen, daß sie unter den Tränen, die sie über die Sünden vergoß, zu denen Sie die arme Frau verführt haben, doch noch immer an Sie dachte.

Sie hat mir aufgetragen, Ihnen zu schreiben, daß Sie sich bekehren sollen, weil sie nicht nur für Ihre eigenen Sünden, sondern auch noch für die Sünden anderer Buße zu tun hätten. Sie hat mir auch gesagt, daß sie Ihnen vergibt, und so werden Sie weniger auf dem Gewissen haben.

Ich bin außer mir gewesen, daß ich Ihnen nicht früher melden konnte, was mir Madame Michelin in ihrem letzten Willen an Sie aufgetragen hat.

Sie ist den schönsten Tod gestorben, den man nur sehen kann, und wären Sie dabei gewesen, das Herz wäre Ihnen vor die Füße gefallen.

Sie bat alle Anwesenden um Verzeihung. Als wir allein waren, sprach sie beständig von Ihnen und beweinte ihre Schwachheit, die auch die meinige ist. Sie hat mir auch auf

die Seele gebunden, Ihnen zu sagen, daß Sie in sich kehren sollen, weil es bald mit uns Menschen geschehen ist, wie Sie an ihr sehen. Heute an mir, morgen an dir . . .

Ich habe ihr auch versprechen müssen, Sie nicht wieder zu sehen, um mein Seelenheil nicht zu verscherzen. Wenn Sie aber gescheit sein wollen, so soll mich das nicht hindern, Sie zum Frühstück einzuladen, damit wir von dieser guten Freundin plaudern können, die wie eine Heilige gestorben ist.“

Ich hatte aber keine Lust, ihren Vorschlag anzunehmen und antwortete ihr, daß es mir auf Grund ihrer Nachricht, die ich soeben erhalten hätte, unendlich leid täte, nicht mehr in ein Haus zurückkehren zu können, wo mich alles wieder an einen so traurigen Fall erinnern müßte. Ich bat sie, Madame Michelin Wort zu halten und den letzten Willen ihrer Freundin zu erfüllen.

Diesen Abend brachte ich in recht trauriger Stimmung zu, aber ich wußte schon, daß es nicht klug ist, sich in seinem Schmerz zu verlieren, und ging deshalb zur Herzogin, wo ich Gontault traf.

Man sprach von weiter nichts als von der Reise der Prinzessin, und das Vergnügen, von ihr reden zu hören, verschaffte mir wieder meine gute Laune.

Die Herzogin zog Gontault sehr mit seiner Teilnahme für ihre Freundin auf. Er verhehlte es nicht und gab zu, daß er in sie verliebt sei und alles geben möchte, um ihr zu gefallen.

Mich interessierte es, zu erfahren, ob er schon weit mit ihr gekommen wäre, aber seine Erzählung bewies mir, daß er kein Gehör fand. Dies kitzelte meine Eigenliebe. Man ist schon froh, wenn man seinen Nebenbuhler nur klagen hört.

Man empfing mich auf dem Lande, wie ich es mir versprochen hatte, nämlich sehr gut, und die Marschallin war ganz ausgelassen vor Freude. Die Prinzessin zeigte eine sanfte Munterkeit, die sich gar unterhaltend in meinen Augen widerspiegelte.

Beim Abendessen sagte mir die Marschallin leise, ich möchte vorm Schlafengehen erst noch in ihrem Zimmer ein paar Minuten mit ihr plaudern. Äußerlich stellte ich mich sehr erfreut, ihr zu gehorchen, im Grund des Herzens aber war ich höchlich über solchen Zwang aufgebracht, da ich mir fest vorgenommen hatte, der Prinzessin einen Besuch zu machen.

Am andern Morgen wurde ich dafür entschädigt. Ich sah sie ausgehen, einen Spaziergang in einem reizenden Wäldchen machen, und die Liebe lenkte auch rasch meine Schritte dorthin.

Sie hörte hinter sich gehen und blieb stehen, als sie mich erblickte.

Ich ergriff ihre Hand, küßte sie. Ich drückte ihr meine Freude aus, sie wiederzusehen, und sie war so aufrichtig, mir die ihrige nicht zu verhehlen.

Eine Stunde verging so im angenehmsten Geplauder über die Liebe. Ihre Augen füllten sich mit den kostbarsten Tränen, die die Wollust vergießen kann. Wir sprachen von ihrem Gemahl, und indem ich sie mit aller Inbrunst der Liebe ansah, versicherte ich ihr, es wäre mir unbegreiflich, wie er sie vernachlässigen könnte.

„Hätte er doch nur meine Augen,“ rief ich entzückt.

Allmählich wurde die Prinzessin ganz offen gegen mich. Sie schilderte mir das Benehmen ihres Gatten von seiner geheimsten Seite, vertraute mir seine eheliche Enthaltsamkeit ihr gegenüber an. Unter anderem erzählte sie mir auch, daß sie eines Abends, als sie es müde gewesen wäre, ihren Mann zwei Tage hintereinander seufzen zu hören und ihn trauriger als sonst zu sehen, den Mut gefaßt hätte, ihn zu fragen, was ihm fehle. Da er ihr aber nicht antwortete, hätte sie gesagt, er liebe sie nicht mehr.

Dieses Wort hätte den Prinzen aus seiner Melancholie geweckt. „Ich meine Hortense nicht mehr lieben, o beim Himmel, das kann sie von mir glauben! . . .“ jammerte er. „O wie unglücklich

bin ich doch! . . . Es ist um mich geschehen, meine Ruhe ist dahin! . . . Sie ist unglücklich durch mich, ich weiß es . . . nie werde ich mich darüber trösten können.“

Die Prinzessin suchte ihn von dieser Angst zu befreien und ihm einzureden, das sei nur Scherz. Sie warf sich in seine Arme und hoffte, daß die Entwicklung dieser Szene glücklicher für sie ausfallen sollte, aber er ließ es mit ein paar Küssen gut sein und ging ebenso kalt wie sonst auch fort, ohne ihr Glück zu krönen.

Man kann sich unter solchen Umständen leicht den Zustand einer Gattin vorstellen. Besäße man die Gabe, solche günstigen Augenblicke zu erraten, die Zahl der besiegten Frauen müßte weit größer sein.

Aus der Erzählung der Prinzessin sah ich, wie sanft und biegsam ihr Charakter war. Ich brannte vor Verlangen, an die Stelle des unnachahmbaren Ehemanns zu treten und hoffte, ihr einen so großen Unterschied zwischen ihm und mir zu zeigen, daß sie ganz erstaunt sein sollte.

Sehr zufrieden mit uns selbst gingen wir auseinander. Sie bat mich, ihr keinen auffallenden Vorzug vor den anderen zu geben, um jeden Argwohn zu vermeiden.

Die Marschallin war schon ganz daran gewöhnt, daß ich jeden Abend zu ihr kommen und mit ihr plaudern mußte, und ich wußte nun nicht, was ich tun sollte, um dieser Pflicht aus dem Wege zu gehen.

Es gab kein anderes Mittel, als mich krank zu stellen. Aber mich schreckte die Diät ab, die ich beobachten mußte, um andere von meinem Unwohlsein zu überzeugen.

Ich sagte meinem Kammerdiener, ich müßte meiner Gesundheit halber zwei Tage das Zimmer hüten, und er sollte mir Essen bringen, ohne daß es aber jemand merke.

Er tat, wie ich ihm befahl.

Am andern Morgen sprengte er im ganzen Schlosse aus, daß ich eine sehr schlechte Nacht gehabt hätte und ernstlich krank wäre.

Sofort herrschte große Bestürzung.

Zuerst kam die Marschallin zu mir. Ihre Fürsorge war mir keineswegs erwünscht, denn sie brachte gleich einen Arzt mit. Ich klagte über heftige Magenschmerzen. Der Aeskulap fand, daß ich kein Fieber hatte und verordnete mir schmerzstillende Mittel.

Um meine Rolle besser zu spielen, wand und krümmte ich mich wie eine Schlange. Man war erstaunt, mich noch nicht angegriffener zu finden, aber die Marschallin, die mich schon für tot hielt, sagte, die Krankheit hätte noch nicht Zeit gehabt, meine Züge zu verändern.

Sie wollte mir selbst eine Arznei, die eben fertig war, eingeben. Vergebens sträubte ich mich. Wollte ich sie nicht weinen sehen, wollte ich den Bitten ein Ende machen, so mußte ich nachgeben und schluckte mit größtem Widerwillen das abscheuliche Getränk hinunter, dessen ich doch gar nicht bedurfte.

Als nun diejenige hereinkam, um derentwillen ich diese Komödie spielte, hätte ich gern die anderen Damen ersucht, mich allein zu lassen. Ich nahm mich aber wohl in acht, dieses Verlangen nach Einsamkeit merken zu lassen.

Mit der Miene zärtlichster Unruhe trat die Prinzessin an mein Bett, faßte mich bei der Hand, drückte sie. Sie heftete ihre Augen auf mich, und nie habe ich etwas Beredteres gesehen als ihren Blick.

Es war ein köstlicher Augenblick für mich, und ich glaube, wenn ich wirklich krank gewesen wäre, so hätte mir diese Szene die Gesundheit wiedergeben können.

Endlich meinte die Marschallin selbst, man müsse mich in Ruhe lassen, die vielen Zuschauer wären für mich lästig, und ich bedürfe in erster Linie des Schlafes.

Der Prinzessin sah ich es an, daß sie sich förmlich von mir losriß, als sie hinausging; auf ihrem Gesicht stand die Bewegung ihrer Seele geschrieben.

Alle verließen mich.

Die Marschallin aber wollte sich an meinem Bett niederlassen und behauptete, sie müsse meine Wärterin sein.

Doch das lief meinem Plan geradezu entgegen, und es kostete viel Mühe, sie von diesem übertriebenen Eifer abzubringen. Erst nach langem inständigen Bitten, und nachdem ich gedroht hatte, ich würde aufstehen, wenn sie länger an meinem Bette weilen wollte, brachte ich sie so weit, daß sie mich verließ.

Kaum war sie zur Thür hinaus, da ließ ich gleich alle Arzeneien, so sehr man mir auch eingeschärft hatte, sie einzunehmen, ausschütten. Dann machte ich mich ans Schreiben und gab meinem Kammerdiener den Befehl, niemand außer dem Arzt und der Prinzessin vorzulassen, und sobald die letztere im Zimmer wäre, sorgfältig Obacht zu geben und jedermann zu sagen, daß ich schlief.

Die Marschallin kam mehrmals, und da sie nicht vorgelassen wurde, schickte sie den Arzt, dem ich einredete, er solle bestätigen, daß ich dringend der Ruhe bedürfe. Alle, die im Schlosse anwesend waren, kamen zu meinem Kammerdiener und erkundigten sich nach meinem Befinden, nur die Prinzessin ließ sich nicht sehen. Sie hatte nur geschickt, aber das war mir nicht genug.

Die Lebensmittel, die mir mein Kammerdiener verschafft hatte, kamen mir sehr zustatten; denn ich glaube, daß ich nie in meinem Leben hungriger war als gerade damals. Ich hielt eine treffliche Mahlzeit, die zwar aus keinen Leckereien und in keinem Überfluß an Gerichten bestand, aber der Hunger verließ allem, was ich genoß, den angenehmsten Geschmack.

Gegen Abend kam die Prinzessin selbst zu meinem Kammer-

diener und fragte, wie ich mich befände. Sie trug Bedenken, in mein Zimmer zu gehen, aus Furcht, mich zu stören. Ich hatte ihm aber gesagt, wie er sich zu verhalten hätte, je nachdem er Schwierigkeiten finden würde.

Er meldete sie an. Ich lag auf dem Bett und gab ihm ein Zeichen, daß er sorgsam Wache halten sollte.

Sie zitterte, und ihre Schüchternheit hatte einen besonderen Reiz für mich. Ihre Teilnahme war so aufrichtig, daß ich ganz die Rolle vergaß, die ich angefangen hatte zu spielen, und mich ganz der Freude über ihren Besuch hingab. Ihre Gegenwart, sagte ich, hätte die Krankheit verscheucht, ein Arzt wie sie schlug jede Krankheit in die Flucht.

Ich schloß sie in meine Arme, sie wollte sich losreißen, aber trotz ihres Sträubens zog ich sie doch auf mein Bett.

„Wer ein so göttliches Weib vernachlässigen konnte,“ rief ich, „der kannte seinen Wert nicht . . . Bezaubernder Körper, auf ewig hätte er dir huldigen sollen! Wie schön diese Hand ist,“ und sogleich bedeckte ich sie mit Küssen. „Welche Arme . . . Wer würde diese Taille nicht umschlingen . . .?“ Unter diesen Worten drückte ich sie mit allem Feuer der Liebe ans Herz. Das ihre schlug heftig, meines wallte vor Inbrunst, die Herzen schienen einander zu verstehen, und das war das Zeichen der Schäferstunde . . .

Mehrmals wollte sie schreien, aber mein Mund hielt den ihrigen zu. Ich sagte ihr, der Kammerdiener könnte sie hören, und die Prinzessin, um ihre Ehre besorgt und im Zauberkreis der Wollust gefangen, folgte willig, wohin diese sie führte.

Ein jeder ihrer Reize erhielt ein eigenes Opfer von mir, und ich entschädigte sie, wenn auch nur in der Eile, dafür, daß sie so lange Zeit verlassen war.

Als die Prinzessin wieder zu sich kam, staunte sie über meine Rüstigkeit, denn sie hielt mich für sehr krank, und doch bewies ihr diese Umarmung, daß ich mich ungemein wohl fühlte.

Ich versicherte ihr, meine Krankheit wäre weiter nichts als ein Vorwand, und alles, was ich gethan hätte, nur zu dem Zweck geschehen, sie in mein Zimmer zu locken.

Nun bat ich sie um die Erlaubnis, eine Nacht bei ihr zubringen zu dürfen. Obgleich wir nur kurze Zeit beisammen waren, hatte sie doch schon soviel gemerkt, daß zwischen mir und ihrem Gatten ein großer Unterschied bestände, und nach kurzem Zögern erhielt ich die erbetene Erlaubnis. Wir verabredeten, daß ich um Mitternacht zweimal leise an ihre Zimmertür klopfen, und daß dies das Zeichen, mir zu öffnen, sein sollte.

Als die Prinzessin hinausgegangen war, durfte mein Kammerdiener alle, die mich besuchen wollten, hereinlassen, und in kaum einer Stunde war die ganze Gesellschaft des Schlosses in meinem Zimmer versammelt. Man fand mich bedeutend wohler, und die Marschallin schrieb meine Genesung der Ruhe zu, die ich angeblich genossen hatte. Ich sagte, ich wäre noch sehr schwach und hätte zu meiner völligen Wiederherstellung wohl noch ein paar Tage nötig.

Mit Ungeduld erwartete ich nun die Stunde meiner Zusammenkunft und begab mich mit größter Freude dahin.

Sobald ich das verabredete Zeichen gegeben hatte, wurde ich eingelassen, und während man mich im Bett glaubte, um durch einen wohltätigen Schlaf meine Kräfte wiederzugewinnen, genoß ich die vollkommensten Freuden der Liebe. Meine Geliebte erkannte von neuem den großen Unterschied zwischen einem Liebhaber, der sie liebt, und einem Gatten, dessen ganze Zärtlichkeit aus weiter nichts als leeren Redensarten besteht. Der Prinz sagte ihr nur zuweilen, daß sie bezaubernd wäre, aber ich verlor in dieser Nacht keine Minute, es ihr zu beweisen.

Noch vor Tagesanbruch verließ ich sie, und wir schworen einander ewige Treue.

Am Morgen kam die Marschallin selbst, um sich nach meinem

Befinden zu erkundigen, und da ich von den Anstrengungen der Nacht etwas blaß aussah, sagte sie, man sähe es mir am Gesicht an, wie sehr ich gelitten hätte. Sie bat mich dringend, ja noch im Zimmer zu bleiben. Zu meinem Unglück aber hatte ich keine neuen Lebensmittel mehr erhalten und verspürte einen Hunger, der mich vor der Diät bangen ließ.

Außer den übrigen Damen kam auch die Prinzessin, um sich nach mir umzusehen. Ich benützte den Augenblick, da wir allein waren, und bat sie, mir Mittel zu verschaffen, um meine verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen. Ich fühlte mich matt und war sehr hungrig.

Nachdem mich die Damen verlassen hatten, kam sie mit allem nötigen Unterhalt zurück, und dieses Mahl, von den Händen der Schönheit bereitet, schmeckte mir gar köstlich.

Unter Tages entzog sie sich der Gesellschaft, um mir insgeheim einen Besuch zu machen. Ich schlug ihr vor, diese Nacht wieder zu ihr zu kommen. Sie schwankte ein wenig, aber die Liebe brachte sie doch zu der Zusage, mich zur selben Stunde wie in der vorigen Nacht bei sich aufzunehmen.

Diese Nacht verging ebenso süß wie die erste. Die Prinzessin, die wie jedes Weib Sinne hatte, die sie zuweilen beherrschten, fand in einem gewandten Liebhaber allen Stoff, sie immer noch mehr zu beleben. Sie staunte über den Reiz eines Vergnügens, das sie kaum kennen gelernt hatte, und das ich dank meines Talentes noch vervielfältigen konnte. Ihr Entzücken war ein neuer Genuß für mich. Ich freute mich über meine Schülerin, die täglich von neuen Entdeckungen, die ich sie machen ließ, bezaubert wurde und von ihrem ersten Lehrer nur schwache Vorübungen erhalten hatte, die im Laufe der langen Zeit, die es schon her war, fast gänzlich vergessen waren.

Bis Tagesanbruch genoß ich so süße Augenblicke, daß ich sie nur mit denen, die mir einst die Herzogin von * * gewährte, vergleichen kann.

Schon am nächsten Tage reiste meine Prinzessin wieder nach Paris zurück. Um jeden Besuch zu vermeiden, eilte ich in den Speisesaal, wo ich der erstaunten Gesellschaft verkündete, daß ich mich wieder bedeutend wohler befände und die Absicht hätte, nach Hause zurückzukehren, wo mich mein Arzt wieder völlig herstellen könnte.

Die Marschallin wollte sich meiner Abreise widersetzen; da sie mich aber unerschütterlich fand, sagte sie, ein Kranker müsse wenigstens Gesellschaft haben und die Prinzessin würde sich gewiß nicht weigern, mir in ihrem Wagen einen Platz einzuräumen, statt mich allein fahren zu lassen.

Ich hätte nicht gewagt, diesen Vorschlag zu machen, da ich sonst leicht Verdacht erwecken konnte, aber meine allerliebste Marschallin beseitigte alle Hindernisse und erwies mir den größten Dienst.

Zwar stellte ich mich, als befürchte ich der Prinzessin lästig zu werden, aber sie antwortete mir, daß kranke Freunde der wahren Freundschaft stets willkommen wären.

Die Marschallin, die hier unumschränkt waltete, traf die Einrichtung, daß die Kammerzofe der Prinzessin mit meinem Kammerdiener in meinem Wagen, und wir, um desto ungenierter zu sein, ganz allein in dem ihrigen fahren sollten. Dies ermöglichte uns ein Beisammensein unter vier Augen, das uns gleichfalls großes Vergnügen gewährte.

Allerlei Abenteuer am Hofe des Regenten

Bei meiner Rückkehr nach Paris fand ich einen Verweisbrief der Madame Daverne, der ehemaligen Geliebten des Regenten vor, die ich nur besucht hatte, um die Freude zu haben, ihn zum Hahnrei zu machen. Ich fand Vergnügen daran, seinen Mätressen den Hof zu machen, und sein Nebenbuhler hatte dabei mehr als einmal Glück.

Der Herzog von Orleans war nicht gerade eifersüchtig, aber er traf mich doch beständig auf seiner Fährte an, und wurde er zuweilen auch etwas übler Laune, wenn er sich von mir aus dem Sattel gehoben sah, so dauerte das doch nicht lange. Eines Tages als wir Ball spielten und sich der Regent aus Unvorsichtigkeit mit der Rakette ins Auge stieß, rief er gereizt aus: „Ich habe doch immer Unglück in der Gesellschaft dieses Teufelskerls.“

Die Sitten richteten sich stets nach dem Ton, den der Monarch angibt. Unter Ludwig XIV. hüllte man seine Liebesintrigen in einen geheimnisvollen Schleier. Deshalb herrschte doch keine reinere Moralität, aber man verheimlichte seine Ausschweifungen. Der Regent dagegen zerriß die Hülle des Scheins, die ihm sein Onkel auferlegt hatte. Er glaubte, es wäre ihm alles erlaubt, und sein Vorbild wurde bald allgemein nachgeahmt.

An Ausgelassenheit übertrafen die Töchter des Regenten fast noch ihren Vater. Unter ihnen tat sich vor allem die Herzogin

von Berry hervor, in deren Palais, dem Luxembourg, sich alle schönen Damen versammelten, die sich nichts daraus machten, ihren guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Gleich ihren Schwestern war sie ein Gegenstand der Begierden ihres Vaters, aber ihr sich stets vereinfachender Geschmack ließ sie beständig auf neue Ziele Jagd machen.

Betrug sich die Herzogin von Berry während ihrer Ehe eben nicht gerade vorsichtig, so wußte sie sich als Witwe überhaupt nicht mehr zu halten.

Sie war eine Mischung aller möglichen Laster. Da niemand mehr Kunstsinn und Geist besaß als sie, verstand sie es meisterhaft, die Männer hinter's Licht zu führen.

So liebte sie noch bei Lebzeiten ihres Gemahls einen Reiter namens La Haie. Sie wollte sich von ihm entführen lassen und schlug ihm vor, mit ihr nach Holland zu fliehen. Aber der gute Mann, den dieser Vorschlag doch ein wenig entsetzte, entdeckte ihn dem Herzog von Orleans.

„Ei zum Teufel,“ rief er lachend, „meine Tochter will nach Holland? Ich dünkte doch, sie führe hier ein ganz artiges Leben.“ Der Vater vereitelte diesen Plan, weil er wohl der Ansicht war, daß sich seine Tochter in Paris besser amüsieren könnte als in den Generalstaaten.

Der Herzog von Orleans pflegte oft bei seiner Tochter im Luxembourg zu speisen, namentlich dann, wenn es ihn nach einer der Freundinnen und Ehrendamen der Herzogin von Berry gelüstete. Eines Tages hatte Frau von la Rochefoucault seine geilen Blicke auf sich gelenkt. Sie war die Gattin eines Kapitäns der Garde der Herzogin, ließ sich aber selten bei Hofe sehen, dessen Sittenverderbnis sie verabscheute.

Aber gerade ihr zurückhaltendes Benehmen entflammte die Begierden des Regenten um so mehr. Er bewog seine Tochter, ihm ein Tête-à-tête mit dieser Frau zu verschaffen.

Die Herzogin von Berry, die immer bereit war, allen Launen ihres Vaters zu willfahren, wußte es so einzuleiten, daß sich Frau von la Rochefoucault zu der Zeit einfand, als der Regent anwesend war.

Er hielt nicht lange hinterm Berg, und seine Erklärung war kurz, aber nicht zweideutig.

Die junge Frau wollte sich entfernen, aber die Herzogin, aus deren Seele jede, auch die geringste Erinnerung an Tugend gewichen war, glaubte, sie sei auch in anderen Herzen ebenso wenig anzutreffen wie in dem ihren. Sie meinte, Frau von la Rochefoucault suche einen immer höheren Preis auf ihre Niederlage zu setzen.

Sie nahm sie also bei der Hand, warf sie auf ein Sofa und hielt sie in ihren Armen fest. Die Gattin des Kapitäns verteidigte sich wütend. Es gelang ihr auch, sich loszureißen, aber der Regent machte immer wieder neue Versuche, sie in seine Gewalt zu bekommen.

Vom langen Widerstand entkräftet, war sie schon in Gefahr, ein Opfer seines Triumphes zu werden, als sie ihm mit dem Ellbogen einen Stoß in sein krankes Auge versetzte, so daß er sie fahren lassen mußte.

Der Herzog schrie vor Schmerz laut auf, und Frau von la Rochefoucault konnte noch rechtzeitig der drohenden Niederlage entrinnen.

Ein andermal speiste der Herzog von Orleans wieder mit verschiedenen Damen bei der Herzogin von Berry. Da er aber nach dem Essen einen heftigen Drang zur Befriedigung der sinnlichen Liebe fühlte, schlug er einer Dame vor, mit ihm in ein Nebenzimmer zu gehen. Fast jede Schöne rang jetzt nach der Ehre, seine Auserwählte zu werden. Nachdem er sich für eine Glückliche entschieden hatte, fragte er den Grafen von Broglie:

„Herr Graf, geht Ihre Freundschaft zu mir so weit, daß Sie mir zu unserer Umarmung leuchten würden . . .?“

Als Eingeweihter in derartige Geheimnisse ließ sich der Graf nicht erst lange bitten, sondern nahm das nächstbeste Licht, um den beiden Liebenden als Wegweiser zu dienen.

Die Herzogin von Berry war schon von der Tafel aufgestanden, als sich ihr Vater mit seiner neuen Mätresse entfernte.

Beim Eintritt in den Saal hörte sie leises Flüstern, rauschende Kleider, erstickte Küsse.

Sie war über den Anblick, der sich ihren Augen darbot, keineswegs überrascht oder etwa im geringsten betroffen, weil solche Szenen für sie nichts Neues mehr waren. — — —

Ich hatte es mir einmal zur Aufgabe gemacht, den Mätressen des Regenten zu gefallen, und fast alle traf dieses Schicksal. Als Frau von Parabère schwanger wurde, glaubte jeder von uns der Vater des Kindes zu sein. Der Herzog von Orleans rühmte sich vor aller Welt damit, ich aber tat es nur im geheimen, um so mehr, als mir Frau von Parabère versichert hatte, das Kind sei wirklich von mir.

Sie lebte von ihrem Manne getrennt, und so war man in Verlegenheit, wie sich die Sache vertuschen ließe. Nun betrank sich der Marquis von Parabère öfters. Das brachte den Regenten auf den Gedanken, den Marquis, wenn er wieder einmal besoffen wäre, ins Bett seiner Gemahlin zu legen. So könnte man ihm leicht vormachen, der Wein hätte ihn in dieser Nacht zur Liebe angeregt, er hätte seine Frau instinktmäßig aufgesucht und ihre Schwangerschaft wäre eben die Folge davon . . .

Der Plan war, wie man sieht, recht hübsch ausgetüftelt, aber der Marquis vereitelte selbst diese Komödie, indem er nämlich starb, bevor wir noch den Streich ausführen konnten.

Auch mit der Madame Guesbriant verkehrte ich längere Zeit, und wir gaben uns oft in den Höfen des Palais Royal ein Rendez-vous. Ich ließ sie dann mit meinem Wagen holen und führte sie in die kleine Wohnung, die ein wahrer Tempel der Liebe war.

Eines Tages hatte ich nun auch der Frau von Sabran versprochen, sie dorthin zu führen, aber Madame de Guesbriant hatte ebenfalls die Absicht, mich zu besuchen. Sie war einmal gewöhnt, sich meines Wagens zu bedienen und meinte, er wäre nur für sie da und das Billett eben nicht richtig abgegeben worden.

Ahnungslos stieg sie ein, und der Kutscher, der sie schon öfters abgeholt hatte, glaubte meinen Befehl falsch verstanden zu haben und brachte sie an den ausgemachten Ort.

Ich war nicht wenig erstaunt über diese Verwechslung, aber ich ließ mir drum doch nicht das mindeste merken, und Frau von Guesbriant nahm, ohne eine Ahnung davon zu haben, die Stelle ihrer Nebenbuhlerin ein.

Unterdessen fand sich Madame de Sabran pünktlich im Hof des Palais Royal ein und wartete vergebens auf meinen Wagen. Er kam aber nicht, und sie fürchtete erkannt zu werden, wenn sie sich länger an einem so besuchten Platz aufhielt.

Liebe und Eifersucht bewogen sie, einen Wagen zu nehmen. Sie fährt nach dem Faubourg St. Antoine, wo sie schon öfters war, und nimmt sich vor, ihren vergeßlichen Liebhaber tüchtig auszuzanken.

Ich genoß gerade in Madame Guesbriants Armen die Seligkeiten der Liebe, als ich einen Wagen vorfahren und bald darauf im Vorzimmer schellen hörte. Ich eilte hinaus und war nicht wenig erstaunt, Madame de Sabran vor mir zu sehen. Ich ließ mir aber nichts merken, sondern bat sie nur einen Augenblick um Geduld. Sie war schon ziemlich gereizt, daß sie so lange und vergebens auf meinen Wagen hatte warten müssen, und ich sah das Gewitter bereits heranziehen.

Ich kehrte nun zu Madame de Guesbriant zurück und sagte ihr ganz unverblümt heraus, der Wagen sei nicht für sie bestimmt gewesen, und sie müsse der soeben angekommenen Dame Platz machen.

Dies nicht gerade höfliche Kompliment steigerte ihre Wut aufs äußerste. Sie behauptete, eine Dame ihres Standes würde keiner Nebenbuhlerin das Feld räumen, und war schon gesonnen, ins Nebenzimmer zu stürzen und der verhaßten Feindin die Augen auszukratzen.

Ohne dabei indes die Fassung zu verlieren, antwortete ich ihr ganz ruhig, sie könne tun, was ihr beliebe, aber ich wisse auch ein Mittel, ihr alles zu vergelten.

Ich besaß nämlich eine große Zahl Briefe von ihr, und ich drohte, sie zu veröffentlichen, wenn sie sich nicht beruhige und hinausginge.

Dieser Ausfall, auf den Madame de Guesbriant nicht gerechnet hatte, entwaffnete sie, und sie brach in Tränen aus. Was Freundschaft nicht erreichen konnte, der Furcht gelang es . . .

Nun suchte ich mich geschwinde bei Madame de Sabran zu entschuldigen. Sie wartete noch immer geduldig im Vorzimmer, ohne eine Ahnung zu haben, was unterdessen zwischen mir und Madame de Guesbriant vorgefallen war.

Es gelang mir, in kurzem den Frieden wiederherzustellen, indem ich alle Schuld auf den Kutscher schob, den ich zum Teufel zu jagen versprach.

Sie beruhigte sich und die nebenan versteckte Madame de Guesbriant konnte nun unsere Liebesschwüre und Küsse mit anhören, während sie mit aller Gewalt ihre Wut und Eifersucht unterdrücken mußte. Sie war beinahe Zuschauerin des Sieges ihrer Nebenbuhlerin, und ich denke, sie hätte gewünscht, ihre Ohren möchten ihr diesmal keinen besseren Dienst erweisen, als ihre Augen, da sie durch die Wand wohl hören, aber doch nicht sehen konnte.

Madame de Sabran wußte wohl, daß ich mit Frau von Guesbriant längere Zeit verkehrte, aber da sie dachte, das Verhältnis wäre wie so manches andere ebenfalls längst in die Brüche

gegangen, sprach sie jetzt nicht gerade in den gemessensten Ausdrücken von ihrer einstigen Nebenbuhlerin.

Doch die Angegriffene, die aufgeregt in ihrem Gefängnis herum- lief, und deren Zorn durch solche Worte zum Äußersten getrieben wurde, verlor nun alle Herrschaft über sich selbst.

Sie vergaß meine Drohungen und stand plötzlich wie eine geifernde Furie vor uns, die wir gegenseitig neue Beweise unserer Liebe austauschten.

Wie groß war auf beiden Seiten das Erstaunen und die Verlegen- heit beim Anblick dieser Erscheinung! . . .

Madame de Guesbriant war ganz außer sich. Sie gestand der aus allen Wolken gefallenen Nebenbuhlerin, daß sie eben erst, vor ein paar Minuten keine zweideutigen Proben der Liebe eines Undankbaren erhalten hätte, der sie beide hintergehe.

Ich gestehe, daß die Lage für mich keine allzu angenehme war, aber ich bewahrte in solchen Fällen stets mein kaltes Blut. Ich ergriff Madame de Guesbriant bei der Hand, zog sie zu mir und nötigte sie, sich neben mich zu setzen. Inmitten meiner beiden Geliebten sagte ich nun, die Dummheit meines Kutschers sei an all dem Lärm schuld, und ohne dieses Versehen würden sie beide nicht wissen, daß ich sie täusche.

„Da nun aber einmal das Übel geschehen ist und sich nicht mehr ändern läßt,“ fuhr ich fort, „so müssen wir uns einander deshalb doch nicht die Hälse brechen wollen.“

Sie sehen, daß ich Sie beide zu lieben vermag. Kann aber darum eine von Ihnen behaupten, daß sie mich bei einem Ren- dezvous weniger verliebt gefunden hat?

Nur um das Einzige, daß Sie nicht wußten, eine Nebenbuhlerin zu haben, waren Sie vorher glücklicher. Denken Sie nun, obwohl die Sache wirklich so ist, sie sei darum doch nicht wahr . . . ? Unsere Freuden sind, wie Sie wohl wissen werden, weiter nichts als Kinder der Einbildung, wenigstens hat sie großen Einfluß darauf . . .“

Meine Absicht, ihnen zu beweisen, daß ich sie beide hätte lieben können, mißfiel den beiden Damen nicht wenig. Sie spielten fast genau dieselben Rollen wie seinerzeit Madame Renaud und die gute Michelin, als sie dahinter kam, daß ich sie gegenseitig betrüge.

Die beiden Nebenbuhlerinnen würdigten einander keines Blickes, aber auf mich schienen ihre Augen Wut und Verachtung zu speien.

Als ich sah, daß ich auf diese Weise nichts erreichen würde, ließ ich meinen Wagen vorfahren und sagte zu den Damen, sie könnten jetzt hierbleiben und sich aussöhnen, wie sie wollten.

Es war aber gerade zur Frühjahrszeit und das Wetter war abscheulich. Wer keinen Wagen hatte, zog es vor, das Haus nicht zu verlassen, wenn er auf den Straßen der Vorstädte kein Schlammbad nehmen wollte, das noch durch eine kräftige Dusche vom Himmel entsprechend verstärkt wurde.

Die beiden Frauen begriffen wohl, daß sie schwerlich im Faubourg St. Antoine jetzt einen Wagen auftreiben würden und so vielleicht länger beisammenbleiben müßten, als ihnen angenehm wäre. Diese Notwendigkeit zwang sie zum Nachgeben, und sie schlugen mir vor, mein Wagen solle sie nach dem Palais Royal fahren und mich dann allein abholen.

Ich erwiderte ihnen, mein Wagen stünde zu ihrer Verfügung, aber ich sei keineswegs gesonnen, allein zurückzubleiben, da noch ein Platz darin frei wäre.

Ich fügte noch hinzu, nur diejenige dürfe meinen Wagen benützen, die mich von ganzem Herzen umarmen werde. Sie protestierten zwar anfangs beide dagegen, aber schließlich mußten sie doch nachgeben. Dabei versicherte ich einer jeden, aber so, daß es die andere nicht hören konnte, ich wolle ihr die andere aufopfern und künftig nur sie allein lieben.

Nun waren die beiden Damen wieder zufrieden, und ihre Ge-

sichter hellten sich plötzlich auf, so großen Einfluß hatte das Vergnügen, die Nebenbuhlerin beseitigt zu wissen, für sie.

Frau von Guesbriant wurde mir bald darauf untreu, aber sie glaubte mir doch noch immer Vorwürfe machen zu können. Auch Frau von Sabran vermochte mich nicht dauernd zu fesseln. Sie war es übrigens, die einmal dem betrunkenen Regenten die Worte ins Gesicht schleuderte, als Gott die Welt erschaffen habe, hätte er wohl einen besonderen Teig gemacht, aus dem er Prinzen und Lakaien knetete.

Auch Madame de Nesle liebte mich, aber derart heißblütig, daß sie keiner Nebenbuhlerin einen Anteil an meinem Herzen gönnen wollte. Sie schoß sich deshalb im Bois de Boulogne mit der Frau von Polignac auf Pistolen und wurde an der Schulter verwundet. Stolz auf eine Wunde, die sie um ihres Geliebten willen erhalten hatte, tröstete sie sich über ihren Unfall mit der Hoffnung, nun um so mehr geliebt zu werden.

Dieses Duell, das in der Gesellschaft großes Aufsehen erregte, machte mich bei allen Damen noch weit berühmter, und die gute Frau von Nesle hatte sich umsonst das Schulterbein entzweischießen lassen, denn trotz ihrer romanhaften Taten mußte sie sich doch wie jede andere an meine Unbeständigkeit gewöhnen.

Schließlich sah sie ein, daß sie das Schlachtfeld nicht mehr verlassen dürfte, wenn sie mich jedermann mit der Pistole in der Hand streitig machen wollte. Die Zahl ihrer Konkurrentinnen wuchs von Tag zu Tag, und ihr Leben wäre am Ende zu einem stetigen Kampf ausgeartet, der sie doch um kein bißchen glücklicher gemacht hätte.

Als ich eines Tages nach Hause kam, fand ich ein Billett von Madame Daverne vor, die der Marschallin d'Estrées zu Ehren in Saint Cloud ein Fest gab, zu dem auch der Regent sein Erscheinen zugesagt hatte. Diese Einladung an mich lautete:

„Obwohl Sie es nicht verdienen, daß man noch an Sie denkt, und obwohl Sie ein Mann sind, auf den keine Frau vertrauen darf, will ich Ihnen doch noch einmal zeigen, daß ich Sie immer noch nicht ganz vergessen kann.

Ich gebe morgen in Saint Cloud ein Fest.

Soll es für mich vollkommen sein, so muß ich das Vergnügen haben, Sie dabei zu sehen.

Leben Sie wohl, ich rechne auf Sie.“

Die Neugier lockte mich am andern Tag nach Saint Cloud, und Madame Daverne war über meine Ankunft sehr erfreut. Sie ließ es sich angelegen sein, mir zu verstehen zu geben, daß das alles um meinetwillen veranstaltet worden sei. Nur, da sie es nicht öffentlich gestehen dürfte, hätte sie den Vorwand benützt, der Marschallin für das Fest, das sie ihr in Issy gegeben, zu danken. In Wirklichkeit aber sei das doch nur für mich geschehen, für mich, den sie nicht aufgeben könnte und dessen Rückkehr sie zu feiern hoffe.

Mein ganzes Verlangen nach Madame Daverne, nämlich um den Regenten zu hintergehen, war längst befriedigt, und eigentlich zog mich nichts mehr zu ihr hin.

Sie aber fühlte sich schwanger, wie sie sagte, von mir, und da sie sich vor einer Niederkunft fürchtete, so bestürmte sie mich fast täglich mit Bitten und Briefen, ich möchte ihr doch meinen Leibarzt schicken, damit er ihr ein Mittel verschreibe, um sie von ihrer Leibesfrucht zu befreien, oder ich möchte es ihr geben, wenn mir ein solches bekannt wäre.

Ich machte ihr große Versprechungen und wurde als der Held des ganzen Festes gefeiert, doch anstatt der Geliebten des Regenten Wort zu halten, suchte ich auf jede Weise Madame de Mouchy, der Ehrendame der Herzogin von Berry, zu gefallen.

Frau von Mouchy war gar lieblich und munter, und ich hoffte,

sie würde nicht lange grausam gegen mich sein. Ich hatte Verdacht, daß sich Graf Riom, der Vertraute der Herzogin von Berry, mit ihr einlasse, und sogar der Regent, der um alle Geheimnisse wußte, gab seiner Tochter einmal den Wink, daß Riom sie mit Madame de Mouchy hinterginge. Aber die Prinzessin, die ganz unter dem Einfluß ihres Liebhabers stand, wurde für ihren Verdacht übel behandelt.

Ich sah, daß ich allmählich bei Madame de Mouchy Gehör fand, und im Übermaß der Freude schloß ich mit Herrn von Melun eine Wette, ich wollte, ehe acht Tage vergingen, den Grafen von Riom aus dem Sattel heben, oder wenigstens seine beiden Mätressen zur Untreue verleiten.

Graf Melun ging darauf ein, und ich setzte alles in Bewegung, um die Wette nicht zu verlieren.

Die Herzogin von Berry betrachtete mich schon lange als einen ganz angenehmen Gesellschafter, der bisweilen an ihren Festen im Luxembourg teilnahm. Mit Erstaunen aber gewahrte sie auf einmal, daß ich ihr gegenüber den Ton der Galanterie anschlug. Sie gefiel sich in meinen Schmeicheleien und hörte mir nicht ungern zu, aber Riom erfüllte doch noch ihr Herz und beherrschte es despotisch allein. Und ihre mächtige Liebe zu ihm schützte sie vor jeder Versuchung.

Ich sah wohl ein, daß ich, um meine Wette zu gewinnen, bei ihr wirksamere Waffen ergreifen müsse. Ich wußte, wieviel die Eifersucht über die Weiber vermag und glaubte, daß ich, wenn ich sie im Herzen der Tochter des Regenten erwecken würde, aufs neue siegen könnte.

Eines Abends war Frau von Mouchy prächtiger und auffallender als sonst gekleidet. Ich machte den Grafen von Riom darauf aufmerksam und meinte, dies sei wohl seinetwegen geschehen. Ich tat, als beneidete ich ihn darum, und rühmte unablässig die Reize, die sich ihm anböten.

Wir nehmen gern Eindrücke an, die man uns beibringt, besonders wenn sie unserer Eigenliebe schmeicheln.

Bezaubert von dem Lob, das ich der Frau von Mouchy spendete, betrachtete Riom sie mit meinen Augen und suchte ihr den Hof zu machen. Er setzte seinen Stolz darein, zu zeigen, daß er Gehör fände und beschäftigte sich unaufhörlich mit ihr, um so mehr, als er gerade nicht sonderlich freundlich aufgenommen wurde.

Frau von Mouchy, der ich schon lieber gefallen hätte, war gegen Riom kälter als sonst und dieser nun geradezu darauf erpicht und geradezu eifersüchtig, in ihren Besitz zu gelangen.

Unterdessen verlor ich mein Ziel nicht aus den Augen. Ingeheim machte ich die Herzogin von Berry auf Rioms verliebtes Benehmen der Frau von Mouchy gegenüber aufmerksam. Nach und nach gelang es mir, die Eifersucht in ihrem Herzen zu wecken. Ich versicherte ihr, es sei gewiß, daß Riom sie hinterginge, und wenn sie mir eine Besprechung unter vier Augen gewähren wolle, könnte ich ihr Beweise dafür geben.

Die Herzogin hörte mir aufmerksam zu und erwiderte dann, sie würde in ihr Zimmer gehen, und ich sollte ihr einige Zeit später, aber ohne Aufsehen zu erregen, dorthin folgen.

Durchs Schlüsselloch zeigte ich ihr, wie sich der Graf von Riom bei Frau von Mouchy vergaß, und nun mußte sie meine Behauptung wohl oder übel glauben.

Zwar hatte sie schon lange Verdacht gegen ihn geschöpft, sogar der Regent hatte sie darauf aufmerksam gemacht, aber erst das, was ich ihr vor Augen hielt, schlug alle Entschuldigungen ihres Geliebten zu Boden — seine Untreue war glatt bewiesen.

Die Herzogin war darüber sehr ergrimmt, und ich fand ihr Herz zu jedem weiteren Verdacht gegen den armen Riom geneigt. Ich suchte in meinen Taschen nach einem Brief der Frau von Mouchy an den Grafen, den ich gefunden haben wollte. Es wäre mir aber schwer geworden, einen solchen vorzuzeigen,

da ich eben keinen besaß, und so beklagte ich, ihn zufällig zu Hause vergessen zu haben.

Ich beteuerte dagegen, Augenzeuge des Rendezvous der beiden gewesen zu sein, ja ich verstieg mich sogar soweit, ihr den Ort ihrer Zusammenkünfte anzugeben und entwarf ihr eine so umständliche und genaue Erzählung dieser Treulosigkeit, daß sie nicht länger an der Wahrheit meiner Aussagen zweifeln konnte.

Eifersucht macht, genau wie die Liebe, blind. Die Herzogin konnte nichts mehr unterscheiden und glaubte meine Erzählung aufs Wort.

Außer sich, schwur sie Riom zu verabscheuen, und ließ ihrer Verachtung freien Lauf.

Ich dagegen benützte diese Stimmung und wurde zudringlicher, und es gelang mir gar bald, die große Verzweiflung in Vergnügen und Glück zu verwandeln.

Mit dem ganzen heißen Temperament, dessen nur sie fähig war, gab sie sich mir hin, und sie war so unvorsichtig, sich dabei beinahe von ihrem Vater überraschen zu lassen.

Es hatte nämlich die Herzogin an jenem Abend wieder eines ihrer ausgelassenen Gelage im Luxembourg gegeben, zu denen auch der Regent zu kommen pflegte. Diesmal, just als die Prinzessin in meinen Armen die Liebe genoß, deren sie Riom künftig hin für unwürdig erachtete, trat er unangemeldet ins Zimmer, das ich vergessen hatte, vorher zuzuschließen.

Zum Glück hatte ich seine Schritte gehört, und so kam er doch etwas zu spät. Aber einem so raffinierten Lebemann gab das zerraupte Haar und die noch nicht in Ordnung gebrachten Kleider mehr als genügenden Anlaß zu weiterem Bedenken, und man hätte ihm nicht erst die Vorgeschichte zu erzählen brauchen.

Doch der Regent, der im Grunde seines Charakters mild und sanft war und bei den Schwachheiten seiner Töchter, an denen

er so oft selbst Anteil nahm, gern beide Augen zudrückte, begnügte sich, seiner Tochter zu ihrer lebhaften und anscheinend auch interessanten Unterhaltung mit mir Glück zu wünschen und drückte dann noch mir seine Freude darüber aus, mich endlich einmal wieder in der Gesellschaft der Herzogin zu treffen, wo man mich schon lange vermißt hätte.

Der Regent, der an jenem Tage besonders guter Laune war, äußerte den Wunsch, bei seiner Tochter zu Abend zu essen, und diese beeilte sich sogleich, den Befehl zur Herrichtung der Tafel zu erteilen.

Es war die gewöhnliche Tafelrunde des Luxembourg beisammen: von den Damen die Frauen von Daverne, Parabère, Grevres und Dedefant, von den Herren der Regent, der Marquis de La Fare, Riom, Fargis und ich.

Nach dem Spiel setzte man sich zu Tisch, und der Regent schlug vor, den Damen fest zuzutrinken, um im Wein ihren Charakter zu erkennen. Der Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen, und wir bekamen alle ein Räuschchen.

Der Herzog von Orleans, der durch den Wein ausgelassener geworden war als die übrigen, sang Lieder, die schon mehr als lustig waren, begleitete sie mit mehr als sprechenden Gebärden und jeder folgte seinem Beispiel.

La Fare wollte uns eine von ihm konstruierte Laterna magica zeigen, und er ließ eine Anzahl Kupferstiche aus dem Buch des Pietro Aretino*) an unseren Augen vorübergleiten, zu denen er passende Couplets verfaßt hatte.

Als wir von diesem Gelage nach Hause fuhren, passierte dem Regenten ein Abenteuer, das deutlich genug bewies, wie sehr er im Weinrausch die Vernunft verloren hatte.

*) Es waren dies sechzehn Kupferstiche des Marco Antonio von Bologna zu dem erotischen Buch „De oennibus Veneris chematibus“, des berühmten Satirikers und Dichters Pietro Aretino (1493—1557).

Er saß mit La Fare und Fargis in seinem Wagen. Die beiden sprachen lange kein Wort, da sie glaubten, er wäre eingeschlafen.

Mit einem Male aber wandte sich der Regent an La Fare.

„Mein Freund,“ sagte er, „tue mir einen Gefallen.“

„Ich stehe Eurer Königlichen Hoheit zu Befehl.“

„Du darfst es mir aber nicht abschlagen, Freund. Da, haue mir die rechte Hand ab!“

La Fare meinte, der Regent scherze, allein da dieser immer wieder auf seinem lächerlichen Wunsch bestand, so sagte der Graf offen heraus, er werde ihm nicht gehorchen, und fragte ihn, was ihn zu dem sonderbaren Entschluß bewege.

„Wie? Riechst du denn nicht,“ antwortete ihm der betrunkene Regent, „wie meine Hand nach den Weibern stinkt, die wir vorhin gekost haben...? Ich habe sie schon mit Parfüm gewaschen, aber diese Mischung hat einen so entsetzlichen Gestank erzeugt, daß mir der Kopf davon wehtut. Ich kann es nicht länger aushalten, geh, schneide mir die Hand ab...“

Zugleich hielt er La Fare seine Hand unter die Nase, der ihm aber versicherte, er rieche nichts. Sie stritten nun miteinander, und der Regent bestand darauf, daß er ihm die Hand abschlagen solle, doch La Fare weigerte sich, dies zu tun.

Zum Glück kamen sie bald beim Palais Royal an, wo der Regent, vom Schlaf übermannt, sein lächerliches Verlangen im Bette vergaß.

La Fare, der ganz ausgelassen über den Wunsch des Regenten war und ebensoviel getrunken hatte wie dieser, beging die Unvorsichtigkeit, dieses Abenteuer weiterzuerzählen.

Es kam zu Ohren der Marquise von Parabère, die dem Regenten schwere Vorwürfe darüber machte. Vergebens stellte ihr Frau von Gevres vor, sie möchte doch einen Liebhaber behutsamer behandeln, der der Herr ihres Glückes wäre; aber

nichts konnte sie zurückhalten, sie hörte nicht auf, ihm vorzuhalten, daß sie wahrscheinlich eine der Frauen gewesen wäre, bei denen sich der Regent nach seiner Vermutung so stinkende Finger geholt hatte.

Er wollte nun den Urheber des Gerüchtes wissen, und man nannte ihm La Fare. Im Zorn sagte der Regent zu ihm, er würde ihn, wenn er nicht so gutmütig wäre, zum Fenster hinauswerfen lassen.

La Fare bat ihn auf den Knien um Vergebung und entschuldigte sich damit, er hätte, da er noch viel betrunkenener gewesen wäre als Seine Königliche Hoheit, den Einfall, sich die Hand abschneiden zu lassen, so komisch gefunden, daß er ihn unmöglich hätte verschweigen können.

Der Regent, der noch immer erzürnt auf ihn war, wandte ihm den Rücken, und La Fare zog sich diese Ungnade so sehr zu Gemüte, daß er, wahrscheinlich schon zu einer Krankheit geneigt, die er sich doch über kurz oder lang durch seine Ausschweifungen zugezogen hätte, ein sehr heftiges Fieber bekam, von dem ihn der Arzt Chirac nur durch eine Menge Aderlässe und fortwährende Brechmittel rettete.

Diese Erkrankung beunruhigte La Fares Freunde, namentlich aber die junge Prinzessin von Conti, die in ihn verliebt war. Der gute Regent besuchte ihn mehrmals, um ihm zu zeigen, daß er wieder in Gnaden aufgenommen sei, und das beschleunigte La Fares Genesung bedeutend. — — — — —

Zur Hälfte hatte ich meine Wette mit Herrn von Melun schon gewonnen; es fehlten mir nur noch entsprechende Beweise für meinen Triumph über die Herzogin von Berry. Ich schrieb ihr deshalb am andern Tage ein sehr zärtliches Briefchen, und sie, von der Erinnerung an das Ereignis von gestern noch ganz eingenommen, erteilte mir darauf eine ebenso liebenswürdige und verliebte Antwort, die mir als Beweisdokument dienen sollte.

Es galt jetzt nur noch Frau von Mouchy zu besiegen. Sie liebte mich, und eine Liebende ist bald kirre.

Während eines Gartenfestes im Luxembourg näherte ich mich ihr, zeichnete sie vor den übrigen Damen aus, und bald wußte ich, daß die Stunde meines Sieges nahe wäre. Als drin die Musik schwieg, und man sich vom Tanz ausruhte, ging ich mit ihr im Garten spazieren, bog in einen durch hohe Hecken geschützten Gang ein, bis wir mit einem Male vor einem niedlichen Gartenhaus standen, das ganz zwischen den Bäumen versteckt lag und sich recht gut zu einem Tempel der Liebe eignete.

Zum Glück stak der Schlüssel an der Tür, und ich schlug Frau von Mouchy vor, von der Plattform des Häuschens einen Blick auf Paris zu tun, das im Abendrot der untergehenden Sonne von hier aus reizend anzuschauen wäre.

Nach kurzem Bedenken und nachdem sie sich noch umgesehen, ob uns auch niemand beobachte, folgte sie mir, indem sie das Kommende wohl schon im Geiste ahnte.

Ich schloß die Tür von innen ab, und als bereits die Sonne verschwunden war, die wir ja eigentlich bewundern wollten, und die letzten roten Strahlen die Türme von Notre Dame vergoldeten, und man im Luxembourg wieder zur Gavotte und zum Menuett aufspielte, verließen wir das Gartenhäuschen, das Zeuge meines Triumphes über diese reizende Frau gewesen.

Frau von Mouchy war nicht minder verliebt als die Tochter des Regenten. Schon am andern Tag schrieb sie mir ebenfalls einen mit Versicherungen ihrer ewigen Liebe gefüllten Brief, der mir zur Vervollständigung meines Sieges noch fehlte.

Mit diesen beiden Dokumenten in der Tasche trat ich zwei Tage vor Ablauf der ausbedungenen Frist vor den erstaunten Herrn von Melun, um ihm mitzuteilen, daß ich die Wette gewonnen hätte.

Dieser wollte mir das ihm unmöglich Erscheinende erst nicht

glauben, doch als ich ihm die Briefe der Herzogin von Berry und der Frau von Mouchy unter die Augen hielt, zweifelte er nicht länger an meiner Überlegenheit und bekannte sich als besiegt.

Wir feierten einen frohen Abend zusammen, wobei wir herzlich über die beiden Frauen lachten, die wir hinters Licht geführt und die nicht die geringste Ahnung von unserer Wette hatten . . .

On revient toujours à ses premières amoures . . .

Mit Mademoiselle von Charolais lebte ich längere Zeit auf gespanntem Fuß, und das befreite mich von der Unannehmlichkeit, immer ausspioniert zu werden. Denn wenn sie auch nur ein klein wenig eifersüchtig war, konnte ich mich jedesmal darauf verlassen, daß ich keinen Schritt tun durfte, der nicht von einem ihrer Späher beobachtet wurde.

Einer meiner Diener verprügelte eines Tages einen solchen Spion derart, daß er ein paar Tage darauf starb. Ich hatte viele Scherereien damit, mußte an d'Argenson schreiben, daß er die Frau des Erschlagenen, die zu klagen drohte, beruhigen möchte.

Mademoiselle war schön, aber stolz, und ihre Liebe mehr ungestüm als zärtlich, doch in gewissen Augenblicken besaß sie mehr Gefühl als jede andere. Glaubte sie sich ungeteilt geliebt, so wußte sie nicht, wie sie ihrem Geliebten genug gefallen sollte.

Aber schon der geringste Verdacht erbitterte sie. Sie fühlte dann gleich, daß sie eine Prinzessin von Geblüt war und zeigte sich so gebieterisch, daß es jeden andern getäuscht hätte, nur mich nicht.

Sie sah auch bald ein, daß sie sich vergebliche Mühe mache und ließ nach, im Zorn mir gegenüber von ihrem Rang zusprechen.

Oft schmolten wir miteinander, aber wenn ich nur im geringsten zuerst die Hand bot, waren wir wieder gute Freunde.

Es ist unglaublich, welche List sie anwandte, um unsere Zusammenkünfte zu ermöglichen. Sie sollen alles erfahren, wenn ich von ihr nach unserer Aussöhnung sprechen werde.

Indes muß ich Ihnen jetzt doch ein Abenteuer erzählen, das den gänzlichen Bruch mit ihrer Familie, die nur ungern ihre Vertraulichkeit zu mir mit ansah, zur Folge hätte haben können, wenn sein wahrer Sachverhalt zu Ohren der Öffentlichkeit gekommen wäre.

Wir sahen uns an den Tagen, da der Mond nicht schien, gewöhnlich in den Gärten des Palais Condé und sprachen dort auf einer versteckt liegenden Bank am äußersten Ende des Gartens von unserer Liebe.

Zuweilen diente uns auch das Zimmer einer Kammerzofe der Prinzessin zum Asyl für unsere geheimen Zusammenkünfte.

Da sie sich nicht gern einer dritten Person anvertrauen wollte, benützten wir nur selten dieses Mittel, weil man leicht sehen konnte, wenn sie zu dem Mädchen ging, und das hätte Verdacht erwecken können.

Eines Tages, als sie Zeit hatte, bestellte sie mich an die Kirche der Minoriten, wo wir uns schon oft getroffen hatten, wenn uns der Mondschein aus dem Garten vertrieb. Sie kleidete sich alsdann sehr einfach, setzte einen Hut auf und nahm nur die Kammerzofe mit, die beim Ein- und Ausgehen dem Schweizer Bescheid sagte, der dann, weit entfernt, die Passantin für eine Prinzessin zu halten, sie für eine Freundin der Kammerzofe ansah.

Sobald ich am Platze anlangte, ging die Kammerzofe zu Verwandten in der Nachbarschaft und kam zur ausgemachten Stunde wieder. Ich benützte in solchen Fällen nicht meinen eigenen Wagen, sondern nahm eine Droschke. Die Prinzessin stieg zu mir herein, und der schlechte Wagen verwandelte sich für die Zeit, die er in Paris herumstolperte, für uns in einen Altar der Liebe,

Christophe



Auch an dem Tage, von dem ich jetzt näher sprechen will, machten wir uns dieses Vergnügen.

Die Prinzessin aber bekam unterwegs von der Erschütterung des Wagens, der diesmal ärger als sonst wackelte, heftiges Kopfweh und wollte aussteigen und sich von mir bis zur Kirche der Minoriten führen lassen. Sie hoffte, der Schmerz würde sich beim Gehen in der frischen Luft wieder verlieren.

Wir befanden uns gerade auf dem Pont Neuf. Als wir in die Rue du Dauphin einbiegen wollten, kam uns ein schlecht gekleideter Mann, der wie ein Trödler aussah, entgegen, und nachdem er die Prinzessin, deren Gesicht halbverdeckt war, betrachtet hatte, rief er plötzlich: „Sie ist's! Ich habe sie wiedergefunden! . . .“

Bei diesen Worten erschrak die Prinzessin und bat mich inständig, rascher zu gehen. Aber der unheimliche Mensch verließ uns nicht, ja er besaß die Kühnheit, ihr den Hut abnehmen zu wollen, um sie besser zu sehen. Sie schrie auf.

Zum Lohn dafür schlug ich dem Kerl mit der Faust ins Gesicht, daß er ein paar Schritte weit zurücktaumelte.

Das Blut lief ihm aus der Nase, und er begann fürchterlich zu schreien. „Räuber, Mörder! . . . Man entführt meine Frau! . . .“

Wir beschleunigten unsere Schritte, aber ich sah wohl ein, daß diese Szene unangenehme Folgen haben könnte. Ich sprach deshalb der Prinzessin Mut ein und beschwor sie, sich nicht zu fürchten und kein Wort zu reden.

Einige Kaufleute, die auf das Geschrei des Kerls hin aus ihren Läden kamen, hielten uns auf.

Ich hatte keine Waffe zur Verteidigung bei mir, war sehr einfach gekleidet und wußte, daß jeder Widerstand vergebens sein würde.

Die Wache, die zu allem Unglück gerade in diesem Viertel die Runde machte, wurde von den Leuten herbeigerufen. Es blieb mir nun nichts weiter übrig, als mich auf eigenes Verlangen zum Kommissär führen zu lassen.

Der Mensch wich nicht von unserer Seite und schrie unablässig, man solle ihm seine Frau wiedergeben. Das Volk, das ihn begleitete, ergriff seine Partei, beschimpfte uns und freute sich auf unsere Bestrafung.

Die Prinzessin wurde immer verlegener, sie erschrak vor der Entdeckung ihrer Person und verwünschte ihren Einfall, zu Fuß zu gehen.

Wir gelangten zum Kommissär der Rue de la Comédie française. Vor ihm erhob unser Mann oder vielmehr unser Teufel von neuem seine Klagen und behauptete noch bestimmter als früher, daß die Prinzessin seine Frau wäre.

Es war ein Parfümeur aus der Rue de Bussy, den seine Frau, die er entführt glaubte, vor zwei Jahren freiwillig verlassen hatte.

Der Kommissär wollte die Angelegenheit zu Protokoll bringen. Der Mensch bestand darauf, die Prinzessin solle ihr Gesicht auf der Stelle zeigen, und bedrohte sie schon mit Kloster und Strafe.

Mein und ihr Bestreben ging dahin, nicht erkannt zu werden. Ich ging daher auf den Beamten zu und sagte ihm ganz leise: „Nehmen Sie sich in acht, ich bin der Herzog von Richelieu, ich will nicht genannt sein.“

Diese Erklärung änderte mit einem Schlag die Miene des Mannes, der schon die Augenbrauen zusammenzog, indem er uns betrachtete, so sehr war er für den Kläger eingenommen . . .

Dann wandte ich mich an den angeblichen Mann der Prinzessin und sagte ihm: „Diese Frau ist meine Geliebte. Soviel will ich Ihnen noch sagen, daß sie beim Theater ist, aber Ihre Frau ist sie nicht, denn die habe ich weder je gesehen noch gekannt. Aber wissen Sie wohl, daß ich Sie, wenn Sie trotzdem auf Ihrer Klage bestehen, einfach nach Bicêtre bringen lasse.“

Bei diesem Wort glaubte ich, der Mensch wolle an der Wand hinaufklettern.

„Nach Bicêtre? Einen Bürger von Paris, der sich das Seine nimmt, wo er es findet, nach Bicêtre! . . .“

Zugleich wollte er die Prinzessin beim Arm festhalten, aber ein zweiter Faustschlag bestrafte ihn für seine Frechheit. Der Kommissär sagte nun zu ihm, er solle bedenken, wo er wäre. Seine Klagen, sehe er, hätten keinen Grund, und zur Strafe für seine Unbesonnenheit, angesehene Personen ohne weiteres festnehmen zu lassen und vor dem Richter die gehörige Achtung zu vergessen, verurteile er ihn zu einer Nacht Arrest im Chatelet.

Nun begann erst richtig das Schreien und Fluchen, was aber nur seine Strafe beschleunigte, und am anderen Tag gab d'Argenson den Befehl, ihn nach Bicêtre abzuführen, wo er sechs Monate Zeit bekam, um für die Zukunft etwas mehr Vorsicht zu lernen.

Wir blieben beim Kommissär, bis sich die Menge verlaufen hatte. Er entschuldigte sich wohl tausendmal, daß er mir nicht gleich vom Anfang an alle Ehre erwiesen hätte, die er meinem Rang schuldig war. Er erbot sich selbst, zum Polizeileutnant zu gehen, um den Befehl, den Handelsmann nach Bicêtre zu schaffen, sofort unterzeichnen zu lassen. Kurz, wir hatten alle Ursache, mit ihm zufrieden zu sein. Später fand ich Gelegenheit, dem Mann einen Dienst zu erweisen und tat es mit Vergnügen.

Er ließ uns einen Wagen kommen, und ich begleitete die Prinzessin, die immer noch am ganzen Körper zitterte, zu der Kirche der Minoriten, wo ihre getreue Gefährtin sie schon erwartete.

Sie versprach mir hoch und heilig, sich in Zukunft nicht mehr solcher Gefahr auszusetzen, und dieses Abenteuer raubte ihr alle Lust zu dergleichen Zusammenkünften, die sie sonst so oft sie nur konnte veranstaltete.

Ich war jetzt wenigstens auf einige Zeit von der Spionage der Prinzessin, die einen jeden Schritt von mir wußte, befreit.

Auch von Frau von Guesbriant hatte ich mich losgesagt, die

sich in meiner Abwesenheit mit Broglie zu trösten wußte. Als ich wieder nach Paris zurückgekehrt war, schrieb sie mir einen Brief, worin sie ihren Verdruß über meine Untreue ausdrückte.

Sie hatte aber keine Ahnung, daß ich von ihrer Aufführung unterrichtet war; ihre Vorwürfe schienen mir daher so übel angebracht und hatten mich so sehr erbittert, daß ich in meinem Zorn unter ihren Brief, der mit der Bitte schloß, ihr meinen Wagen in den Küchenhof des Palais Royal zu schicken, die folgenden Worte schrieb:

„Der Ort der Zusammenkunft ist recht gut gewählt. Bleiben Sie ja immer hübsch in dem Küchenhof, denn Sie sind zu nichts Besserem geschaffen, als um Küchenjungen zu bezaubern. Leben Sie wohl, mein kleiner Engel! . . .“

Man kann sich leicht denken, daß ich nun längere Zeit nichts mehr von ihr hörte. Ich war auch ganz froh, von niemand mehr belästigt zu werden, um mich ungestört der Liebe zu der Prinzessin von * * hingeben zu können, die, wie ich glaubte, dauernder und gewaltiger sein sollte als die Liebe zu irgendeiner andern Frau.

Meine kleine Wohnung, die ich für die gute Michelin hatte einrichten lassen, kam uns dabei trefflich zustatten. Ich gab der Prinzessin einen Schlüssel dazu; wer zuerst kam, wartete auf den andern, und wir verabredeten uns hier, wie wir uns benehmen wollten.

Die Prinzessin suchte ihren guten Ruf unbefleckt zu erhalten und hatte mich deshalb dringend gebeten, sie selten zu besuchen. Sie verbot mir, in Gesellschaft sie irgendwie zu bevorzugen oder auszuzeichnen. Für diesen Zwang, den ich mir antat, sollte mich dann unser geheimes Rendezvous völlig entschädigen.

Meine gute Herzogin, bei der ich die Prinzessin oft sah, hatte nicht die geringste Ahnung von unserm Einverständnis. Ich erhielt fast von einem jeden ihrer Besuche Nachricht, und wo

wir uns auch befinden mochten, war ein einziges Wort, im Vorübergehen geflüstert, uns Wink genug zu einer Zusammenkunft.

Niemals sah man uns beisammen, und ich hätte den Scharfsichtigsten auffordern wollen, unser Liebesverhältnis zu entdecken. Es ist auch, soviel ich weiß, das einzige, das nie bekannt wurde.

Es dauerte zwar auch nicht lange, aber die acht Monate, die es immerhin währte, entging es doch dem Gerede der Öffentlichkeit.

Eines Tages fand ich in meiner kleinen Wohnung einen langen Brief der Prinzessin, auf dem ich noch die Spuren von Tränen bemerkte.

Sie schrieb mir, daß ihr Gemahl, nachdem er von Madame d'Ornano gänzlich verabschiedet worden wäre, nun wahrscheinlich nichts Besseres zu tun wüßte, als sich in seine Frau zu verlieben.

Anfangs hätte sie seine Bewerbungen für Scherz gehalten, später aber doch gesehen, daß er sich wirklich wieder mit ihr aussöhnen wolle. Doch ihre Liebe zu mir mache ihr seine Liebkosungen verhaßt, und sie wolle lieber sterben, als mir untreu werden; denn sie betrachtete es als eine Untreue, die von ihm so lange versäumten ehelichen Pflichten ihm nun wieder zu leisten.

Sie teilte mir einen geradezu tragischen Auftritt mit, der sich in der vorigen Nacht ereignet hatte.

Er war gekommen, um bei ihr zu schlafen. Vergebens hatte sie Unwohlsein vorgeschützt, nichts vermochte ihn abzuhalten, in ihr Bett zu steigen.

Der Prinz, der zur Zeit, da er wirklich geliebt wurde, den Genuß eines Weibes, das oft in seiner Gegenwart über ihre Vernachlässigung geseufzt hatte, ausgeschlagen, Jahre hindurch Begierden gereizt aber nie befriedigt hatte, wollte jetzt, da er das Herz seiner Gattin längst verloren, früher verschmähte Rechte wieder geltend machen.

Sie wollte aus dem Bett springen, und als sie von ihrem Gemahl daran verhindert wurde, zeigte sie einen solchen Widerstand und eine Ausdauer, daß er in Erstaunen geriet. Nichts war ihr gräßlicher als einem Liebhaber, den sie anbetete, untreu zu werden.

Sie drohte ihrem Gemahl, wenn er nicht nachgäbe, ihre Wut an sich selbst auszulassen und ihren Kopf auf der Marmorplatte des Nachttisches zu zerschmettern.

Der Prinz, der durch diesen hartnäckigen Kampf, der ziemlich lange gedauert hatte, etwas abgekühlt worden war, erschrak und versprach seiner Gemahlin, sich ruhiger zu verhalten, wenn sie ihn anhören wollte.

Er beklagte sich über ihre beständige Zurückhaltung und versicherte ihr, er wolle, da er ihre Gunst leider nicht gewinnen könnte, wenigstens in Zukunft alles anwenden, um den häuslichen Frieden wieder herzustellen.

Er gestand sein Unrecht ein, schwor, es wieder gutzumachen, und sein ganzes Leben lang eine Frau anzubeten, der er nicht genug Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen.

Dann ging er hinaus und entfernte sich, um ihr den ersten Beweis seines Gehorsams und des Verlangens, ihr zu gefallen, zu geben.

Der Brief der Prinzessin machte mich eifersüchtig. Ich fand es höchst sonderbar, daß ein Mann, der seine Frau bisher nicht geachtet hatte, sie nun, da es ihm beliebte, wieder zurücknehmen wollte.

Ich war einmal gewohnt, die Prinzessin als mein Eigentum anzusehen und konnte den Gedanken nicht ertragen, sie mit jemand teilen zu müssen.

Sie kam gerade zu mir, als ich an sie schrieb, und bestätigte mir mündlich den Inhalt ihres Briefes. Ihre Besorgnis nähme zu, der Prinz verlasse sie immer seltener, und wie der zärtlichste

Liebhaber tue er alles, was er ihr nur an den Augen ablesen könnte. Sie gestand mir, jetzt, da sie mich liebe, komme ihr das abscheulich vor, was sie früher glücklich gemacht hätte.

Ich bat sie dringend, bei ihrem Entschluß, dem Prinzen nicht nachzugeben, zu verharren, und gab mir alle Mühe, ihr zu beweisen, ihr Mann verfolge sie jetzt nur aus Freude und Eigensinn so inbrünstig, da er sähe, daß seine Verfolgungen ihr peinlich wären und ihr mißfielen.

Es wurde mir nicht schwer, ein Weib zu überreden, dem das Herz alles sagte, was ich ihr riet.

Auf einem Diwan, die Arme um mich geschlungen, schwor sie mir, eher zu sterben, als ihrem Mann nur ein einziges Recht einzuräumen. Alle sollten sie allein für mich aufbewahrt bleiben, die Liebe hätte sie mir gegeben, die beglückte Liebe beteuere nun auch heilig, sie mir zu erhalten.

Nicht endendes Entzücken begleitete diesen Schwur, und an dem reizendsten Altar der Welt, den ich mit Küssen bedeckte, versprach ich ihr, mich ewig dieses köstlichen Augenblicks und des Opfers zu erinnern, das sie mir soeben dargebracht hätte.

Der Prinz war wirklich in seine Frau verliebt. So ungnädig er aufgenommen wurde, so sehr hatte seine Liebe zugenommen. Von einem glücklichen Nebenbuhler untergraben, von Madame d'Ornano abgewiesen, stellte ihm die Vernunft die frühere Geliebte nun als eine Buhlerin dar, die sich ein Vergnügen daraus mache, ihn zu tyrannisieren. Die Binde der Liebe war ihm von den Augen gefallen, er sah sie, wie sie war: stolz, herrschsüchtig und alles ihrem Eigensinn aufopfernd, und er konnte nicht begreifen, woher er den Mut genommen hatte, solange mit ihr zu leben.

Er fühlte die Marter, die ein Weib von solchem Charakter besitzt, und wie alle guten Eigenschaften verschwinden, wenn kein Geist vorhanden ist, der sich in die Gesellschaft fügt.

Ein Vergleich, den er zwischen der d'Ornano und seiner Ge-

mahlin anstellte, öffnete ihm über den Wert der Prinzessin noch mehr die Augen; sie war ein Schatz, den er bisher vergraben hatte.

Sanftmut schien ihm die erste Tugend einer Frau zu sein, eine Tugend, ohne die man selten glücklich wird. Das hatte ihn die Erfahrung gelehrt.

Er fand dieses Glück bei der Prinzessin. Sie war sehr gut, aber ihr sanfter, sich in alles fügender Charakter schien ihm das höchste Gut eines Gatten zu sein.

Sein Entgegenkommen und seine Bemühungen, von denen wir glaubten, sie würden nur ein paar Tage dauern, verdoppelten sich indes immer mehr.

Er wurde zum besorgten und schüchternen Liebhaber, der alle Gelegenheiten suchte, um seiner Geliebten zu gefallen. Er sah wohl ein, daß sich seine Gemahlin über sein früheres Leben geärgert hatte, aber er hoffte, sein jetziges Benehmen werde sie zärtlicher als je gegen ihn stimmen.

Und doch mußte er erfahren, daß er um keinen Schritt bei ihr vorwärts kam. Er glaubte daher, daß der Einfluß der Freunde seiner Gemahlin den glücklichen Augenblick beschleunigen sollte, den er mit Ungeduld erwartete.

Er wandte sich zunächst an die Herzogin, die er zur Mitwiserin seines Kammers machte, und welche die beiden Gatten miteinander auszusöhnen suchte.

Ich erfuhr das alles von ihr und traf dementsprechend meine Vorbereitungen.

Die Prinzessin, die jetzt förmlich von ihrem Gemahl belagert wurde, konnte nicht mehr oft in meine kleine Wohnung kommen. Unserer Verabredung gemäß ging ich nur selten zu ihr, und die Langeweile, die mir nun blieb, trieb mich in die Gesellschaft.

Damals knüpfte ich ein Verhältniß mit der Marquise de Villeroi an, die ich später noch besser kennen lernte.

Sehr häufig besuchte ich auch meine gute Herzogin, wo ich den Prinzen traf, der ihr sein Leid klagte. Aus Zeitvertreib gewann ich wieder Geschmack an ihr und wollte unser Bündnis erneuern. Ich hielt es nicht für schwer, da sie mir viel Freundschaft entgegenbrachte. Ein günstiger Umstand beschleunigte den glücklichen Fortgang meines neuen Planes.

Der Vater der Prinzessin war erkrankt, und seine Tochter hatte sich in aller Eile zu ihm begeben.

Auch die Herzogin reiste nach Nantes, und obgleich mir Mademoiselle von Charolais schon die Hand zur Aussöhnung geboten hatte, nahm ich mir doch vor, die Herzogin zu überraschen, der meine Ankunft großes Vergnügen bereitere. Ich hatte den Schlüssel, den ich mir einst machen ließ, wieder zu mir gesteckt und wollte die alten Rechte ohne alle Formalitäten erlangen.

Den ganzen Tag dachte ich an weiter nichts, als ihr zu gefallen, was mir auch fast immer gelang, und ich hoffte, wenige Hindernisse bei meinem Vorhaben zu finden.

Seitdem sich die Herzogin auf rein freundschaftlichen Verkehr mit mir beschränkt hatte, war mir auch nicht einmal ein Liebesgeständnis von ihr zu Ohren gekommen.

Da ich sie häufig besuchte, mußte es mir doch leicht gewesen sein, zu sehen, ob sie irgendwem mit größerer Achtung begegnete, aber im Gegenteil hatte ich wahrgenommen, daß sie mich allein vorzog.

Ihr Mund, der die schönen Entschlüsse der Weisheit verkündete, wurde oft von den Augen, in denen sich die Liebe wider ihren Willen malte, Lügen gestraft.

Ich wußte bestimmt, daß ich noch geliebt wurde, und in dieser Überzeugung begab ich mich, als ich alles im Schlosse im Schlaf glaubte, in das Schlafzimmer meiner Freundin.

Wunderbarerweise war das Schloß nicht verändert worden,

und mein Schlüssel tat noch immer seinen Dienst. Die Herzogin las und war ganz erstaunt, als sie mich in einem Anzug vor sich stehen sah, der ganz meine Absicht verriet.

„In der Tat, Herr von Richelieu,“ sagte sie zu mir, „denken Sie noch daran? Wie? Sie haben noch den Schlüssel... Aber ich hoffe, Sie werden wieder in Ihr Zimmer zurückkehren.“

Bisweilen fand ich Vergnügen daran, bei ihr das kleine Kind zu spielen. Ich sank also vor ihrem Bett auf die Knie, faltete die Hände, bat sie in kindischem Ton um Verzeihung für meine Verwegenheit. Ich sagte, daß ich mich fürchte, allein zu schlafen, und käme zu ihr, um ihren Schutz anzuflehen. Ich wäre eine arme Waise, die man beschützen müsse, eine Pflicht, die der Himmel selbst sehr empfohlen hätte.

Meine Gebärden, meine Stellung, meine sonderbare Sprache, all das brachte sie zum Lachen, und ich war eher in ihrem Bett, als sie auch nur ein Wort entgegen konnte.

Mit einem Male waren ihre Pläne verschwunden, denn sie widersprachen zu sehr ihrem Herzen, und hatte seit langem die Vernunft die Herrschaft über das Herz geführt, so triumphierte nun das Herz vollständig über die Vernunft. Mein Vergnügen war ebenso süß wie früher, und meine Liebe zur Prinzessin schien gänzlich zu erlöschen und den Gegenstand vertauscht zu haben.

Unsere beiderseitige Trunkenheit dauerte geraume Zeit, und wir entschädigten uns für das lange Entbehren; ja sie war ganz erstaunt, daß sie so köstliche Augenblicke der Vernunft opfern konnte.

Aus einer zurückhaltenden Freundin wurde sie mit einem Male wieder die zärtlichste Geliebte, und ganz von dem gegenwärtigen Glück berauscht, dachte sie gar nicht an die Zukunft, nur als ich sie am Morgen verließ, sagte sie zu mir:

„Ach, mein Freund, das war wieder eine Nacht, die mich für lange Zeit unglücklich machen wird.“

Ich versicherte ihr, daß es nur auf sie ankäme, das zu vermeiden, versprach ihr, so treu zu bleiben, als es mir nur möglich wäre und sagte, wenn sie mich liebe, so sollte sie über die kleinen Verirrungen meiner Vernunft, woran mein Herz selten schuld wäre, die Augen zudrücken.

„Man muß seine Freunde selbst mit ihren Fehlern lieben,“ erwiderte sie mir seufzend.

Am andern Tag kehrte ich nach Paris zurück, in der Hoffnung, von der Prinzessin Nachricht zu erhalten, die mir unter dem Namen und der Adresse eines Kaufmanns, der neben meiner kleinen Wohnung seinen Laden hatte, schreiben wollte.

Wirklich fand ich dort auch einen Brief vor, in dem sie mir mittheilte, daß es ihrem Vater wieder bedeutend besser ginge und sie in einigen Tagen auf dem Gut unserer Freundin, der Herzogin, zu sein hoffe.

Sofort kehrte ich wieder zu ihr aufs Land zurück und kam einen Tag früher an als die Prinzessin. Diese traf in Begleitung ihres Gemahls ein, was mir eben nicht das größte Vergnügen bereitete. Sie konnte sich von ihrem unzertrennlichen Gefährten nicht losmachen, und er spielte den ersten Liebhaber bei seiner Frau.

Da er aber sah, daß er trotzdem nicht bei ihr vorwärts kam, flehte er die Bekannten seiner Gemahlin um Vermittlung an.

Besonders wandte er sich an die Herzogin, die ihr Möglichstes zu tun versprach. Als ich eines Tages mit ihr und der Prinzessin eine Weile geplaudert hatte, kam er zu mir und sagte, er wäre der unglücklichste Mann von der Welt, erzählte mir dann alles, was ich schon längst wußte, und bat mich, in Verbindung mit der Herzogin, seine Gattin dahin zu bringen, daß sie ihm sein erstes Unrecht vergäbe. Er sah wohl, daß ich bei der Herzogin in Ansehen stand, und so bediente er sich meiner, um sie an das ihm gegebene Versprechen zu erinnern.

Seine Anwesenheit machte jedes Vergnügen unmöglich, das ich mir mit der Prinzessin versprochen hatte. Ihr Zimmer lag neben dem seinen, und sie wagte es nicht, mir ihre Thür zu öffnen. Nur ein einziges Mal konnten wir uns auf ein paar Augenblicke in einem kleinen Pavillon im Park umarmen, aber die Furcht vor Entdeckung hatte unser Vergnügen gemindert, und doch wußte ich kein Mittel, um uns größere Freiheit zu verschaffen.

Allerdings entschädigte mich die Herzogin für diese Widerwärtigkeiten, und ich benützte fast alle Abende den Schlüssel, um sie zu besuchen, und sie war zärtlicher und reizender denn je.

Aber weit entfernt, mich dadurch für völlig befriedigt zu halten, vermehrte die Schwierigkeit, die Prinzessin unter vier Augen zu sehen, nur noch mehr meine Sehnsucht nach ihr.

So verliefen mehrere Tage, da fiel mir der Geschmack des Prinzen am Piquetspiel ein, das auch die Herzogin liebte. Und da uns eines Abends der Regen am Spaziergehen verhinderte, schlug ich dem Prinzen eine Partie vor, die er annahm. Allein schon bald darauf tat ich, als ob mir plötzlich einfiele, daß ich noch nach Paris zu schreiben hätte, und bat die Herzogin, meine Karten zu übernehmen.

Mit der Prinzessin hatte ich verabredet, sie solle, wenn ihr Gemahl beim Spiel sitze, in mein Zimmer gehen. Mein Wink sagte ihr, daß ich sie erwarte, und ich war gar nicht lange dort, als sie schon kam.

Nun entschädigten wir uns für unseren Zwang, und mich belustigte der Gedanke, eine Partie mit der Prinzessin so ganz beiseite zu machen, während ihr Gemahl und die Herzogin auf meine Veranlassung hin die andere spielten . . .

Am nächsten Tag war ich noch glücklicher.

Der Prinz, voll Verzweiflung über die neuen fruchtlosen Annäherungsversuche bei seiner Gemahlin, sagte zur Herzogin,

er müsse, wenn seine Frau bei ihrer Weigerung verharre, annehmen, daß sie einen andern liebe.

Wir suchten ihm diesen Gedanken auszureden.

„Nun, so sehen Sie zu, daß sie vernünftigen Vorstellungen Gehör schenke.“

In demselben Augenblick sah ich sie an der Seite, wo der Pavillon lag, in den Park gehen und bat mich, ihr zu folgen und in seinem Namen ernstlich mit ihr zu reden.

Ich stellte mich, als ob ich seinen Vorschlag etwas bedenklich fände. Doch auch die Herzogin ersuchte mich, den Vermittler zu machen und der Prinzessin zu sagen, daß es endlich Zeit wäre, ihrem Gemahl zu verzeihen.

Alsdann sollte ich sie in den Saal bringen, wohin sie sich auch begeben und mich erwarten wollten, um nöthigenfalls den letzten Versuch an ihr zu machen.

Ich ließ mich nicht lange bitten und nahm mir vor, die Gelegenheit, die sich so glücklich darbot, nicht unausgenützt vorübergehen zu lassen.

Unterdessen hatte die Prinzessin schon den Pavillon erreicht und war hineingegangen.

Anfangs lachten wir recht herzlich über meine Rolle, und dann beredete ich sie, eine andere mit mir zu spielen. Wir benutzten vollkommen den Augenblick, den uns die Liebe verschaffte, und der viel zu köstlich war, als daß er uns nicht schnell hätte entrinnen sollen.

Noch einmal gab sie mir ihr Wort, den Bitten ihres Gemahls nicht nachzugeben, und sagte mir, ich solle mich nun in den Saal verfügen, wo man sie erwarte, und ihre Ankunft melden.

Die Ungeduld des Prinzen war unbeschreiblich. Ich antwortete ihm auf alle Fragen, die er an mich richtete. Sagte, anfangs hätte mich die Prinzessin sehr gnädig empfangen und sich ganz geneigt gezeigt. Im weiteren Verlauf der Unterredung aber wäre ich mit

ihr nicht ganz so zufrieden gewesen, doch sie sei unterwegs, um sich selbst vor ihm zu erklären.

Während ich noch sprach, trat sie auch schon in den Saal, und, indem sie sich an ihren Gemahl wandte, sagte sie, sie erstaune, daß er sich mit der Freundschaft und Aufmerksamkeit, die sie für ihn hege, nicht begnüge. Er wäre ja der erste gewesen, der ihre zärtlichste Liebe nicht hätte erwidern wollen.

„Zwei Jahre lang,“ fuhr sie lebhaft fort, „habe ich nach Ihrer Rückkehr gelehzt und bin nun endlich, nachdem ich sah, daß ich zur Unterdrückung meiner zärtlichsten Gefühle verdammt war, zu der Ruhe gelangt, die Sie ja mit aller Gewalt in mir erwecken wollten. Es ist Ihr Werk, und jetzt ist es nicht mehr Zeit, es wieder zu vernichten.“

Sie reichte ihm die Hand, schlug ihm vor, mit ihr fortan nur auf freundschaftlichem Fuße zu leben und bat ihn flehentlich, weiter nichts von ihr zu verlangen.

Es lag so viel Adel und Stärke des Geistes in ihren Worten, daß die Herzogin nicht wußte, was sie ihr antworten sollte, und ihr Gemahl verließ sie, ohne daß er imstande gewesen wäre, einen klaren Entschluß zu fassen.

Nach unserer Rückkehr nach Paris sahen wir uns nur selten in meiner kleinen Wohnung.

Der Prinz war außerordentlich eifersüchtig geworden und hatte seine Frau gezwungen, dem immer noch in sie verliebten Gontault, der sie häufig besuchte, die Thür zu verschließen. Sie schrieb mir, daß sie einen Argus hätte, der sie unablässig bewache.

Ich hatte sie seit vielen Tagen nicht mehr gesehen und wollte einen Besuch bei ihr wagen, denn um seine Verbote kümmerte ich mich herzlich wenig.

Ich fand sie allein zu Hause, und sie teilte mir ihren ganzen Kummer mit, den ihr die heftige Eifersucht ihres Gemahls

verursachte, und sagte mir, daß wir uns längere Zeit nicht sehen dürften.

Aus Vorsorge, falls ich sie nicht hätte sprechen können, hatte ich ihr auch geschrieben, und in dem Brief ihr ein Mittel vorgeschlagen, wie sie mir jeweils von ihrem Befinden Nachricht geben könnte. Ich gab ihr den Brief, da ich immer noch befürchtete, überrascht zu werden und mich deshalb nicht mit ihr aussprechen könnte.

Noch hielt sie den Brief in der Hand, als der Prinz ins Zimmer trat.

Sie vermochte nicht ihre Bestürzung zu verbergen, und ich gestehe, daß auch ich einen solchen Überfall nicht erwartet hatte.

Das erste, was die Prinzessin tat, war, daß sie den Brief verstecken wollte; doch ihr Gemahl nahm eine erzwungene lächelnde Miene an, ergriff ihre Hand, sprach: „Das muß ein sehr wichtiges Papier sein, das Sie da vor mir zu verstecken suchen.“

Die Prinzessin stotterte. Ich sah, daß er ihr das Schreiben mit verdoppelter Anstrengung entreißen wollte. Dem glaubte ich zuvorkommen zu müssen, und sie überließ mir den Brief.

Nun wandte ich mich an ihren Gemahl. „Dieser Brief, mein Herr, gehört mir,“ sagte ich. „Es stehen Sachen darin, die Ihnen gleichgültig sind, und die ich nur Ihrer Gemahlin mitteilen wollte.“

Blaß und zitternd vor Zorn antwortete mir der Prinz, er erlasse es mir, seiner Frau Geheimnisse zu schreiben, die er nicht wissen dürfe.

Ich ging fort, überzeugt, daß der Prinz mir folgen würde; aber er kam nicht.

Am Abend traf ich ihn in der Oper. Er zog mich auf die Seite, und nachdem er mir erst vorgeworfen hatte, daß ich ein treuloser Freund wäre, der seine Gemahlin zu verführen suche, statt so edel zu sein und sie wieder mit ihm auszusöhnen, fragte er mich nach der Ursache meines Benehmens.

Wir kamen am andern Tag morgens auf dem Boulevard, in der Nähe meines Hotels, zusammen. Jeder hatte nur einen einzigen Bedienten zum Zeugen. Wegen eines Duelles mit dem Grafen Nocé hatte ich schon in der Bastille gegessen, und wir wollten daher diesen Zweikampf nicht bekannt werden lassen.

Der Prinz, der schon sonst über wenig Gewandtheit verfügte, besaß sie auch heute noch weniger, da er von der Wut, die ihn beherrschte, völlig hingerissen wurde. Drei- oder viermal hatte ich Gelegenheit, ihn zu erstechen, aber ich wollte ihn nur ent-
waffnen oder auch nur am Arm verwunden, da ich ihm weit überlegen war.

Das Schicksal aber wollte es anders, und ich bekam einen Stich, der mir die Brust hätte durchbohren müssen, der aber, indem er zum Glück eine Rippe traf, an der Brust entlang glitt und mir nur eine tiefe Wunde ins Fleisch beibrachte.

Ich hielt mich selbst für weit gefährlicher getroffen, und auch der Prinz glaubte es. Nach dem Blut, das aus der Wunde hervorschoß, hielt er mich für tot. Er empfahl mich meinem Bedienten und entfloh.

Es dauerte einige Tage, bis ich wieder genas, und nun ließ ich mich wieder öffentlich sehen, um jeden Verdacht eines Zweikampfes zu beseitigen.

Eine Ahnung aber, deren ich mich nicht erwehren konnte, machte mich um die Prinzessin besorgt. Ich erhielt keine Nachricht von ihr, und die erste Botschaft, die ich endlich bekam, meldete mir ihren Tod.

Ein Donnerschlag hätte mich nicht mehr zerschmettern können. Wäre meine Wunde gefährlicher gewesen, es hätte mir sicher das Leben gekostet.

Ich begab mich zur Herzogin, und wir vereinigten unsere Tränen. Sie dachte nicht im entferntesten daran, daß ich in ihr eine teure Geliebte beweine. Kein Mensch hatte auch nur den



geringsten Verdacht eines Liebesverhältnisses zwischen uns, und von meinem Duell wußte man ebenfalls nichts.

Die Prinzessin litt zeitlebens an heftigem Herzklopfen, und man schrieb ihren Tod einem plötzlichen Krampf zu.

Was mich betrifft, so wußte ich nicht, was ich davon denken sollte. Ich fürchtete die eifersüchtige Wut des Prinzen, und doch hätte ich ihn meiner Rache geopfert, wenn er mir in jenen Tagen allein begegnet wäre.

Erst lange danach erfuhr ich von der Kammerzofe, die für das Verschweigen des Geheimnisses gut bezahlt worden war, daß der Prinz nach unserem Duell seine Gemahlin aufgesucht und ihr unter heftigen Vorwürfen versichert hätte, daß ich im Zweikampf geblieben wäre.

Daraufhin bekam die Prinzessin fürchterliche Krampfanfälle, und noch am selben Abend sah das Mädchen sie beim Schlafengehen ein paar Tropfen eines ihr unbekannten Likörs in ein Glas Orangensaft gießen, so daß sie sich wahrscheinlich vergiftet hätte.

Indes fand man nicht die geringste Spur von Gift.

Ich brachte einige Zeit bei der Herzogin auf dem Lande zu, wo tröstende Freundschaft die allzu schmerzlichen Erinnerungen auslöschte.

Das Vergnügen vertrieb den Kummer, und das ausgelassene Leben, das ich in Paris führte, gab mir bald meine frühere Ruhe wieder.

Frau von Villeroi, ein junges und artiges Weib, die ich oft bei dem Marschall, ihrem Schwiegervater, sah, entzündete von neuem mein Herz. Ich hatte das Glück, ihr zu gefallen, und wird man geliebt, so findet man leicht Gelegenheit, Proben davon zu erhalten.

Das Fräulein von Valois

Die Marschallin von Villars war unterdessen wieder nach Paris zurückgekehrt und lud mich zum Abendessen ein. Ich fand dort auch Mademoiselle de Charolais, die mich kaum eines Blickes würdigte. Sie glaubte, daß ich mich darüber ärgere, aber ich tat, als merke ich ihren verächtlichen Ton gar nicht, und plauderte viel mit der allerliebsten Frau von la Rochefoucault.

Meine Witze wurden laut belacht, und das zog manche Anwesende an unsern Tisch. Die Freude wurde immer allgemeiner, ich war ausgelassen lustig, und man schien Gefallen an meinen Torheiten zu finden.

Auch die Marschallin konnte sich nicht enthalten, Mademoiselle de Charolais, die mit der Frau von Soubise plauderte, zum Übertritt zu unserer Partei zu veranlassen, und bald befand sich die ganze Gesellschaft in unserem Kreise.

Mademoiselle de Charolais, die sich sehr ärgerte, nicht unter den übrigen zu sein, ging schließlich auch zu uns über und sagte, man sei hier ja sehr aufgeräumt.

„Unsere Freude wird noch viel größer sein, wenn Sie mit dazu beitragen wollen,“ antwortete ich ihr, ergriff ihre Hand und begann die schon angefangene Anekdote nochmals von vorn zu erzählen.

Die Prinzessin, deren Gesicht sich allmählich aufklärte, machte

mir darüber ein Kompliment, und ich sah wohl, daß man daraus eine gute Vorbedeutung für unsere Aussöhnung zog.

In der That verriet auch ihr liebenswürdiges Benehmen, daß sie zu gefallen wünschte, und ich glaube selbst, daß es mir nicht schwer geworden wäre, die verschmähten Rechte auf sie wieder geltend zu machen.

Aber das lag damals nicht in meiner Absicht, und ich verließ die Gesellschaft schon bald nach dem Abendessen, um jeder Erklärung und Aussprache aus dem Wege zu gehen.

Erst eine Zeit später söhnte ich mich wieder mit Mademoiselle de Charolais aus und unterhielt trotzdem vor ihren Augen sechs andere Liebschaften, die mir Beschäftigung gaben. Denn Lieben war beinahe noch das beste, was man am Hofe der Regentschaft tun konnte.

Ich hatte mir einmal vorgenommen, mit den Prinzessinnen von Geblüt Liebschaften anzufangen, und bei der Herzogin von Berry und Mademoiselle de Charolais hatte ich schon Erfolg gehabt.

Es blieb mir aber noch die jüngste Tochter des Regenten, das reizende Fräulein von Valois, zu erobern. Sie war noch sehr jung, und ich merkte bald, daß sie sich um meine Gunst förmlich bewarb. Sie liebte zum erstenmal und schloß also von der Größe ihrer Liebe auf die meine. Ich hatte einen so guten Eindruck auf sie gemacht, daß sie allen Verleumdungen und üblen Nachreden meiner Person nicht den geringsten Glauben beimaß. Denn es waren ihrer Meinung nach weiter nichts als erdichtete Bosheit und Neid, und ich, der ich so gut Ton und Miene der Unschuld nachahmen konnte, überzeugte sie, als wir allein waren, mit leichter Mühe davon.

Das Fräulein von Valois lebte zurückgezogener als die übrigen Prinzessinnen und war also auch dem Geschwätz über die verliebten Abenteuer am Hofe ihres Vaters nicht so sehr ausgesetzt.

Die Liebe machte sie leichtgläubig, und in dieser glücklichen Täuschung suchte sie jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihrem Liebhaber ein Schäferstündchen zu ermöglichen. Da sie aber dieses Vergnügen nur in beständiger Angst vor Überraschung genießen konnte, fühlte sie den Zauber der Liebe um so lebhafter, und nie riß sie sich aus meinen Armen, als in der frohen Hoffnung, sich bald wieder in sie werfen zu können.

Da ich aber recht wohl voraussah, daß unser Verhältnis für beide Teile die übelsten Folgen haben könnte, wenn es entdeckt würde, so suchte ich nähere Bekanntschaft mit der Kammerfrau der Prinzessin zu machen, die das Vertrauen der Herzogin von Orleans in so hohem Grade besaß, daß sie von ihr sogar zur Tugendwächterin ihrer Tochter ernannt wurde.

Ihr Gemach, das an das Zimmer der Prinzessin stieß, ermöglichte ihr ganz leicht, diese Pflichten zu erfüllen. Eine geheime Treppe führte dorthin, und es war der beste Weg, um un bemerkt in das Schlafzimmer der Prinzessin zu schleichen.

Wir waren öfters einer solchen unerwünschten Überraschung ausgesetzt, so daß ich endlich mich daranmachen mußte, diesen hundertägigen Argus zu hintergehen.

Doch das kühne Unternehmen war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, denn diese Kammerfrau war nicht nur die Häßlichkeit selbst, sondern auch noch die unerträglichste Betschwester der Welt und stand außerdem und zu allem Übel auch noch im Herbst des Lebens, — also gewiß keine liebenswürdige Person. Aber die verführerische Aussicht auf den ungestörten Genuß der Prinzessin, der mir zuteil würde, wenn ich diesen Zerberus einschläferte, verlieh mir Mut, und ich war aufs entschiedenste zum Angriff bereit.

Ich nahm ganz die verführerische Sprache der Galanterie an, und meine Blicke kamen einer Liebeserklärung gegen die Demoiselle Aimé — so hieß nämlich die alte Jungfer — zuvor.

Sie nahm zwar anfangs meine Schmeicheleien mit dem größten Unwillen auf und fühlte sich sogar durch meine Liebe beleidigt, die sie natürlich als bitteren Spott betrachten mußte.

Doch ich ließ mich durch diese ungünstige Aufnahme nicht im geringsten abschrecken, und weit entfernt, am Erfolg meines Planes zu zweifeln, verdoppelte ich um so mehr meine Bemühungen, um die grausame Aimé eines Besseren zu überzeugen. Nach und nach drangen aber doch meine süßen Schmeicheleien, denen ich bald auch Taten folgen ließ, in ihr Herz, denn noch nie hatte sich ihr eine so bezaubernde Liebenswürdigkeit dargeboten, noch nie war ein so gebildeter und vornehmer Mann wie ich, von dem alle Prinzessinnen und Hofdamen schwärmten, auf den Einfall gekommen, sie für schön zu halten.

Demoiselle Aimé war ein Weib und also auch von Eigenliebe beherrscht. Dieser Eigenliebe schmeichelte ich nun, und sie hörte vielleicht zum erstenmal so liebliche Töne. Ihr Herz lernte plötzlich die Gefühle der Liebe kennen, und sie zögerte nicht länger, ihre Schwachheit zu zeigen.

Indes erging es ihr ähnlich wie der guten Michelin; auch in ihrem Herzen erklang die Stimme des Gewissens und verzögerte lange ihre Niederlage. Sie glaubte den Zorn des Himmels auf ihr sündiges Haupt herabzubeschwören, und sah schon alle Strafen voraus, die sie wegen des Fehlers, den sie begehen wollte, treffen könnten.

Bisweilen aber war die Stimmung der Natur und der Eigenliebe doch stärker als die des Gewissens, und meine Gegenwart allein reichte schon hin, um diese Zweifel zu vergessen.

Die schrecklichen Vorstellungen der Höllepein schwanden allmählich aus ihren Sinnen, und sie dachte nur an ihr künftiges Glück, das sich freilich recht spät, aber drum doch noch immer nicht zu spät, ihrer erbarmte.

Der Zufall förderte meine Unternehmungen bedeutend, und

als ich mich in einer ihrer schwachen Stunden bei ihr befand, war ich so klug, die günstige Gelegenheit zu benützen und ihr nicht erst lange Zeit zum Nachdenken zu lassen. Und in der Tat öffnete ich ihr damals die ganze Herrlichkeit des Himmels, ihr, die natürlich keine Ahnung davon hatte, welchem Umstand sie dieses unerwartete Glück verdankte.

Sie blieb mehrere Tage in diesem reizenden Irrtum befangen, und ich muß gestehen, daß, wenn auch der erste Schritt zu diesem Abenteuer mir viel Mühe gekostet hatte, der Gedanke an die Häßlichkeit der Kammerfrau allmählich so ziemlich verschwand, ja, daß ich sogar immerhin einige Entschädigung für mein Opfer und den Zeitverlust bei ihr fand . . .

Um meinen Zweck vollkommen zu erreichen, mußte ich genaue Beweise dieser sonderbaren Eroberung in Händen haben, damit ich Demoiselle Aimé zum Schweigen brächte, wenn ich den zweiten und Hauptakt meines Lustspiels beginnen wollte. Ich wandte nun dasselbe Mittel an, das mir seinerzeit auch Beweise meines Sieges über die Herzogin von Berry und Frau von Mouchy verschaffte. Ich schrieb ihr einen Brief voll der glühendsten Versicherungen meiner ewigen Liebe.

Stolz über diese neue Bestätigung meiner Zärtlichkeit erfüllte sie meinen Wunsch und antwortete mir ebenso verliebt. Ich bat sie nun sogleich um die Gefälligkeit, bei ihr eine Nacht zubringen zu dürfen, und sie, die vorher schon schwach war, und dieser Schwäche so manche vorher nie gekannte Freude zu danken hatte, dachte an die vergangenen Stunden und erfüllte mir auch ohne weiteres meine Bitte.

Ich hatte unterdessen das Fräulein von Valois von meinem Kriegsplan genau unterrichtet und ihr auch Kenntnis von der für diese Nacht beabsichtigten Szene gegeben.

Drei Personen erwarteten also mit Ungeduld jene Stunde, da eine jede in der Komödie eine Rolle spielen sollte. Nur die

Kammerfrau dachte an nichts Arges, denn sie hatte mir sogar, ohne den geringsten Verdacht zu schöpfen, den Schlüssel zu der geheimen Treppe, die in ihr Zimmer führte, gegeben und zählte nun jede Minute, die den Gegenstand ihrer schüchternen Wünsche herbeiführen würde.

Es schlug ein Uhr — die Stunde des Rendezvous . . .

Ich kam pünktlich, und schon fühlte die Fromme den glücklichen Einfluß der Liebe, als ich mich in ihre Arme warf. Sie verlangte dann auf einmal ihre beiden verliebten Briefe zurück, und ich zögerte, sie ihr zu übergeben.

Sie bat aber immer dringender, und ich suchte in meinen Taschen. Als ich sie gefunden hatte, hustete ich.

Dies war das ausgemachte Zeichen, auf das die Prinzessin, die vor der Türe gestanden und unser ganzes Gespräch mit angehört hatte, ins Zimmer trat.

Man kann sich leicht die Bestürzung der armen Kammerfrau beim Anblick dieser unerwarteten Erscheinung vorstellen. Auch ich heuchelte scheinbar große Aufregung und ließ wie vor Schreck die beiden Briefe zu Boden fallen.

Rasch bückte sich die Prinzessin, hob sie auf.

Voll Zorn wandte sie sich an Demoiselle Aimé:

„Kaum kann ich meinen Augen trauen,“ rief sie, „ah, jetzt wundere ich mich nicht mehr, warum sie solange nicht kamen, obwohl ich Ihnen mehrmals klingelte, denn eine solche geheime Zusammenkunft mußte Sie allerdings Ihre Pflicht vergessen lassen. Ich will Ihnen sagen, daß Menschenliebe mich hierher trieb, da ich wegen Ihres Ausbleibens befürchten mußte, Sie wären vielleicht erkrankt . . . Doch was für ein widriger Anblick für mich, Sie in der Gesellschaft eines Mannes und dazu ohne Zeugen zu finden!“

Diese strenge Rede begleitete die Prinzessin noch mit der Drohung, der Herzogin von Orleans die ganze Sache mitzuteilen.

die eine so ungetreue Dienerin ihrer Tochter gewiß sofort aus dem Dienst jagen würde.

Die Briefe, welche die Prinzessin in Händen hatte, waren außerdem die überzeugendsten Beweise der Schwäche der armen Kammerfrau, die gleichsam in Tränen zerfloß und endlich kaum die Bitte, sie doch nicht ganz unglücklich zu machen, hervorstammeln konnte.

Ich schien über die Absicht der Prinzessin ganz außer mir zu sein und umarmte sie geschwind.

„Nein,“ rief ich lebhaft, „Sie können unmöglich eine solche Grausamkeit begehen. Wenn diese brave Frau schuldig ist, so müssen auch Sie den nämlichen Fehler eingestehen.“

Mit diesen Worten trug ich die Prinzessin, die mit ihrer Rolle völlig vertraut war, in ihr Schlafzimmer, wo wir uns alsbald ganz unserer Liebe hingaben.

Das Vergnügen war um so reizvoller, je sonderbarer der Anlaß dazu war, doch wir mußten immerhin, wenn die Prinzessin nicht aus ihrer Rolle fallen und Verdacht erregen sollte, uns doch einige Mäßigung auferlegen.

Ganz in Tränen gebadet kam die Prinzessin endlich wieder ins Gemach der Kammerfrau und klagte sie als die einzige Ursache ihres nunmehrigen Falles an.

Der guten Demoiselle Aimé, die nicht wußte, wie das noch enden sollte, wurde es bei dieser Mitteilung ganz unheimlich zumute.

Doch ich bat die Prinzessin inständigst um Verzeihung für meine Unbesonnenheit und entschuldigte mich mit der Notwendigkeit dieses Schrittes, um die Kammerfrau dadurch zu retten. Ich erklärte meiner neuen Geliebten, daß meine Liebe zu ihr das Gefühl der Reue über meine soeben begangene Unanständigkeit weitaus übertreffe, und es nur von ihr allein abhinge, das vollkommenste Glück ihres Lebens zu genießen.

„Ich kenne,“ setzte ich hinzu, „das Herz der guten Aimé

viel zu genau, um nicht ihrer Verschwiegenheit und Unterstützung bei diesem Liebesabenteuer gewiß zu sein.“

Die Prinzessin seufzte, schien zur Verzeihung bereit.

„So muß ich also jetzt Sie wirklich lieben,“ sprach sie. „Aber daran sind Sie schuld,“ — sie wandte sich an die Kammerfrau — „ich erwarte daher, daß Sie Ihren Fehler durch ewiges Stillschweigen wieder gutzumachen suchen! Ein einziges Wort kann Ihr Verderben sein, denn Sie wissen, daß ich Ihre Briefe in Händen habe.“

Nun schilderte ich der guten Aimé in lebhaften Farben das Opfer, das ich ihr gebracht hätte, und versprach ihr gleichzeitig, sie trotzdem nicht ganz zu verlassen

Sie war froh, sich so glücklich aus diesem Labyrinth herausgewickelt zu haben, und noch ganz unter dem Einfluß der eben erst ausgestandenen Todesangst willigte sie in alle meine Vorschläge ein.

Und der erste Gebrauch, den wir von dem guten Willen der braven Kammerfrau machten, bestand in dem ungestörten Genuß einer Nacht, von der sich die Fromme so viele Freuden versprochen hatte . . .

Der eingeschlagene Weg zu heimlichen Stelldicheins war für die Prinzessin in der Tat der sicherste, denn dabei blieb nicht nur ihr guter Ruf unverletzt, sondern auch ich setzte mich keiner Gefahr der Entdeckung aus.

Und wäre die Sache je zu Ohren des Regenten gekommen, so hätte die Schande einzig und allein auf Demoiselle Aimé zurückfallen müssen, deren Gutmütigkeit wir soviel zu verdanken hatten. Freilich ließ sich die empfindliche Kammerfrau zuweilen ihr Schweigen bezahlen, aber doch kam nie ein Wort unseres Geheimnisses über ihre Lippen.

Mittlerweile hatte der Regent seine geilen Blicke auch auf seine Tochter geworfen, und die Prinzessin von Valois war vor den

Verfolgungen ihres Vaters nicht mehr sicher. Sie suchte zwar anfangs mir ihren Kummer zu verbergen, da ihr aber der Regent keine Ruhe mehr ließ, so vertraute sie mir doch den Gram und Kummer ihres Herzens an.

Wir beschlossen nun, daß ich nur noch selten ins Palais Royal kommen, und wir uns nur noch abends in Gegenwart der Demoiselle Aimé sehen sollten.

Aber trotz aller Vorsicht, die wir anwandten, zweifelte der Regent nicht mehr, daß mich seine Tochter liebte, und wunderte sich auch nicht über den Widerstand, den sie seinen Begierden entgegenstellte.

Obwohl ich dem Regenten schon manche Frau weggenommen hatte, kannte er die Eifersucht eigentlich nicht. Er war wohl mitunter etwas ungehalten über mich, aber sein Zorn verschwand immer wieder nach kurzer Zeit.

Seit einiger Zeit aber hatte der Herzog von Orleans mehr Grund als sonst, mit mir unzufrieden zu sein. Sein allmächtiger Günstling, der Abbé Dubois, hielt sich von mir beleidigt, da ich ihm nicht nur manche Mätresse raubte, sondern auch fast alle seine Anschläge auf die Schönen vereitelte. Der Zurückgewiesene mußte nun einen so begünstigten Nebenbuhler hassen, dessen Höhe er trotz aller Anstrengung nicht erreichen konnte, und suchte mich deshalb beim Herzog von Orleans zu verdächtigen.

Dazu hatte ich noch bei einem Freudenfest in Auteuil die Kühnheit gehabt, die erklärte Freundin des Regenten, die schöne La Souris, zu verführen.

Der Regent zeigte zwar nicht das geringste Verlangen, sich dafür zu rächen, aber er wies drum doch nicht die Gelegenheit, die sich ihm bald darauf zur Befriedigung seines Unwillens bot, von der Hand.

Die Verschwörung des spanischen Botschafters, des Prinzen Cellamare, in die man mich zu verwickeln suchte, verschaffte

ihm die besten Mittel dazu, mich für einige Zeit unschädlich zu machen.

Der Prinz von Cellamare, der die Herrschaft des Regenten stürzen und Frankreich unter den Einfluß Spaniens bringen wollte, glaubte bestimmt, daß man den Regenten hasse, und die Liebe zu Neuerungen, die immer die Herzen der Franzosen hinreißt, eine Menge von Mißvergnügten um ihn sammeln werde. Danach hatte er seinen Plan entworfen, und vielleicht wäre es geglückt, den Herzog von Orleans aufzuheben, der sich ohne Gefolge nach St. Cloud begeben hatte, um bei seinen Mätressen und Günstlingen zu speisen, wenn Cellamares Sekretär etwas weniger redselig gewesen wäre.

Dieser hatte sich wegen des langen Ausbleibens bei einem Rendezvous bei der Vertrauten des Abbé Dubois und des Regenten, der Fillon, damit entschuldigt, daß er viele wichtige Depeschen nach Spanien und England hätte abfertigen müssen.

Die Fillon hatte dies dem Regenten mitgeteilt, und der Herzog von Orleans, dem das verdächtige Benehmen des Prinzen von Cellamare schon länger aufgefallen war, ließ den Gesandten unter starker Bedeckung in Blois bewachen.

Einer der hervorragendsten Teilnehmer an der Verschwörung war der Abbé Brigaut, der die zur Empörung aufhetzenden Flugschriften verbreitet hatte. Er suchte sich zwar durch schleunige Flucht zu retten, aber obwohl ihm der Prinz sein bestes Pferd und hundert Louisdor geschickt hatte, holte man ihn doch noch zwischen Nemours und Montargis ein.

Meine gute Herzogin von * * war eine der ersten gewesen, die von der Aufhebung der spanischen Gesandtschaft Kenntnis erhalten hatten. Sie zögerte auch keinen Augenblick, mir ihre nie erkaltete Freundschaft zu bewähren, indem sie mich vor unklugen Schritten warnen ließ, da sie wußte, daß ich zu außergewöhnlichen Unter-

nehmungen fähig wäre, und befürchtete, ich hätte auch an der Verschwörung Cellamares teilgenommen.

Wirklich war ich auch — allerdings wider meinen Willen — mit in das Komplott verwickelt worden. Ich hatte damals beabsichtigt, ein königliches Regiment von Herrn von Nangis zu kaufen, aber da wir über den Preis nicht einig wurden, hatte ich das meine, das meinen Namen führte und mich geradezu anbetete, behalten.

Mein Regiment hatte sein Standquartier in Bayonne, und diese Grenzfestung war für Alberonis Absichten von großer Bedeutung, da sie die Pässe über die Pyrenäen beherrschte und gleichsam ein Einfallstor nach Frankreich bildete.

Da ich nun das Schicksal dieser Festung bestimmen konnte, und es von mir abhing, sie in die Hände der Spanier zu spielen, so hatte Alberoni einen Brief an mich geschrieben und mich förmlich im Namen des Königs von Spanien aufgefordert, Bayonne zu übergeben, wofür mir der Schutz des Königs und hohe Ehrenstellen versprochen wurden.

Diesen Brief hatte Alberoni nebst mehreren anderen einem Offizier zur Bestellung nach Frankreich mitgegeben. Der Offizier wurde jedoch, als durch den Kopisten Buvat*), der geheime Flugblätter abschreiben sollte und vor Schreck über die darin enthaltenen Dinge die verräterischen Papiere dem Abbé Dubois brachte, die Fäden der Verschwörung entdeckt waren, angehalten, und die Briefe kamen in Dubois' Hände.

Um noch besser hinter meine Umtriebe zu kommen, ließ Argenson den Brief Alberonis, nachdem ihn Dubois geöffnet und unmerkbar wieder zugesiegelt hatte, durch einen Neapolitaner Marino, der das Aussehen eines Spaniers hatte und auch

*) Die ergötzliche Geschichte des wackeren Buvat und seiner Tochter Mathilde, die den an der Verschwörung des Prinzen von Cellamare beteiligten Chevalier von Harmental liebte und vom Tode rettete, hat Alexander Dumas in dem prächtigen Roman „Der Chevalier d'Harmental“ erzählt.

fließend spanisch sprach, mir überbringen. Er sprach von weiteren geheimen Verträgen und von Projekten, die in nächster Zeit zur Ausführung kämen, und drang nochmals in mich, die Einnahme von Bayonne zu beschleunigen. Ich sei, stellte er mir vor, bei dem gemeinen Mann äußerst beliebt, und alle Offiziere wären meine Freunde; Saillant, den Oberst des anderen Regimentes, das in Bayonne lag, und der mein vertrauter Freund war, würde ich ebenfalls bald gewonnen haben.

Dann sagte er mir mündlich alles, was Alberonis Brief enthielt, dessen Siegel keine Spur von fremder Hand verriet.

Der Regent, der inzwischen von meinem geheimen Briefwechsel Kenntnis erhalten hatte, ließ im Gespräch manches von meiner bevorstehenden Verhaftung verlauten. Sofort schickte mir die Prinzessin von Valois durch ihre Kammerfrau ein chiffriertes Billett, in dem sie mir riet, auf der Hut zu sein, da ihr Vater es ziemlich offen heraus sage, daß er Papiere in Händen hätte, die mich bald genug des Hochverrats überführen würden. Ich schloß aus diesem Wink sofort, daß ich von Marino betrogen worden war, und machte mich also auf die Bastille gefaßt. La Souris, die Geliebte des Regenten, bestätigte mir bei einer Schäferstunde meine Vermutung.

Während ich noch über mein Schicksal nachsann, das mich nun bald zum drittenmal mit dieser höllischen Wohnung bedrohte, trat am 29. März 1718, morgens zehn Uhr, der Leutnant der Scharwache mit zwölf Häschern, das heißt mit dem Gefolge, das man sonst zur Festnahme von Dieben und Räubern aufbietet, in mein Zimmer. Ich mußte folgen, und nur Rafé, mein treuer Rafé, ein junger Mann meines Alters, erhielt die Erlaubnis, mein Gefängnis teilen zu dürfen.

Wegen angeblicher Überfüllung der Bastille mit Gefangenen oder vielleicht auch wegen der Eifersucht des Regenten gegen mich, der ich ihm seine Mädchen entführte, und jetzt gerade

seine Geliebte besaß, wurde ich in eine Art achteckigen Kerker gesperrt, der sein bißchen Licht und Luft nur durch ein enges, längliches Loch erhielt, das nach außen führte.

Dieser abscheuliche Kerker war so feucht, daß uns gleich beim Eintritt ein Modergeruch entgegenkam, der einen übel machte. Selbst die Steine der Wand hatten der Einwirkung der Nässe nicht widerstehen können. In wenigen Stunden waren unsere Kleider von der Ausdünstung gänzlich durchnäßt.

Weder Tisch noch Bett, weder Stühle noch Bücher. Als ich dergleichen verlangte, wurde ich damit abgewiesen, die Bastille sei so sehr überfüllt, daß keine Möbel mehr vorhanden seien.

Als diese harte Behandlung, die nur eines unzivilisierten Volkes würdig gewesen wäre, der Öffentlichkeit bekannt wurde, führte der Regent zu seiner Entschuldigung an, er besitze Briefe des Kardinals Alberoni, die an mich gerichtet wären.

Große Bestürzung rief meine Verhaftung bei Mademoiselle de Charolais, die mich noch immer liebte, vor allem aber bei jener Prinzessin hervor, die der Regent selber liebte.

Beide waren im höchsten Grade eifersüchtig aufeinander, sogar Feindinnen, aber jetzt vereinigten sie sich, um gemeinschaftlich den Gegenstand ihrer Liebe zu retten.

Bei jeder Gelegenheit wiederholte der erzürnte Regent, er wolle mir wie einen Hochverräter den Prozeß machen, und es werde mir wohl den Kopf kosten. Vielleicht war es damit nicht ganz so schlimm gemeint, und er suchte wohl nur Gunst durch Gunst zu erlangen.

Doch seine Drohungen brachten die Prinzessinnen außer sich, so daß diese gemeinsame Beunruhigung sie zu meinem Besten wieder einander näher brachte.

Mademoiselle de Charolais versprach ihrer Cousine sogar, ganz auf mich zu entsagen, wenn nur das Fräulein von Valois von ihrem Vater meine Begnadigung erbitten könnte.

Die Prinzessin fing damit an, daß sie mit dem Regenten, der ihren Geliebten so hart behandelte, förmlich brach. Sein freundliches Entgegenkommen wies sie launisch zurück, in Gegenwart des Hofes bat sie ihn laut und mit dem ganzen Ausdruck der Verzweiflung um meine Begnadigung. Ja, sie drohte ihm sogar, wenn ich nicht bald freigelassen würde, mit einem unerhörten Schritt.

Der Regent, dem ihre Aufregung naheging, und der noch ärgere Szenen vermeiden wollte, suchte sie auf alle mögliche Weise zu besänftigen. Er erinnerte sie an seine Güte gegen mich, an seine Wohltaten und an meine Undankbarkeit. Denn anstatt einen dankbaren Freund aus mir zu machen, finde er nun in mir einen grausamen Feind, der sich gegen ihn verschworen habe, der ihm nicht nur die Regentschaft, sondern auch die Freiheit selbst rauben wollte. Mit einem solchen Menschen gemeinsame Sache gegen ihren Vater zu machen, rechne er ihr als ein strafbares Vergehen an. Er schloß damit, daß meine Verrätereien den Tod verdienen und ihn auch zum Lohn erhalten würden.

Dies erschreckte die Prinzessin gewaltig, machte sie aber auch gemäßigter und vorsichtiger ihrem Vater gegenüber, um schlimmstenfalls immer noch meine Begnadigung erbitten zu können.

In der Bastille fand ich meinen früheren Gouverneur Bernaville nicht mehr. Sein Verwandter und Schüler Delaunay war an seine Stelle getreten. Bernaville hatte ihn zu einem wahren Bären gemacht: seine Figur war eingeschrumpft, und sein Charakter menschenfeindlich. So mächtig wirken unsere Beschäftigung, unsere Lebensweise, unsere Grundsätze auf das äußere Aussehen, auf den moralischen Ausdruck unserer Gesichtsbildung.

Solche Leute lieben das Geld und hassen diejenigen, die am Ruder sitzen. Das Fräulein von Valois erhielt die Erlaubnis, mich in meinem Kerker zu besuchen, um dort mit mir zu weinen,

mich von neuem ihrer ganzen Liebe zu versichern und zu versprechen, daß sie niemals den Herzog von Modena, wie es ihr Vater wolle, heiraten werde, noch Frankreich verlassen würde, bevor sie nicht meine Freilassung durchgesetzt hätte.

Bei meiner zweiten Gefangenschaft, die ich mir wegen des Duelles mit dem Grafen von Nocé zugezogen hatte, wußte Mademoiselle de Charolais den geheimen Weg zu meinem Kerker durch Geld zu finden. Nach diesem Beispiel opferte das Fräulein von Valois zweihunderttausend Livres, die sie von ihrem Vater in Banknoten geschenkt bekommen hatte.

Sie machte auch gemeinsame Sache mit ihrer Cousine, die nicht vergessen hatte, welcher Schlüssel die Bastille öffnete. So kamen denn die beiden Frauen abends ganz im stillen mit Wachslatern, Feuerzeug, Näschereien und vor allem mit Geld für den Fall der Not. Sie gaben mir an, was ich am anderen Tage Leblanc und d'Argenson beim Verhör antworten sollte. Und ich muß sagen, der Rat der Liebe war sehr geistreich und wurde mir ebenso nützlich, um d'Argensons verfänglichen Fragen auszuweichen und seine Scheingründe widerlegen zu können.

Vergebens kam das Fräulein von Valois mehr als einmal selbst in der Nacht, um meine Befreiung vom Gouverneur der Bastille zu erbitten. Delaunay war wohl bestechlich, aber doch nicht bis zu dem Grade, daß er mich freilassen wollte. Sehr gern nahm er die Banknoten aus der Hand der Prinzessin, gern nahm er auch ihr Versprechen einer noch höheren Summe an, aber alles, was er dafür tat, beschränkte sich nur auf Warnungen, daß ich vor d'Argensons tückischen Ausfragen auf der Hut sein möchte.

Dieser wunderte sich daher nicht wenig über meine Antworten, und es war ihm unbegreiflich, wie ich in meinem einsamen Kerker so gut unterrichtet sein konnte. Niemals fiel jedoch sein Verdacht auf den Gouverneur, der nach und nach von meiner Prinzessin rund zweihunderttausend Livres erhielt.

Inzwischen wurden mehrere Gefangene entlassen, und nun erinnerte man sich meiner doch insofern, daß ich noch immer in dem dunklen, feuchten, ungesunden Kerker saß.

Ich wurde nun in ein anderes achteckiges Gemach gebracht, das luftiger war und durch zwei breite Fenster erhellt wurde. Die Mauer oder, wenn ich so sagen darf, der Wall des Gefängnisses war so dick, daß das Licht schräg durch zwei entfernte Öffnungen hereinfallen konnte. Diese waren mit einem dreifachen Gitter versehen, dessen Stäbe anderthalb Zoll stark waren.

Das erste Gitter sollte verhindern, daß der Gefangene überhaupt ans Fenster gelangen sollte. Das zweite war in einer Entfernung von vier Fuß mitten in die Mauer eingesetzt, das dritte endlich ganz außen angebracht.

Immerhin war diese Wohnung ungleich bequemer und gesünder als das Loch, in dem ich vorher eingesperrt war. Ich atmete wenigstens nicht die faulen Ausdünstungen des Sumpfes am Fuß der Bastille, sondern die gewöhnliche reine Stadtluft.

Zudem befanden sich in meiner Nachbarschaft mehrere Mitschuldige der Verschwörung. Sie suchten sich in ihrem Elend durch Singen gleichsam zu betäuben, und ich antwortete ihnen, so gut ich eben konnte, durch die größere Öffnung im Gitter.

Dieser kleine Zeitvertreib war uns desto angenehmer, wenn Mademoiselle Delaunay, die frühere Gesellschaftsdame der Herzogin von Maine, mit einstimnte.

Es war beinahe, möchte ich sagen, eine Art Oper, die von unsichtbaren Spielern aufgeführt wurde und die durch wirkliche Liebe, durch das Verlangen, einander zu sehen, sich ganz interessant gestaltete.

Mademoiselle Delaunay, ein geistreiches Mädchen, hatte den Königsleutnant der Bastille, Maison-Rouge, und den Chevalier Dumesnil zugleich in sich verliebt gemacht.

Was das Geld bei dem Gouverneur vermocht hatte, das bewirkte die Liebe auf den Königsleutnant, der, sonst von Natur roh und unbeugsam, jetzt vielleicht zum erstenmal eine Anwendung von Zärtlichkeit empfand.

So wenig ihn das Fräulein Delaunay leiden konnte, so machte sich doch das schlaue Mädchen dieses Verhältniß zunutze, um Gefangene zu besuchen und Antworten mit ihnen zu verabreden, namentlich mit dem Chevalier, den sie wirklich gern hatte.

Unsere Lieder und Verse, die wir uns gegenseitig zusangen oder vordeklauierten, machten uns alle zu Freunden. Die Ähnlichkeit des Schicksals befestigte das Band zwischen uns.

Der Hof, der mich nach und nach aus dem Kerker zur Freiheit emporheben wollte, ließ mich an dieser fröhlichen Gesellschaft teilnehmen, die auch von dem Gouverneur jeden zweiten Tag zu Tisch gebeten wurde.

Diese Behandlung, die von der bisherigen so grundverschieden war, ließ mich meine nahe Befreiung ahnen. Aber es stand noch immer sehr viel dieser Wahrscheinlichkeit im Wege, und am meisten wohl, daß nicht nur der Regent, sondern auch so mancher andere Feind, dem ich eine Geliebte weggeschnappt hatte, gegen mich aufgebracht war.

Fürsprecher hatte ich dagegen keine außer dem Kardinal-erzbischof von Paris und dem Herzog von Noailles, dem Herzog von Melun und einigen anderen Herren, die noch weniger Einfluß hatten. Die Herzogin von Berry, die wegen meiner wiederholten Untreue und wegen meines Verhältnisses mit ihrer guten Freundin, der Prinzessin von Charolais, im höchsten Grade auf mich erzürnt war, hatte sich öffentlich gegen mich erklärt.

Doch dem Fräulein von Valois blieb es vorbehalten, durch Vorstellungen, Bitten und Tränen meine Freilassung zu bewirken.

Ihr Vater gab endlich soweit nach, daß er meine Gefangenschaft in Verbannung nach Richelieu umzuändern versprach. Es dauerte

immerhin ein halbes Jahr, bis sich der Regent erweichen ließ, und sehr viel war an seiner Gesinnungsänderung der Kardinal-erzbischof von Paris schuld.

Dieser stellte ihm vor, daß ich wahrscheinlich an einem heftigen Anfall von Dysenterie sterben, und dann der Vorwurf der Grausamkeit auf den Regenten fallen würde, da doch im Grunde genommen eigentlich kein Beweis, sondern nur Verdacht gegen mich vorhanden sei.

Durch solche vereinte Vorstellungen ließ sich der Regent endlich erbitten und willigte in meine Befreiung aus der Bastille. Die Prinzessin von Valois benachrichtigte mich eines Tages von diesem Entschluß durch folgenden Brief:

„Beruhige Dich nur, mein Lieber, ich will Deinem von Gram gefolterten Herzen Linderung verschaffen. Nicht lange mehr sollst Du in diesem abscheulichen Loch schmachten, das sicher mein edelstes Kleinod bewahrt.

Ich erbat bei jenem Mann, den Du gewiß kennst, Deine Freilassung. Sie kostete mich zwar viel, aber frohen Herzens opferte ich mich Deinem Wohle.

Möchtest Du dies doch auch fühlen und deshalb nie aufhören zu lieben
Deine zärtliche Freundin.“

Auch der Gouverneur benachrichtigte mich von meiner Begnadigung. Nur die Bedingung wurde hinzugefügt, daß der Kardinalerzbischof und meine Stiefmutter mich in der Bastille abholen und in Conflans so lange in guter Verwahrung halten sollten, bis ich soweit hergestellt sei, um nach Richelieu fahren zu können, das mir bis auf weiteres als Aufenthaltsort angewiesen worden war.

Dies geschah am 19. August 1719. Meine Krankheit war nur ein Vorwand, und ich benützte daher meinen vierzehntägigen Aufenthalt in Conflans recht gut. Am Tag besuchten mich meine Freunde, und des Nachts dankte ich meinen lieben Freundinnen,

indem ich über die Gartenmauer stieg und gegen Morgen erst zurückkam.

Allein diese Besuche und Wanderungen fielen auf, und die Folge davon war, daß mich der Regent zehn Meilen von Conflans weg nach St. Germain en Laye verwies. Als Begleiter wurde mir der verabschiedete Dragonerhauptmann Dulibois mitgegeben.

Dieser Herr war ganz der Mann, den ich brauchte, um meine nächtlichen Exkursionen ungestört fortsetzen zu können. Der gute alte Offizier war sechzig Jahre alt und legte sich frühzeitig zu Bett.

Ich ließ ihn gut essen und trinken, und wenn er anfang zu schnarchen oder sich wenigstens so stellte, sprang ich geschwind aus dem Bett, in das ich mich zum Schein gelegt hatte, Pferde und Wagen standen schon bereit und auf leichtem Phaethon flog ich dann zu meinen beiden Wohltäterinnen, besonders aber zur Geliebten des Regenten.

Ich blieb ein Vierteljahr in St. Germain, wo ich fast alle Tage den Herzog von Noailles besuchte, der sich meistens hier aufhielt. Als er nach Paris zurückkehrte, betrieb er öffentlich meine Freilassung.

Aber noch lebhafter und dringender bat im Palais Royal jemand für mich.

Obwohl die Vermählung des Fräuleins von Valois mit dem Herzog von Modena schon beschlossen war, wiederholte die Prinzessin unablässig ihren Schwur, sie würde nicht eher in die Ehe willigen und Frankreich verlassen, bis ich nicht meine völlige Freiheit wiedererlangt hätte.

Durch solch unerschütterliches Bitten ließ sich der Regent endlich bewegen und erlaubte mir, vor ihm zu erscheinen.

Der Herzog von Noailles stellte mich ihm vor, entfernte sich aber alsdann wieder, schloß die Türe zu und ließ mich mit dem Regenten allein.

Dieser faßte mich scharf ins Auge, fixierte mich von Kopf bis zu Fuß und nannte mich dreimal einen Undankbaren, ein Ausdruck, dessen Wahrheit und Stärke wir allein empfinden konnten.

Doch ich verlor meine Fassung nicht. Antwortete ihm, ich sei ihm doch immer ein treuer Diener, ein Freund geblieben, erinnerte ihn an meine Anhänglichkeit zu der Zeit, da die Familie des Königs so schnell nacheinander hinstarb, da ihn jedermann floh, weil er dem Monarchen und den legitimen Prinzen ein Greuel gewesen, da ihn ganz Frankreich als den Mörder der königlichen Kinder betrachtete, da niemand ihn grüßen, niemand ihn sehen wollte, da seine Höflinge und Freunde ihn wie einen Pestkranken flohen.

Wir blieben beide einige Minuten lang in tiefem Schweigen voreinander stehen, und der Regent wandte keinen Blick von mir.

Schließlich reichte er mir die Hand und umarmte mich, und wir schieden als gute Freunde.

Von nun an dachte ich an weiter nichts als an den vollen Genuß aller Freuden des Lebens . . .

Abenteuer in Modena und daheim

Unterdessen hatte ich mehrere Briefe von der Herzogin von Modena erhalten, die alle mit der Versicherung ewiger Liebe und den heiligsten Schwüren, mich niemals zu vergessen, angefüllt waren.

Zu gleicher Zeit teilte sie mir aber auch mit, daß ihr Gemahl von unserem Liebesverhältnis Kenntnis hätte und wir fortan also nur mit größter Vorsicht miteinander verkehren könnten. Sie suchte mich trotzdem zu einem Besuch in Modena zu bewegen, und da es mir Spaß machte, diesen Argus von Gemahl zu hintergehen, entwarf ich sogleich den Plan zu einer Expedition in die Staaten des Herzogs von Modena.

Ohne Gefolge, nur in Begleitung meines Vertrauten Lafosse, begab ich mich unter fremdem Namen nach Italien. Ich hatte mir eine große Menge politischer Broschüren verschafft und wollte unter der Maske eines Buchhändlers Gasparini zu meiner Geliebten gelangen.

Wir stiegen in einem einfachen Gasthause in Modena ab, und am nächsten Tag machte ich mit Lafosse, der sich nunmehr Romano nannte, einen Spaziergang durch die Stadt, um den Wirt davon zu überzeugen, daß wir vom Verkauf unserer Bücher, die wir in Koffern mitschleppten, lebten.

Vor der Residenz schlugen wir unsern Stand auf, und ich hoffte,

hier mit der Herzogin, die von meiner Reise unterrichtet worden war, sprechen zu können, wenn sie sich in die Messe begab.

Wir legten unsere Bücher aus, Neugierige drängten sich heran, und Romano machte als Buchhändler gute Geschäfte, während Gasparini mit Ungeduld nach der Prinzessin Umschau hielt.

Endlich kam sie, und als sie unseren Stand erblickte, trat sie neugierig heran und betrachtete die vorgelegten Bücher. Ich suchte nun die übrigen Zuschauer zum Fortgehen zu bewegen, um einen Augenblick mit der Prinzessin sprechen und ihr einen Brief übergeben zu können.

Ich hoffte, sie würde mich erkennen, aber sie zeigte nur geringe Aufmerksamkeit, und ich wagte deshalb nicht, ihr den Brief zu überreichen, zumal sie in Begleitung ihres Hofstaates war.

Es läutete zur Messe und die Herzogin konnte sich deshalb nicht lange aufhalten. Ich war enttäuscht, als sie mit dem Versprechen, später wiederzukommen und mir Bücher abzukaufen, fortging, aber doch war ich innerlich froh, daß mir diese Komödie eine Unterredung mit meiner Geliebten ermöglicht hatte, ohne daß sie es wußte. Und dann hatte ich ja diese Reise eigentlich nur in der Absicht, dem Herzog von Modena einen Thronerben zu geben, unternommen, und mit Geduld und List hoffte ich zu meinem Ziel zu gelangen.

Die Herzogin kehrte bald aus der Messe zurück und machte sich mit mehr Muße als vorher an die Durchsicht meiner Bücher. Meine Züge schienen sie an mich zu erinnern, denn sie sah mich in einem fort an und ließ sich mit Romano in ein Gespräch ein, indem sie ihn nach seiner Heimat und nach seinem Handel fragte.

Schließlich wandte sie sich an mich und gab mir den Auftrag, ihr ein seltenes Werk zu verschaffen. Zufällig hatte ich es in meinen Koffern und wollte es aus dem ganz in der Nähe gelegenen Gasthof holen.

Die Prinzessin war mit meiner Bereitwilligkeit zufrieden und

sagte mir, ich solle mich in einer Stunde mit dem Buch in der Residenz melden.

Meine Freude war unbeschreiblich. Acht Monate hatte ich die Herzogin nicht mehr gesehen, und so war ihr Besitz zugleich vom Reiz der Neuheit für mich verklärt.

Zur bestimmten Stunde begab ich mich in den Palast, wo ich sogleich zur Herzogin vorgelassen wurde. Sie war allein, und ich wartete nicht lange, um mich ihr als ihren Geliebten vorzustellen. Nichts vermag ihre Freude zu schildern, nichts glich dem entzückenden Gedanken, den so lange Entbehrten wieder in die Arme schließen zu können. Sie wußte mir für die Rolle als Buchhändler unendlichen Dank und entschädigte mich reichlich für die kleinen Unannehmlichkeiten, die ich dabei auf mich nehmen mußte.

Sie fand mich bezaubernd, obwohl mir meine Verkleidung keineswegs gut stand, aber sie zeugte eben doch von meiner Liebe.

Obwohl unser Wiedersehen sich sehr lebhaft gestaltete, mußten wir uns aus Furcht vor Überraschung doch etwas mäßigen. Um keinen Verdacht zu erwecken, hatte die Herzogin die Türe nicht zugeschlossen, und ich durfte mich auch nicht allzulange bei ihr aufhalten.

Wir versprachen aber, einander recht bald wiederzusehen, und da sich der Herzog in zwei Tagen auf die Jagd begeben wollte, bestimmten wir diese Zeit zu einem neuen Rendezvous.

Sie kam endlich, die so sehnlichst erwartete Stunde. Der Herzog von Modena zog stolz in den Wald zur Jagd, während ich sofort seine Stelle bei seiner Gemahlin einnahm. Die Prinzessin erteilte mir neue Aufträge, und da die Abwesenheit ihres Gatten sie kühner gemacht hatte, gab sie Befehl, sie mit dem angeblichen Bücherverkäufer allein zu lassen.

Schon am Tage vorher hatte sie ein kleines Zimmer einrichten lassen, das, wie sie sagte, als Lesezimmer bestimmt sein sollte.

Allegorische Sinnbilder, die nur wir beide entziffern konnten, riefen das Andenken an ihre früheren Freuden zurück, die sie in Paris in vollem Maße gekostet hatte. Eine Haarlocke, die sie mir einst im Liebesrausch abgeschnitten hatte, lag auf einem von einer Krone umstrahlten Altar, auf dem zwei ineinandergeschlungene Herzen dargestellt waren. Sie zeigte mir diesen Schatz, der seit ihrer Vermählung nicht nur ihr einziger Trost gewesen, sondern den sie auch täglich mit Küssen bedeckt, noch öfters aber mit Tränen gebadet hätte.

Dann warf sie sich in meine Arme, und ich wandte alle Mühe an, um den Kummer und die Erinnerung an die bisherigen Leiden und Entbehrungen aus ihrer Seele zu verbannen.

Auf diese Weise trafen wir uns mehrmals täglich, ohne daß uns jemand bei unserer Schäferstunde gestört hätte. Die Prinzessin wünschte sehnlichst ein lebendes Bild von mir zu haben, und sie konnte es nicht abwarten und wollte sich nicht eher von mir trennen, als bis ihr Wunsch in Erfüllung gegangen wäre.

Mittlerweile kehrte der Herzog von der Jagd heim. Ich wollte zwar bei seiner Ankunft sofort die Residenz verlassen, aber die Herzogin konnte sich nicht von mir trennen. Sie hatte mir beständig etwas Neues zu sagen, und so verging Stunde um Stunde.

Mit einem Mal erscholl Hörnerklang.

Der Herzog war wider Erwarten früher von der Jagd zurückgekommen. Sie war glücklich verlaufen, und er wollte in eigener Person seiner Gemahlin das Ergebnis melden.

Schnell brachten wir unsere Kleider in Ordnung und trafen sofort Anstalten, dem Sturm zu begegnen. Die Prinzessin glaubte schon verloren zu sein, aber ich bat sie inständig, nicht im geringsten zu erschrecken, sondern sich nur keck auf mich zu verlassen.

Es dauerte auch gar nicht lange, bis sich der Herzog bei seiner Gemahlin einstellte. Als er zur Türe hereintrat, nahm ich geschwind meine Bücher unter den Arm und versicherte der Prin-

zessin mit einer tiefen Verbeugung, daß ich ihr die Werke, die sie zu bestellen geruht habe, bis zum nächsten Tag verschaffen würde.

Unterdessen faßte mich der Herzog scharf ins Auge, und als ich gehen wollte, hieß er mich dableiben und erkundigte sich eingehend nach meinem Handel. Ganz ruhig antwortete ich ihm auf seine Fragen in einem schlechten, mit italienischen Brocken untermischten Französisch, und gab mich, als er meine Heimat wissen wollte, für einen Piemontesen aus.

Unter anderm fragte der Herzog auch, ob ich schon in Paris gewesen wäre.

Ich bejahte es und setzte hinzu, daß ich dort nicht nur die besten Geschäfte gemacht hätte, sondern daß auch die Schmähschriften auf Laws Finanzsystem und die Broschüren über die Liebschaften des Abbé Dubois sicher gern gekauft worden wären und mich zum reichen Mann gemacht hätten, wenn nicht der neue Erzbischof die Verkäufer solcher Pamphlete mit schweren Zuchthausstrafen bedroht hätte.

„Ich selbst,“ fuhr ich fort, „bin deshalb verfolgt worden und nach Italien geflüchtet, um nicht meinen kleinen Handel zu verlieren. Und so bitte ich denn auch ganz untertänigst Seine Durchlaucht, mir den nötigen Schutz angedeihen zu lassen.“

Zwar war die Herzogin noch nicht ganz beruhigt, aber meine Kühnheit und der sichere Ton, mit dem ich Lügen zu Wahrheiten umschuf, verminderten allmählich ihre Besorgnisse.

Ihr Gemahl, der Gefallen an meiner Erzählung fand, fragte mich noch nach verschiedenen Angelegenheiten, vor allem, ob nicht viele mit der Regentschaft und dem Erzbischof unzufriedene Personen von Stand meine Broschüren gekauft hätten. Vertraut mit den Intrigen des Hofes, zögerte ich nicht lange, ihm ein paar diesbezügliche Anekdoten zum besten zu geben.

Die Unterredung wurde immer lebhafter, und der arglose

Fürst erkundigte sich schließlich sogar danach, ob sich etwa auch der Herzog von Richelieu unter meiner Kundschaft befände.

Ich bejahte seine Frage und setzte hinzu, daß wohl kaum ein neues Buch erscheine, das ich als sein Buchhändler ihm nicht vorlegen müßte. Zudem hätte ich mehr als einmal mit ihm gesprochen und mich fast ebensolang mit ihm unterhalten wie jetzt mit Seiner Durchlaucht.

Der Herzog von Modena schien sehr erfreut zu sein, daß ich einen Mann kennen wollte, der ihm verdächtig war und von dem er schon soviel hatte reden hören.

„Es ist mir allerdings leid,“ meinte der Herzog, „daß ich ihn während meines Aufenthaltes in Paris nicht gesehen habe. Zwar speiste ich einmal in seiner Gesellschaft, aber er saß zu weit von mir entfernt, und ich beachtete ihn damals gar nicht. Haben Sie vielleicht von seinen Abenteuern gehört? Sind sie wirklich alle wahr und so zahlreich, wie man immer sagt?“

„Jawohl, Durchlaucht,“ erwiderte ich harmlos, „er wurde, wie man sagt, nicht nur von den ersten Damen bei Hofe geliebt und von mancher Prinzessin angebetet, sondern er besaß auch ein besonderes Talent, die Herzen der Frauen an sich zu fesseln. Man sprach die ganze Zeit über, als ich mich in Paris aufhielt, von weiter nichts als von seinen Liebschaften und den Streichen, die er Müttern und besonders Ehemännern zu spielen verstünde.“

„So ist er denn ein ganz ausgelernter Verführer!“ rief der Prinz aus.

„Und dies so sehr,“ fuhr ich fort, „daß, wenn er gewettet hätte, ohne Wissen Eurer Durchlaucht in diesen Palast zu kommen, um hier einige außerordentliche Abenteuer zu bestehen, ich mit aller Freude an der Wette teilnehmen wollte.“

„Das wäre freilich ein wenig viel,“ meinte der Herzog lächelnd, „und ich rate ihm trotzdem nicht, und wenn er auch noch so verschlagen wäre, mir einen ähnlichen Streich zu spielen.“

Nachdem mir der Prinz noch befohlen hatte, verschiedene Bücher zu bringen, wenn ich wieder zu seiner Gemahlin käme, entfernte ich mich. Insgeheim freute ich mich aber köstlich über diesen Gatten, den ich so schlaue hinter das Licht geführt hatte und segnete meinen Glückstern, der mir ein so reizendes Weib verschaffte und den Mann so bequem zu hintergehen erlaubte.

Ich brachte am andern Tage dem Herzog die Bücher und hatte fast dieselbe Unterredung mit ihm. Man kann sich leicht denken, wie sehr wir uns später, als der Herzog ausgegangen war, über diese Komödie lustig machten. Wir wiederholten unsere Liebeschwüre, beschlossen aber doch, das Spiel nicht bis aufs äußerste zu treiben und unsere Trennung zu beschleunigen. Unter heißen Tränen riß sich die Prinzessin aus meinen Armen los und versicherte mir, daß sie alles versuchen werde, um eine Reise nach Frankreich machen zu dürfen, die ganz allein mir gelten sollte.

Die Rolle als Buchhändler, die ich vor dem Herzog spielen mußte, fing an, mich auf die Dauer zu langweilen, und nur der Herzogin zuliebe hatte ich Modena nicht schon früher verlassen. In Paris wußte niemand, daß ich mich in Italien befand. Alle meine Briefe an Damen hatte ich von Richelieu aus datiert, wohin ich mich angeblich zur Erholung begeben hatte. Ich schickte sie an meinen dortigen Sekretär, der sie dann besorgte. Durch diese Vorsicht hatte ich jeden Argwohn beseitigt, und damit mich niemand in Richelieu besuche, das Landleben in den schwärzesten Farben geschildert, so daß mich meine Freundinnen um des trostlosen Lebens in der Provinz bemitleideten.

Um so größer war ihre Freude, als ich ihnen meine Rückkehr nach Paris ankündigte. Ich hatte zunächst die Herzogin von Villeroi davon benachrichtigt, eine allerliebste Frau, die ich in Nantes bei meiner guten Herzogin kennen gelernt hatte. Mein Brief fiel aber zu allem Unglück in die Hände ihres Schwiegervaters, der selbst in sie verliebt war. Der hatte sowieso schon

früher Kenntniss von meiner Liebschaft mit ihr erhalten und suchte jetzt um so mehr untrügliche Beweise dieses Gerüchtes in Händen zu haben.

Ein Weib, dessen Herz von Liebe überströmt, und das dazu noch den Geliebten entbehren muß, handelt meist unvorsichtig. Auch die junge Herzogin von Villeroi beging diesen Fehler, und der alte Marschall, der mich einst zu nächtlicher Stunde aus ihrem Schlafzimmer schlüpfen sah, glaubte ehrenhalber, andere sagen aus Eifersucht, diesem Treiben steuern zu müssen. Er berief einen Familienrat, der einstimmig den Beschluß faßte, die allzu schwache Herzogin eine Weile in ein Kloster zu stecken, wo sie den Rausch ihrer Liebe ausschlafen könnte.

Man hatte ihr kaum soviel Zeit gelassen, um mich von dieser Verhaftung benachrichtigen zu können, und so mußte sie, ohne mich wiederzusehen, abreisen.

Ich tröstete mich unterdessen bald über ihren Verlust bei Frau von Duras und Mademoiselle de Charolais. Der guten Duras ging es wie der Prinzessin von **. Auch sie hatte einen Mann, den sie anbetete, der sie aber unbegreiflicherweise ebenso sehr vernachlässigte. Ein liebendes Weib ist stets schwach, und so gab sich die Marquise von Duras auch bald mir hin.

Ihr gutherziger Mann, der mehr den Wein als seine Gattin liebte, hatte sich, obwohl er der sinnlichen Liebe keineswegs feind war, doch schon längere Zeit des Genusses ehelicher Freuden enthalten, als sich die Marquise eines Tages schwanger fühlte.

Um keinen Verdacht zu erwecken, mußte man den Gatten ans Haus fesseln, und sie verstand sich vortrefflich darauf, durch jene Liebkosungen und Gefälligkeiten, die die Weiber immer bereit haben, wenn sie ihre Männer täuschen wollen, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Herr von Duras betrachtete wirklich das Kind, das ihm seine Gattin schenkte, als die Frucht seiner seligsten Stunde, und nur

später, als ihn seine Freunde damit aufzogen, schöpfte er einigen Argwohn. Doch auch Frau von Duras begnügte sich keineswegs mit dem verstohlenen Genuß ihrer heimlichen Liebe, denn sie gestand ihren vertrautesten Freundinnen, die sich über die auffallende Ähnlichkeit des Kindes mit mir wunderten, unumwunden, daß es mir allerdings ähnlich sein müsse, da es ja mein Werk wäre.

Außerdem machte ich auch noch Mademoiselle le Gendre den Hof, und dieser angenehme Zeitvertreib zerstreute mit leichter Mühe den Gram, den ich über die Verbannung der Herzogin von Villeroi empfunden hatte.

Zwei Monate verflossen, ohne daß sich ihr eine Gelegenheit, mich wiederzusehen, bot. Sie wartete mit Ungeduld darauf, aber sie fand doch keinen andern Ausweg, als an mich zu schreiben.

Es befand sich in dem Kloster noch eine Tante der Herzogin, die mit einem Prinzen in Beziehung stand und ebenfalls dorthin gebracht worden war, weil ihre Sinne allzu reizbar und ihr Herz allzu gefühlvoll war. Die beiden Verwandten kamen einander durch das gemeinsame Schicksal näher, beide glühten vor Verlangen nach ihren Liebhabern.

Um sie wiedersehen zu können, benützten sie ein Fest, das man im Kloster feierte, zumal an solchen Tagen die Nonnen mehr zu tun und die Kostgängerinnen größere Bewegungsfreiheit haben.

Sie schrieben uns, wir sollten uns als würdige Abbés verkleiden und die günstige Gelegenheit benützen. Mit Geld gewannen wir einen Kaplan, bei dem wir absteigen, und der uns der Äbtissin als Neffen des Pfarrers von Joire vorstellen sollte, der damals in dem Kloster die Stelle eines Superiors bekleidete.

Wir entledigten uns unserer Aufgabe mit viel Geschick, denn die Äbtissin nahm uns sehr würdevoll auf und behandelte uns

sogar wie gute Freunde. Da man aber an dem Festtag keinen Prediger hatte bekommen können, forderte die Äbtissin uns auf, zu Ehren des Tages eine kleine Ansprache zu halten.

Dieser Auftrag setzte mich einigermaßen in Bestürzung, und ich gestand, daß mir für einen gewandten Kanzelredner doch die Fähigkeiten abgingen.

Aber die Äbtissin hörte nicht auf zu bitten, da, wie sie sagte, die verlangte Predigt nur in einer Ermahnung zur Frömmigkeit bestehen und nur in dem großen Refektorium abgehalten werden sollte, wobei also der Redner keinerlei Schwierigkeiten zu überwinden hätte. Zugleich versprach sie, nur wenige Zuhörer zuzulassen.

Umsonst versicherte ich ihr, daß ich mich auf keinen öffentlichen Vortrag vorbereitet hätte, man drang aber so lange in mich, bis ich, um keinen Verdacht zu erregen, endlich notgedrungen einwilligen mußte.

Ich sprach mit viel Leichtigkeit und Anmut, und die guten Nonnen waren mit mir sehr zufrieden. Sie wunderten sich sogar, daß ich so trefflich aus dem Stegreif zu predigen verstand, und ich selbst konnte nicht recht begreifen, weshalb ich nicht die Fassung verloren hatte.

Nach Beendigung des Gottesdienstes gingen wir in den unteren Saal, wo sich die Herzogin von Villeroi und ihre Tante aufhielten. Die Achtung vor diesen Damen verlangte die Entfernung aller übrigen Personen, zumal die Äbtissin selbst um Erlaubnis gebeten hatte, hinausgehen und Befehle erteilen zu dürfen.

Auch unser wackerer Kaplan ließ uns mit den beiden Damen allein, indem er wichtige Geschäfte vorschützte. Kaum war er zur Türe hinaus, als wir, um Überraschungen vorzubeugen, beschlossen, daß immer ein Paar an der Tür wachen sollte, während sich das andere nach Gefallen unterhalten konnte. Es gab ein frohes Wiedersehen, und das Vergnügen, so viele Kundschafter zu hintergehen, war nicht der geringste Reiz dieses Abenteuers

Unterdessen hatte die Äbtissin für uns eine Mahlzeit bereiten lassen. Unsere Damen durften auch daran teilnehmen, und Freude und gute Laune herrschte bald allein in dem sonst so stillen Kloster. Immerhin mußten wir in unseren Reden vorsichtig sein und bedienten uns deshalb in solchen Fällen der Zeichen- oder Gebärdensprache. Ein einziges Wort, eine Bewegung mit der Hand oder mit dem Kopf und vor allem ein Blick genügte, um uns an die Freuden der Liebe zu erinnern, die wir soeben genossen hatten.

Wir strengten unsern ganzen Witz an, um die Aufmerksamkeit und gute Laune der Äbtissin zu erwecken, die trotz ihrer Jahre noch nicht völlig mit den Gefühlen der Liebe abgeschlossen hatte. Besonders ich schien ihr wie zum Prior eines Klosters geschaffen, ja sie wünschte sogar, daß ich einmal die Stelle meines angeblichen Onkels einnehmen sollte.

Erst mit Einbruch der Nacht trennten wir uns von unseren Geliebten, die uns ebenso wie die gute Äbtissin das Versprechen, sie recht bald wieder aufzusuchen, abverlangten. Wir benutzten aber nur noch ein einziges Mal diese Erlaubnis, da wir es nicht gut wagen durften, unsere Rolle allzulange zu spielen, denn die Äbtissin hätte unsere List schließlich doch entdecken können.

Frau von Villeroi und ihre Tante sollten übrigens nicht lange mehr hinter den Klostermauern seufzen. Als ihre Familien sie wieder für vernünftiger und ruhiger hielten, gab man ihnen die Freiheit wieder.

* *

Das nächste Stück meiner Lebensgeschichte, das ich Ihnen, meine liebe Freundin, schicken werde, wird sehr lustige und nicht immer so traurige Erzählungen enthalten wie der erste Teil. Ich bin selbst ganz erstaunt über alles das, was ich bisher schon getan habe, denn Sie müssen wissen, daß ich Ihnen bis jetzt nur meine Erlebnisse bis zu meinem vierundzwanzigsten Jahr mitgeteilt habe.

In diesem Jahre wurde ich übrigens, was gewiß in Anbetracht meiner Jugend etwas merkwürdig sein mag, an Stelle des verstorbenen Marquis Deangeau in die Akademie aufgenommen, die mein Großoheim, der Kardinal, gegründet hatte.

Ich will Ihnen im nächsten Stücke auch einen Abriß der politischen Geschichte jener Zeit geben, und Sie werden sehen, daß, wenn sie auch glänzende Ereignisse aufzuweisen hat, diese doch stets von großen Albernheiten begleitet waren.

Und damit Sie nicht immer nur verliebte Abenteuer aufgetischt bekommen, will ich meine Bemerkungen über das, was ich gesehen und erlebt habe, hinzufügen und Sie mit den Personen so bekannt zu machen suchen, als wenn Sie bei den Haupt- und Staatsaktionen selbst zugegen gewesen wären.

Nur dürfen Sie nicht wieder so drängen wie das letzte Mal, denn ich werde Ihre Neugierde doch vor einem Monat schwerlich befriedigen können.

Friedrich Wencker: Nachwort

Don Juan mit Herzogshut und Marschallstab

Das Lilienbanner von Bourbon auf dem First des Schlosses zu Montpellier, Musketiere in bunter, phantastischer Uniform, den riesigen Federhut auf dem Lockenkopf, stehen vorm Portal, kommen und gehen, plaudern, lachen und spielen.

Ordonnanzen in gestickten Röcken sprengen mit verhängtem Zügel durch die Stadt, Offiziere schlendern müßig auf und ab, überwachen Munitionstransporte und Fouragewagen, gähnen, langweilen sich und spucken mißmutig auf den schmutzigen Boden, in den Pferde, Menschen und Wagen tiefe Rinnen eingedrückt haben, die jetzt als Abzugskanäle für das Regenwasser dienen.

Unordnung überall. Kanonen, reichverzierte Feldschlangen und Mörser mit koketten Namen ziehen vorüber, hungriges, neugieriges Volk, Kinder, Dirnen gaffen der königlichen Soldateska nach.

Schlimme Zeiten! die Tage der Hugenottenverfolgungen kehren wieder, Dragonaden in allen ketzerischen Orten der Languedoc. Im Schloß droben hat der Marschall von Richelieu mit dem Generalstab der Offiziere und Jesuiten sein Quartier aufgeschlagen.

Armand Duplessis de Richelieu, Großneffe des Mannes, den die Protestanten wie den leibhaftigen Satan fürchten. — „Der Fürst dieser Welt,“ die graue Eminenz, die La Rochelle den Ketzern entriß, die sie wie Räuber, wie Mörder verfolgen ließ.

Und der Erbe dieses Richelieu ist nach Languedoc gekommen, um die von der heiligen römischen Kirche abgefallenen Calvinisten mit Feuer und Schwert vor der ewigen Verdammnis zu retten . . .

Hinter den hellerleuchteten Spiegelfenster des Schlosses muß der Gefürchtete jetzt im Kreise seiner Henkersknechte und Pfaffen sitzen, brütend über Kriegspläne, Torturen, Hinrichtungen.

Die wie ein Zuckerkuchen fein gepuderte Allongeperücke auf dem edelgeformten Haupt, aus dem keck und entschlossen ein Paar verbuhlter Augen dreinschaut, um die sich ein zarter, blaugrauer Schleier gewoben, ein gutmütiger Zug, halb bittend, halb frech, um die schmalen Lippen, deren Winkel sich zu den typischen Falten zusammengezogen, worin Physiognomen geheime Liebesabenteuer zu lesen verstehen, den kräftig entwickelten, aber doch zierlich gebauten Leib in orden- und bänderstrotzender Uniform, die Schärpe um die Brust, das elegante Wehrgehänge — eher einem Galanteredegen als einer Kriegswaffe ähnlich — das Gegenstück der mageren Eminenz in weitem purpurroten Talar, mit dem grauen fuchsartigen Spitzbart und dem Kardinalsbarett auf den spärlichen Locken.

Armand Duplessis de Richelieu . . .

Eine Landkarte der Languedoc liegt vor ihm ausgebreitet, darauf ein Heer bunter Fähnchen die Stellung der Inquisitionstruppen andeutet. Halb träumend folgt des Marschalls Auge der Operationslinie, dann fegt sein Arm drüber weg, und die Karte samt den bewimpelten Nadeln fallen kunterbunt zu Boden.

Der Marschall gähnt.

Daß man aber auch gerade ihn dahinunter schicken mußte, wo es nicht das kleinste Vergnügen gibt. Er soll die Ketzer bekehren . . . Wie wenn das nicht die Jesuiten viel besser los hätten als er! —

Er ist bei Hofe so halb und halb in Ungnade gefallen. Denn

der vielgeliebte Louis Quinze ist etwas eifersüchtig auf den Schwerenöter, der mit den Favoritinnen Seiner Majestät anbandelt und dem König Hörner aufsetzen will, wie er es außer so vielen Herzögen, Prinzen, Grafen, Marquis und Bürgersleuten, selbst Fürsten, ja dem Regenten selbst tat.

Was ging ihn aber auch die Herzogin von Chateauroux an? Hatte er nicht genug Frauen, die sich um die Gunst seiner Liebe rissen?

„Mon métier, c'est d'aimer . . .“

Richtet sich auf, zieht aus der Tasche ein zierliches Briefchen, das so fein parfümiert ist, daß das ganze Zimmer wie das Boudoir einer Marquise duftet. Hält es so sanft zwischen den Fingern, als ob es die marmorweiße Hand wäre, die es schrieb.

Madame la Comtesse de Mauconseil, einst die Geliebte des Polizeiministers d'Argenson, bedauert so sehr, daß man dem armen Marschall nicht erst Zeit ließ, sie vor dem Abmarsch zur Armee zu umarmen. Sie bittet ihn um ein Lebenszeichen, und da er ein so unwiderstehlicher, allerliebster Erzähler ist, soll er ihr doch seine Jugenderlebnisse mitteilen.

„Mein Lieber, Bussy de Rabutin schrieb für seine Geliebte die Geschichten seiner Liebschaften nieder, und Sie, der Sie noch viel mehr erlebten als der gute Sieur, Sie wollen mir diese Gefälligkeit versagen? Nein, es kann nicht Ihre Absicht sein, mich hier vor Sehnsucht nach Ihnen sterben zu lassen, und ich hoffe, daß Sie mit der nächsten Post den Anfang Ihrer Geschichte senden werden . . .“

Mein Gott, was soll er denn hier tun? Etwa mit der Ketzer verbrennung Ernst machen? Sie können von ihm aus auch zur Sonne oder zum Mond beten, er läßt sie, wie sein Zeitgenosse, der König von Preußen, alle nach ihrer Fassung selig werden.

Gut, ich will den Wunsch der Marquise erfüllen. Setzt sich nieder und beginnt zu schreiben.

Wird dabei von Ordonnanzen und Offizieren unterbrochen, besichtigt die Truppen, aber kehrt doch immer wieder zum Schreibtisch zurück.

Während der Federkiel über das raue Papier entsetzlich kratzt, wie ein abgekehrter Besen, kommen die Erinnerungen an galante Abenteuer wie schillernde Schmetterlinge zum Fenster hereingeflogen.

Die diensttuenden Offiziere und Kammerdiener treten vorsichtig auf den Fußspitzen ins Zimmer, um den Herrn Marschall nicht zu stören. Denken, er arbeitet ein umständliches Memoire über die Zustände in der Languedoc für den König aus.

Er ist jetzt bald fünfzig Jahre alt, und die Ereignisse, die er schildern will, liegen fast dreißig und noch mehr Jahre zurück, aber es ist ihm, als habe er erst gestern bei der geheimnisvollen Herzogin geschlafen, und als sei er erst heute morgen von der Liebesnacht bei den guten Bürgerinnen Michelin und Renaud nach Hause gekommen.

Eines Tages gibt er seinem Kurier ein dickes Paket nach Paris mit, die erste Abteilung seiner Liebesabenteuer.

Die ersten vierundzwanzig Jahre seines Lebens sind darin beschrieben, kurz gefaßt, im Auszug wiedergegeben, soweit er sich eben ein Vierteljahrhundert später noch auf so fernliegende Ereignisse besinnen konnte. Wo ihn sein Gedächtnis im Stich läßt, kommt ihm sein Freund Turgi zu Hilfe, oder er kramt in Kisten und Koffern, wo sich, sorgsam aufbewahrt, seine galanten Memoiren befinden in Gestalt duftender, verzückter Briefe, verblaßter Spitzen und verwelkter Blumen, die ihn an eine längst vergessene Geliebte erinnern.

Sie sind Legion, die galanten, amoureuken Frauen, die der unwiderstehliche Marschall in seinen Bann zu ziehen wußte. Ohne daß er es oftmals wollte, ergaben sie sich ihm, so anziehend muß sein Äußeres, so bezaubernd sein ganzes Benehmen gewesen

Christen



sein. War eine Frau tugendhaft, so sah er darin noch lange kein Hindernis, um nicht zu ihrem Bett gelangen zu können. Denn er verstand sich wie vor ihm kein Zweiter auf die teuflische Kunst, sich beliebt zu machen, er konnte so reizend sein, daß es die Damen des galanten Frankreich nicht über sich gewannen, ihm Nein zu sagen.

Das erlaubte sich nur eine einzige, ein armes Mädel, das so eine Art deutsches Gretchen war.

Sein italienischer Kammerdiener besaß eine Geliebte namens Aimé, die in der Rue St. Louis aux Marais wohnte. Eines Tages kam der Herzog dahinter, warum sich Stephano dort soviel herumtrieb, und er wollte sehen, ob ein Kammerdiener auch einen guten Geschmack haben könnte. Und siehe, die kleine Aimé gefiel dem Herrn ebensogut wie dem Domestiken, und als Herzog und Pair von Frankreich glaubte Richelieu ganz zuversichtlich, daß ihm das Mädchen den Vorzug vor dem hergelaufenen Italiener geben würde.

Dem Mädchen muß aber der Kammerdiener besser gefallen haben als der Herzog, denn es gab ihm einen Korb.

Worauf Richelieu die beiden, als sie gerade eine Liebesnacht feiern wollten, verhaften und ein paar Monate einsperren ließ. Vielleicht hoffte er auf diese Weise zum Ziel zu gelangen, oder wollte er der Spröden nur seinen Zorn fühlen lassen, kurz, es ist uns nicht überliefert, ob die kleine Aimé zu der unüberschbaren Reihe von Frauen gehört, die dieser herzogliche Don Juan beglückte und worin ihn höchstens noch der Roi vaillant und August der Starke übertrafen, welch letzterem beiläufig dreihundertsechsfünfzig Menschen das Leben verdanken sollen.

Auch Richelieu hat in mancher Familie den Deus ex machina gespielt und in die Wiege mehr als eines der angesehensten Häuser Frankreichs hat er ein Kuckucksei gelegt, ohne daß die gehörnten Väter eine blasse Ahnung davon hatten. War da ein

reicher Parvenu Lamartelière, der sich sehr geehrt fühlte, wenn in seinem Palais die Hautevolée aus- und einging. Er lebte mit seiner Frau auf bestem Fuß und unterhielt nebenbei noch eine Geliebte.

Der arglose Hahnrei band das Richelieu auf die Nase, und der verstand es, sich dies zunutze zu machen. Denn die Frau Lamartelière gefiel ihm recht gut, und er wartete nur auf eine Gelegenheit, sie ihrem Gatten wegzuschnappen.

Einst hatte Lamartelière einen kleinen Streit mit seiner Frau, und als er abends den Herzog in der Oper traf, bat er ihn, er möchte doch die Vermittlung übernehmen und ihn mit seiner Gattin aussöhnen.

Er gestand aber auch, daß er nach der Oper bei seiner Mätresse nachholen wollte, was ihm zu Hause versagt sei. Zuvorkommend lud er den Herzog zum Souper bei der Demoiselle Julie ein, aber Richelieu lehnte verbindlich dankend ab. Er wußte, was er jetzt zu tun hatte. Fuhr schnurstracks zur Frau Lamartelière und erzählte ihr, daß ihr Mann noch eine Geliebte habe.

Ein Gemahl, der sich in solcher Weise an seiner Frau veründigt und ihr dazu noch so schöne Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Rache verschafft, kann unmöglich dem Verhängnis entgehen. Denn wenn der Liebhaber die Kunst zu gefallen versteht, ist das Recht allemal auf seiner Seite.

Als der Mann in der Nacht heimkam und seine Gattin wieder- versöhnt anzutreffen hoffte, wurde er kalt abgewiesen, denn Richelieu hatte den Gatten recht gut vertreten . . .

Blieb noch die Demoiselle Julie, die Geliebte, übrig. Sie wurde von einer ältlichen Tante bewacht, die so die Rolle der Kammerfrau Aimé bei dem Fräulein von Valois spielte. Was Richelieu zur Wiederholung seines damals angewandten Planes veranlaßte.

Freilich war die Demoiselle von recht moralischen Begriffen und hielt es gleich der guten Michelin für eine Todsünde, mehr als

einen Mann zu lieben. „Ein sehr sonderbares Mädchen“ wird sie in der geheimen Lebensgeschichte des Marschalls genannt.

Aber Richelieu besiegte zunächst die Tante, und die besorgte dann das Weitere. Sie führte ihn in Julies Schlafzimmer, und der Herzog versteckte sich unterm Bett. Sie kommt, zieht sich aus, und als sie so ahnungslos vor dem Spiegel steht, stürzt Richelieu auf sie zu und wirft sie aufs Bett.

Jammern, Hilferufe, die Tante kommt herbei. Sie ist aber gar nicht so überrascht, sondern gibt ihren Segen dazu. *Probatum est.*

Eine Zeit später fühlt sich zuerst Frau Lamartelière Mutter. Der Mann war, ich lasse wieder die anonyme, geheime Lebensgeschichte sprechen, „der erste, der mit seiner Kunsterfahrenheit prahlte, zur Vermehrung des menschlichen Geschlechtes beige-tragen zu haben.

Nicht lange danach teilt der Gehörnte dem Hausfreund freude-strahlend mit, daß ein gleiches Glück der Demoiselle Julie bevorstehe. Worauf Richelieu lächelnd erwidert: „Sie sehen, mein Lieber, daß sich mit der Zeit alles noch zu Ihrem Besten wendet . . .“

Man sollte meinen, dieser unerschöpfliche Lebensspender müsse eine zahlreiche Familie gehabt haben, allein er besaß nur zwei legitime Kinder, gerade soviel, um das Aussterben seines Stammes zu verhüten. Trotzdem war er dreimal verheiratet, einmal gezwungen und zweimal freiwillig. Von seiner ersten Frau, die er nicht liebte, da er sie auf Befehl seines Vaters oder vielmehr seiner Stiefmutter hatte heiraten müssen, hat er uns in dem Abriß seiner Memoiren einiges erzählt, und ich möchte hier nur noch eine köstliche Anekdote nachtragen, die so recht die galante Zeit illustriert und von der Großzügigkeit der damaligen Menschen ein hübsches Bild gibt.

Eine Zeitlang ließ die Herzogin den Kopf hängen und weinte

im stillen um den gefühlskalten Mann, den ihr das Schicksal angekettet hatte; schließlich, als alle Versuche, ihn umzustimmen, vergebens waren, fand sie sich mit der Tatsache ab und tröstete sich mit ihrem Stallmeister, wie es die andern Damen, die von ihren Ehemännern vernachlässigt wurden, mit dem Herzog von Richelieu taten.

„Hundert Louisdor sollen dem gehören, der mir Hörner aufsetzt,“ meinte der Herzog einst gutgelaunt, als man in Gesellschaft von der Herzogin sprach, deren Ergebenheit und Ausdauer er selbst gerade bewundert hatte.

„Monseigneur, Sie haben das Vergnügen selbst und brauchen nicht soviel Geld dafür auszugeben,“ meinte sein Sekretär und erzählte ihm die ganze Geschichte.

Richelieu nahm es von der leichten Seite, obwohl er sich doch ein wenig über die Wahl seiner Gattin ärgerte. Doch er nannte den Stallmeister den Mann seiner Frau, und als er später entlassen wurde, sagte er lachend: „Ich sollte ihm eigentlich doppelten Gehalt geben und eine Pension aussetzen, denn er war ja mein Stellvertreter.“

Eines Tages überraschte er die beiden beim Tête-à-tête. Er kam an einem heißen Sommernachmittag unerwartet nach Hause, und da ihm kein Diener begegnete, öffnete er die Tür eines Zimmers, in dem er flüstern hörte. „Ist denn niemand da, der mich anmeldet?“

Keine Antwort, das Zimmer ist leer. Aber nebenan hört er sprechen. Schaut vorsichtig durch den Türspalt und erblickt seine Gattin in den Armen des Stallmeisters auf dem Sofa . . . Was tut er? Ein anderer hätte die beiden niedergeschossen, aber Richelieu ist galant, will nicht zu ungelegener Zeit stören.

Klopft ein paarmal an die Türe, um die Verliebten zu warnen, daß sie beobachtet werden. Wartet, bis sie endlich soweit sein könnten, um sich vor ihm sehen zu lassen, und tritt erst dann ins Zimmer.

Die Herzogin liegt noch auf dem Sofa, lässig hingeworfen, noch halb im Liebesgenuß schwimmend. Am Fenster steht der Stallmeister, schaut ganz unschuldig und gleichgültig drein.

„Mon Dieu, Madame,“ ruft der Herzog lachend, „ich rate Ihnen, Ihr ganzes Personal zum Teufel zu jagen! Kein einziger von den Schurken ist in Ihrem Vorzimmer, man muß rein unangemeldet zu Ihnen kommen, und wie leicht kann man Sie dann stören. Wahrhaftig, Madame, ich rate Ihnen als Freund, solche Nachlässigkeit zu bestrafen . . .“

Der Stallmeister, der eine Szene fürchtete, wollte sich schleunigst entfernen. Doch Richelieu hielt ihn zurück. Als Hausfreund sei er niemals überflüssig. Plauderte dann ganz vergnügt mit der Herzogin über geschäftliche Dinge und hieß beim Gehen den Stellvertreter die Befehle der gnädigen Frau genau vollziehen. „Sie liebt nämlich die Einsamkeit,“ setzte er hinzu, „und wenn Sie diese mit der Herzogin teilen wollen, vorausgesetzt, daß sie nichts dagegen hat, so werden Sie mir dadurch einen Gefallen erweisen —“

Als sich der Herzog von Richelieu 1732, nachdem seine erste Gattin längst tot war, mit der Prinzessin von Guise und Lothringen vermählte, trat der Stallmeister wieder vor ihn, um zu gratulieren.

Doch Richelieu wollte den Hausfreund von einst nicht mit übernehmen. „Wie, mein Herr, Sie wissen schon, daß ich heirate? Sie sind rasch bei der Hand . . . Ich nehme Ihren Glückwunsch an, aber nicht in der Nähe . . ., ich bitte mir's aus, nicht in der Nähe!“ Und wandte ihm den Rücken zu.

Es ist wunderbar, wie lange dieser außerordentliche Mann seine Lebenskraft zu konservieren verstand, obwohl er sie in vollen Zügen verschwendete. Nie sah man ihn eigentlich ermattet oder entkräftet, immer war er frisch, und seine Geliebten wußten nie, daß er vielleicht vor wenigen Minuten erst einer anderen Schönen geopfert hatte. Freilich lebte dieser Pair von Frankreich auch ent-

sprechend, um seinen Körper auf der Höhe zu halten, und es ist uns überliefert, daß er an gewissen Tagen zu Hause blieb und sich ausschloß, während sein Wagen jeweils eine halbe Stunde vor den Wohnungen seiner Mätressen halten mußte, damit alle Welt meine, der Uermüdliche mache seine Runde. Es steckte ein klein wenig Eitelkeit dahinter, denn er wollte nie für einen Schwächling gelten und freute sich, wenn ihn die verwelkten Lebegreise bei Hof um seine zahllosen Liebschaften und um sein auffallend gutes Aussehen beneideten.

Krank war Richelieu eigentlich nie, nur von einer Art Aussatz oder Hautkrankheit ist in seiner geheimen Lebensgeschichte die Rede, aber dieser Ausschlag verheilte wunderbar, so daß man selbst an seinem Leichnam nicht die geringste Spur von Narben entdecken konnte.

Nie ermüdeten oder schwächten ihn seine gewiß aufreibenden Liebesabenteuer, und daß er noch mit achtundfünfzig Jahren ein Frauenherz bezaubern konnte, wie ein Zwanzigjähriger, ersieht man aus dem nachstehenden Brief, den eine Dame der Gesellschaft an ihn schrieb.

„... Nein, ich weiche nimmer von Dir, jede Gelegenheit will ich aufsuchen, um Dich zu sehen, noch einmal will ich mich ins Verderben stürzen: ich wünsche, daß er mich zurückstoße, aber nimmt er mich, so bin ich doch wieder Dein. Ach ihr Götter, rede ich doch nicht anders mit Dir, als ob Du mich noch liebtest . . . Und doch kann ich mich nicht überreden, daß Deine Liebe zu mir ganz erloschen sein sollte, ich habe sie tausendmal und erst noch gestern Abend erfahren. Was ich vor habe, kann auf keinen Fall geschehen. Mein Wille ist nicht dabei, mein Herz sträubt sich dagegen, Vernunft und Erfahrung sagen mir, es sei unmöglich, daß Du mit mir leben kannst. Alles in der Natur eckelt mich an, und jedem, der mir begegnet, rufe ich zu: ‚Du bist es nicht, den ich liebe.‘ So sprach ich auch zu den Herden von Louvois und ersann

tausend Schäfergedichte auf dem Wege. Ich habe Deinen Namen auf alles geschrieben, was mir in die Hände kam, aber ihn niemand verraten, sei es, wer es wolle . . . Ach, nur die sind glücklich, die Dich nie kannten! . . . Dürfte ich in dieser Welt noch einen Wunsch tun, und könnte ich nur einmal mein Schicksal lenken, so würde ich sagen: Gib mir meinen Geliebten von Fontenoy wieder, und ich tausche mit keiner Göttin! . . . Ich weiß wohl, alle wollten sie mich von Dir, mein Liebster, trennen, um Dir einen Dienst zu erweisen, und damit die ganze Welt mich herumstoße; sie hatten recht. Das wahre Glück aber beruht auf Deinem Herzen, es hängt von uns selbst ab und kann uns nicht zuteil werden, das ist unser Verhängnis. Ich bin entehrt, bin verachtet worden, ich habe fünf, sechs Millionen verloren, aber ich habe einen Geliebten verloren, und das allein ist ein Unglück, ein für mich unersetzlicher Verlust . . . Lassen Sie uns davon abbrechen, mein Liebster. Ich kehre wieder zur Vernunft zurück, um mein Unglück ganz zu fühlen. Ich kann Ihren Namen nicht nennen hören, ohne zu weinen . . .“

Man wird dagegen einwenden können, daß ein Mann von acht- undfünfzig Jahren noch ganz rüstig sein, eine Frau beglücken und ihr derartige verliebte Episteln entlocken kann, aber was wird man dazu sagen, daß der Marschall als Greis von vier- undachtzig Jahren noch einmal auf den Gedanken kam, sich zum dritten Male zu verheiraten? Unter Ludwig XIV. das Fräulein von Noailles, unter Ludwig XV. die Prinzessin von Guise und unter dem sechzehnten Louis die Witwe des irischen Oberst von Rothe. Sie wohnte ganz oben in den Tuileries, aber der alte Marschall stieg doch jeden Tag die vielen Treppen zu seiner Geliebten hinauf. Er hatte wohl auch die Absicht, in der Frau von Rothe eine Pflegerin seines mit der Zeit eben doch gebrechlich werdenden Körpers zu gewinnen, weshalb er sich mit ihr verband.“ Er betrug sich am Hochzeitstag weit besser als einst

bei seiner ersten Gemahlin, obgleich er damals nur sechzehn Jahre alt war,“ meinen die anonymen Herausgeber der Lebensgeschichte vielsagend.

Man hatte dem Senior der Marschälle von Frankreich, dem Freunde Voltaires, die Aufsicht über die Theater gegeben, so eine Art Intendanturposten, der ihm wegen der nahen Beziehungen zu den italienischen Schauspielern und namentlich aber zu den koketten Ballettratten viel Vergnügen machte. Denn der alte Geck begnügte sich keineswegs mit seiner Gattin, sondern ging, seiner Gewohnheit treu, immer noch auf verbotenen Wegen. Zu Hause führte zwar sie das Regiment, und Schauspielerinnen durfte der Marschall nur in ihrer Gegenwart empfangen, aber er besuchte sie dann eben in ihren Wohnungen oder im Theater, indem er der eifersüchtigen Gattin eine Besprechung im Conseil oder bei seinen Kollegen vor schützte.

Immerhin wirkt es doch etwas komisch und phrasenhaft, wenn man sich den Nestor der Galanterie in den Armen eines jungen frischen Mädchens vorstellen will, obwohl eine hübsche Komödiantin mit dem Sechsendachtzigjährigen so zufrieden gewesen sein will, wie mit ihrem zwanzigjährigen Liebhaber.

Dieser Vielerfahrene, der wie die übrigen Lieblinge der Götter und Frauen, wie Bussy Rabutin, Boccaccio und sein Zeitgenosse Casanova in allen gefährlichen Bravouren, allen exotischen Finessen der Liebe Bescheid wußte, dieser Vielgeliebte, um dessen Besitz sich Damen duellierten, vor dessen Zelle in der Bastille sich die Wagen der Herzoginnen und Prinzessinnen stauten, und elegante zierliche Göttinnen sich die Augen nach dem armen Gefangenen ausschauten, wie einst die Männer vor dem Hause der schönen Paula, dieser verliebteste Mann einer verliebten Zeit, soll sogar Neigung zum gleichen Geschlecht gehabt haben. Unglaublich! Und doch ist überliefert, daß er gern hübsche Jünglinge um sich sah, daß er nur deshalb so lange mit dem Alchymisten

und Quacksalber Damis verkehrte und über seine Flucht so untröstlich war, weil dieser Italiener eben der Geliebte des Marschalls war. Einen schönen Schweizer des Fräuleins von Charolais und verschiedene seiner Offiziere soll er wegen ihres klassischen Körperbaus gern bei sich „gesehen“ haben und mit ihnen intim verkehrt sein, so weit man eben den Skandalgeschichten jener Zeit Glauben schenken darf.

Der freundliche Leser könnte jetzt leicht auf den Gedanken kommen, der Richelieu dieses Buches wäre nur ein galanter Abenteurer, einer der Roués der Regence gewesen, der sich außer der Beglückung des weiblichen und der Vermehrung beider Geschlechter kein sonderliches Verdienst um seine Mitwelt erworben habe. Es möge mir daher gestattet sein, noch in ein paar Worten der politischen Laufbahn unseres Helden zu gedenken, zumal er zu den bedeutendsten Staatsmännern und Heerführern des niedergehenden Lilienkönigtums gehörte.

Von seinen militärischen Anfängen, die noch in den Lebensabend des Sonnenkönigs fallen, dem er als Kurier Villars' die Eroberung von Freiburg melden mußte, von seinem Regiment, das während der Regentschaft in Bayonne lag und ihn wegen der Beziehungen zu Cellamares Verschwörung in die Bastille brachte, haben wir genügend in den Memoiren selbst gehört. Von seinem Vater hatte er die doppelte Würde eines Pairs geerbt, die ihm schon einen bedeutenden Anteil am politischen Leben Frankreichs sicherte, aber diesen Einfluß stärkte der berühmte Name, den er trug, noch ganz besonders. Der Kardinal Richelieu war für das Frankreich der Bourbons, was Bismarck für Preußen-Deutschland war. In der grauen Eminenz bewunderte ganz Europa seinen größten Staatsmann, und Peter der Große, der gelegentlich seiner Reise nach Frankreich auch das Grabmal des Kardinalherzogs besuchte, meinte zu dem Erben des großen Mannes, er wolle gern mit dem Kardinal die Hälfte seines Reiches geteilt haben, wenn er ihn nur

die Kunst, über die andere Hälfte mit Weisheit zu herrschen, hätte lehren können. Ludwig XV., der Epigone, der gleich dem dritten Napoleon sich gern von den Namensträgern der Stützen seines Urgroßvaters umgeben sah, da sie ihn stets an den Glanz des Roi soleil erinnerten, der bis zum Auftreten Napoleons das Vorbild eines jeden Herrschers blieb, betraute Richelieu mit der Gesandtschaft in Wien, einem damals sehr schwierigen Posten, den der junge Herzog aber mit sehr viel Geschick und staatsmännischer Routine vertrat, obwohl er dabei nie seine galanten Abenteuer aufgab, sondern es sich angelegen sein ließ, die Mätressen des Prinzen Eugen zu erobern. Neunundzwanzig Jahre alt, hielt er an der Spitze von neunundsechzig sechsspännigen Galawagen seinen Einzug als Gesandter des allerchristlichen Königs in Wien, wo er bis zum Jahre 1729 zur größten Zufriedenheit des Bischofs von Frejus, der damals Frankreich regierte, die oft verwickelten Beziehungen zur Hofburg aufrechterhielt.

Er kämpfte dann erfolgreich vor Kehl und Philippsburg und stattete eines Tages dem Prinzen Eugen einen Besuch ab. Am andern Tag schickte er ihm als Dank für die freundliche Aufnahme hundert Bouteillen Champagner, die Eugen mit ebensoviel Flaschen Tokaier erwiderte.

Voltaire, dieser Poète millionnaire, lieh ihm 40000 Livres, damit er Feldmarschall werden konnte. Dies geschah im Jahre 1739, und die nun folgende Friedenszeit benützte Richelieu zu allerlei Liebchaften, von denen ich einige hier erzählt habe. Er nahm auch an den geheimen Orgien des vielgeliebten Königs teil, dem er indes manchen guten Rat erteilte. Richelieu verschaffte auch dem König die Marquise de la Tournelle, die später Herzogin von Chateauroux wurde.

Im Bayerischen Erbfolgekrieg kämpfte Richelieu bei Dettingen, wo der Marschall von Noailles von den Engländern, Hannoveranern und Österreichern geschlagen wurde. Richelieu deckte den

Rückzug und unterhielt von Straßburg aus einen regen Briefwechsel mit dem König, der ihn bald darauf zum Oberkammerherrn ernannte.

Von seiner Mission nach der ketzerischen Languedoc habe ich zu Eingang dieser Zeilen gesprochen. Von Montpellier aus berief ihn der König als außerordentlichen Gesandten an den sächsisch-polnischen Hof nach Dresden, wo er um die Hand einer Prinzessin für den Dauphin anhalten sollte. Diese Reise ist wiederum mit einer Reihe galanter Zwischenspiele angefüllt, über die wir aber keine ausführlicheren Mittheilungen besitzen. 1746 treffen wir Richelieu auf dem italienischen Kriegsschauplatz wieder, wo er in Genua mit Pelinetta Brignolet, der Schwägerin des Dogen, eine umständliche Liebschaft anfangt, die indes zu keinem rechten Ziel führte, da die Italienerin den verliebten Marschall, der, um ihr zu gefallen, sogar zur Kirche und zur Beichte ging, köstlich zu hintergehen verstand.

Vor seiner Rückkehr nach Frankreich gab er erst noch einmal ein großes Fest, zu dem auch Pelinetta geladen war. Richelieu trank ihr immerfort zu, und wollte sie auf diese Weise willfährig machen. Doch er sank eher unter den Tisch als sie, die den Plan durchschaut hatte. Beim Tanzen konnte er sich kaum auf den Beinen halten, und Pelinetta und die Gäste lachten laut über die tollen Sprünge des verliebten Marschalls.

In der Pause wollte sie in ihr Zimmer gehen. Richelieu folgte ihr, warf sie mit Gewalt auf das Sofa; aber die Italienerin war doch stärker als der betrunkene Zentaur: sie stieß ihn zurück — lief eilig hinaus und schloß die Thür zu. Richelieu aber schlief bis zum andern Morgen seinen Rausch aus, über den ganz Genua lachte.

An des Marschalls von Sachsen Seite finden wir ihn bei Fontenoy wieder, und bald darauf an der Spitze des Expeditionskorps, das auf seinen Vorschlag hin die Engländer aus den Balearen vertreiben sollte. Es gelang ihm, Mahon zu erobern, und er brachte von dort ein Gericht mit, das man allmählich Mayonnaise nannte.

Im Siebenjährigen Krieg hatte er die Aufgabe, mit den Engländern in Hannover Preußen im Schach zu halten, und nach dem Hubertusburger Frieden nahm er endlich von seiner Statthalterschaft der Provinzen Guyenne und Gascogne Besitz und schlug in Bordeaux seine Wohnung auf.

Hiermit kann ich wohl diese biographischen und historischen Details, die den Leser auf die Dauer nur langweilen würden, abbrechen und müßigen Historikern das Feld räumen.

Es erübrigt sich noch, zu erwähnen, daß der Marschall von Richelieu im Alter von zweiundneunzig Jahren im August 1788 starb, wie es sich für einen Edelmann schickte, der unter drei Königen aus dem Hause Bourbon gelebt hatte und nicht mehr die Erstürmung der Bastille mitansehen wollte, in der er dreimal gesessen, und die im Grunde doch das Wahrzeichen des Gottesgnadentums gewesen, dessen Anhänger der Herzog von Richelieu, dieser Don Juan mit Herzogshut und Marschallstab, bis zu seiner letzten Minute blieb. —



Das vorliegende Werk, das ich unter Benützung dreier verschiedener Ausgaben von Memoiren des Herzogs von Richelieu zusammengestellt habe, will kein Buch sein, an dem sich die unreife Jugend ihre kindliche Phantasie verderben soll: es gehört ihr ebensowenig in die Hand wie die Werke der übrigen Chronisten der Liebe, die von und für reife Menschen geschrieben sind. Deshalb habe ich auch die bisweilen etwas derbe und realistische Darstellungsweise Richelieus beibehalten und nicht das geringste zu beschönigen oder zu verdecken versucht.

Man wird diese Liebesabenteuer des Herzogs von Richelieu künftighin zu den klassischen Werken der Erotik zählen, unter denen sie bisher erstaunlicherweise immer noch fehlten. Inwieweit diese Aufzeichnungen authentisch sind, läßt sich heute nicht mehr

nachweisen. Richelieu hat keine selbstverfaßten Memoiren hinterlassen, wohl aber verschiedenen seiner Sekretäre und Vertrauten seine gesamten Papiere mit dem Wunsch übergeben, sie möchten daraus seine Memoiren zusammenstellen. Bereits ein Jahr nach seinem Tode bemühten sich die Pariser Buchhändler dieses dankbaren Stoffes, und es erschienen zweierlei Werke, die sich beide auf echte Papiere beriefen. „Mémoires du maréchal duc de Richelieu“, Paris 1789-91, 9 vols. (herausgegeben vom Abbé Soulavie). Dies umfangreiche Werk, das 1792-94 in neun Bänden in deutscher Übersetzung (von Hess) in Jena erschien, enthält in erster Linie die politische Geschichte Frankreichs vom Tode Ludwigs XIV. bis zum Jahre 1770. Der Herausgeber, einer jener freiheitstrunkenen Schwärmer der Revolution, läßt den Herzog bisweilen die Sprache der Enzyklopädisten reden, was sich ganz amüsant macht. Soweit Richelieus eigene Papiere verwendet sind, und sich diese auf galante Abenteuer beziehen (z. B. seinen dritten Aufenthalt in der Bastille), habe ich diese Ausgabe der Memoiren zu meinem Buch verwendet.

Das eigentliche Quellenwerk war aber die von Faur verfaßte und anonym herausgegebene „Vie privée du maréchal de Richelieu, contenant des amours et ses intrigues“, Paris 1791, in drei Bänden, von der ebenfalls eine deutsche Übersetzung unter dem Titel „Geheime Lebensgeschichte des Marschalls von Richelieu oder Erzählung seiner Abenteuer, Liebschaften, Intriguen usw.“, Bayreuth 1891, vorliegt. Der dritte Band dieser Ausgabe enthält den autobiographischen Torso, der den Hauptbestand meines Buches ausmacht. Es wäre als drittes Werk noch die „Nouveaux mémoires du maréchal de Richelieu“ (par J. Lescure, Paris 1869, 4 vols.), zu erwähnen, die indes mehr eine Kompilation aus den bereits aufgeführten Quellen und anderen zeitgenössischen Memoiren sind und für mich weniger von Bedeutung waren.

Der Abbé Soulavie hat die Echtheit des Fragmentes, das Richelieu an die Marquise von Mauconseil schrieb, bezweifelt, doch es

gilt ziemlich mit Sicherheit für authentisch. Und sollte es auch die Erfindung eines fleißigen und phantasiereichen Schriftstellers sein, so wird das seinen Wert doch wohl kaum beeinträchtigen. Hat denn der Chevalier des Faublas, und auch vielleicht ein Teil der Frauen Casanovas je gelebt? Gewiß nicht, aber die von ihnen berichteten galanten Geschichten geben uns Kunde von dem tiefsten und innersten Fühlen der Menschen jener Zeit, ein Echo aus den galanten Tagen des Rokoko, aus den sinnensfrohen Tagen der Régence, von der ein ausgezeichnete Kenner, Alexander Dumas, einmal sagte: „Es war eine Epoche, da sich niemand seiner Glückseligkeit schämte . . . Nach dem langen, ermüdenden Winter des Greisenalters Ludwigs XIV. erschien plötzlich der Frühling einer neuen Herrschaft. Jedermann gefiel sich in der glänzenden, wohltuenden Sonne, man summte und flog achtlos herum, gleich den Bienen und Schmetterlingen in den ersten Sommertagen . . . Vergnügen, das gefehlt hatte und verbannt war, kehrte wieder, freudig wurde es begrüßt, gleich einem Freunde, an dessen Rückkehr man beinahe verzweifelt war, mit offenen Armen wurde es aufgenommen, damit es nicht wieder entfliehe, jeder Augenblick wurde ausgenützt . . .“

Würzburg, im März 1914.

Friedrich Wencker.

Empfehlenswerte Bücher
aus dem Morawe & Scheffelt Verlag / Berlin-Südende

Ein glänzendes Gegenstück zu den Liebesabenteuern des
Marschalls von Richelieu sind die

Kriegs- und Liebesabenteuer des Chevalier d'Artagnan

Von ihm selbst erzählt. Übersetzt von
FRIEDRICH WENCKER

mit köstlichen Bildern von
FRANZ CHRISTOPHE

338 Seiten Text in vornehmem Halbpergamentband gebunden
6.— R.-Mk.

Dieser klassische Liebes- und Lebensroman aus galanter Zeit bringt in buntem Wirbel aufregende Duellgeschichten und spannende, köstliche Liebesabenteuer in flotter, fesselnder, meisterhafter Darstellung. **Die Memoiren des Chevalier d'Artagnan, denen Alexander Dumas den Stoff zu seinen weltberühmten „drei Musketieren“ entnahm,** gehören zu den Klassikern der galanten Zeit.

Der Chevalier d'Artagnan, ein armer Krautjunker aus der Gascogne sucht und findet sein Glück am Pariser Königshofe als Soldat und Werkzeug des Kardinals Mazarin. Er tritt uns als Haudegen und Freund der Frauen in Gestalt eines liebenswürdigen, von starkem Ehrgefühl und von großer Rechtschaffenheit erfüllten Abenteurers entgegen. Dem Bearbeiter gebührt das Verdienst, das Buch von seinem Ballast chronistischer Beschreibungen befreit zu haben, so daß es sich mehr wie ein Roman, als ein Erinnerungsblatt liest. Kein Buch für Kinder und Backfische!

Verlangen Sie kostenlos unseren neuesten Verlagskatalog

Empfehlenswerte Bücher aus dem Morawe & Scheffelt Verlag / Berlin-Südende

Voltaire: Candide. Neuauflage von Peter Hamecher. Mit vielen Schwarz-Weiß-Zeichnungen von Josef von Divecky. Auf bestem Rex-Büttenpapier gedruckt. Preis: Gebunden 3.— R.-Mk., Ganzleinenband 5.— R.-Mk., Halbpergamentband 6.— R.-Mk. Voltaire schrieb diesen satirischen Roman von der besten aller Welten unter den Erschütterungen des Erdbebens von Lissabon. In den Erschütterungen der heutigen Zeit mag das berühmte Werk trotz seiner Bitternis ein Trost sein.

Alexander von Sternberg: Braune Märchen. Herausgegeben von Peter Hamecher. Auf Rex-Büttenpapier gefertigt. Preis: In Halbseiden-Einband mit Goldschnitt 10.— R.-Mk.

Diese Ausgabe bringt den vollständigen Text der Originalausgabe, der hier **zum ersten Male unverkürzt veröffentlicht** wurde.

Es sind galante Märchen im Stil der französischen Feengeschichten, voll Witz und Grazie. Das im Jahre 1850 erschienene Werk ist heute eine bibliophile Seltenheit. Es wird den Freunden einer anmutigen, witzsprühenden Unterhaltung gewiß großes Vergnügen bereiten.

Hans von Hülsen: Den alten Göttern zu. Ein Platen-Roman. Preis: Broschiert 3.— R.-Mk., gebunden 3.50 R.-Mk.

Auf dem Hintergrunde eines Abschnittes unserer vaterländischen Geschichte entwirft der Dichter das monumentale Gemälde des Lebens eines der leidensreichsten deutschen Dichter. Unter den vielen Versuchen, mit epischer Kunst Dichterleben nachzuschaffen, darf man dieses Romanwerk als den gelungensten bezeichnen.

Alexander von Gleichen-Rußwurm: Gesellschaftskunst.

Ein Büchlein von Konversation und feiner Sitte. Mit 8 mondainen ganzseitigen Bildern von Ludwig Kainer. Das maßgebende Buch für den Gesellschaftston, das in bezaubernder Form Themen, wie Stil in der Liebe / Der Handkuß / Die Welt bei Tisch / Vom Frack / Der grüne Salon u. a. m. behandelt. Dieses präziöse Werkchen ist auf bestem Papier in der schönen Frühlingsfraktur gedruckt und kostet gbd. 2.— R.-Mk., in elegantem Ganzleinenband 3.— R.-Mk., in vornehm. Halblederband 4.— R.-Mk.; der handgebundene Wildlederband 12.— R.-Mk.

Guy de Maupassant: Das Bett und andere Novellen. Übersetzt und mit Vorwort versehen von Aug. Kuhn-Foelix. Preis: in elegt. Ganzleinenband 3.— R.-Mk., in Halbleder 4.— R.-Mk., in Ganzleder 10.— R.-Mk.

Ein bunter Blumenstrauß aus dem Liebesgarten des großen Verkünders des Eros; eine Auswahl seiner schönsten Novellen.

Verlangen Sie kostenlos unseren neuesten Verlagskatalog

